BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Langbein, August Friedrich Ernst,

A. F. E. Langbein's sämmtliche Schriften

Bd.: 5

Stuttgart 1841

P.o.germ. 792 x-5/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10113474-2

V.

1.

2

A. F. E. Langbein's

sämmtliche Schriften.

Zweite verbesserte Auflage.

Fünfter Band

enthält:

Jocus und Phantasus. — Der Sonderling.

Stuttgart:

J. Scheible's Buchhandlung.

1841.

Jocus und Phantasus.

I.

Der glückliche Traum.

Der Kammerpräsident *von Eschborn* gab ein glänzendes Abendfest. Schon neigte sich das Gastmahl zum Nachtisch, als ein Lärm im Vorsaal entstand. Die derbe Stimme eines Fremden zankte mit den Bedienten, die ihm den Eintritt ins Speisezimmer streitig machten. Plötzlich flog die Thür auf, und herein trat ein stämmiger Mann in einem unfeinen und abgetragenen Reisekleide. Der Präsident erschrack, sprang auf, lief ihm entgegen, und sagte mit leiser, ängstlicher Stimme: „Um's Himmelswillen, Bruder! wo kommst Du her? — Und in welcher gemeinen Tracht! — Willst Du mir vor allen den Leuten von Stande, die bei mir speisen, Schande machen? — Ich bitte Dich, geh' still wieder fort, und komm' morgen wieder!“

Der ungebetene Gast wollte sich schweigend zurückziehen; aber *Raimund*, ein vielgeltender Hausfreund des Präsidenten, eilte von der Tafel herbei, mischte sich in die Sache, und stellte vor: es sey unbillig, einen leiblichen Bruder, den man lange nicht gesehen, an der Thür abzuweisen. Er sprach so laut, daß es der speisenden Gesellschaft ver-

nehmlich wurde. Sogleich forderten verschiedene vornehme Gäste den Wirth auf, seinen Bruder am Tische Platz nehmen zu lassen.

Valentin Eschborn, ein wohlhabender Gutsbesitzer, machte der Gesellschaft seinen Bückling, setzte sich, und sagte mit einer kräftigen Stimme, dergleichen man in den geselligen Kreisen der feinen Welt selten donnern hört, zu dem Präsidenten: „Du darfst nicht denken, Herr Bruder, daß ich zum Carneval, oder sonst aus langer Weile hierher gekommen bin. Ich erhielt vor einigen Tagen einen Brief ohne Unterschrift, worin mir berichtet wurde: es wolle mich jemand in der Stadt wegen einer wichtigen Angelegenheit sprechen. Darum bin ich denn hier, und will ein Weilchen abwarten, ob sich der ungenannte Briefsteller melden wird, oder ob er mich, ungeachtet wir erst im Monat Februar leben, in den April geschickt hat." — Herr von Eschborn versicherte: er wisse nichts von der Sache. „Sie wird sich morgen wohl aufklären;" fiel Raimund ein. „Wir wollen ihr jetzt nicht weiter nachgrübeln."

Die hohen Herrschaften ließen sich aus Höflichkeit zu dem Landmann herab, redeten mit ihm von der Feldwirthschaft, und gaben aus großstädtischer Unkunde derselben manche lächerliche Blöße. Als er unter andern auf die Frage, wie die vorjährige Ernte ausgefallen sey, über Brand im Weizen klagte, fuhr ein hoher Staatsbeamter hitzig auf: „Das verdammte Tabackrauchen! Sicher hat ein Schnitter mit seiner dampfenden Pfeife das Feld entzündet!" — Aber Valentin belehrte den Eiferer: daß der Brand, der ihm Schaden gethan, eine Krankheit des Weizens sey, die man schon vor ein paar tausend Jahren, als noch lange nicht an den Genuß der Tabackspflanze gedacht worden, gekannt habe.

Fräulein Hermine, die Tochter des Präsidenten, ein stolzes, überkluges Mädchen, fragte den Oheim mit einem kalten nachläßigen Tone nach seinen Kindern. „Die Krabben wollen Hochzeit machen!“ rief er lachend. „Der junge Pfarrer in meinem Dorfe freit um Lieschen, und dem Fritz sticht die hübsche Müllerstochter in's Auge. Ich werde dem Blitzjungen wohl mein Vorwerk Ruhthal abtreten müssen, damit er dort wirthschaften und das Mädel heirathen kann.“

Die ganze Familie von Eschborn (die außer den schon aufgetretenen Personen noch aus der Gemahlin des Präsidenten und einem erwachsenen Sohne bestand) ward schamroth, daß vor der erlauchten Gesellschaft, die sich theils taub stellte, theils verlegen auf den Teller sah, ein so ärgerliches Mißbündniß zur Sprache kam. Hermine versuchte, den Schandfleck zu übertünchen. „Sie scherzen, Herr Onkel!“ sagte sie. „Vetter Fritz wirft sich gewiß nicht weg, und die Dirne würde wohl auch im Nothfalle so bescheiden und verständig seyn, wie Göthe's schöne Müllerin, die einem Edelknaben, der sie in eine stille Laube einlud, antwortete:

Mit nichten!
Das geben Geschichten!
Denn wer die artige Müllerin küßt,
Auf der Stelle verrathen ist.
Euer schönes dunkles Kleid
Thät' mir leid
So weiß zu färben.
Gleich und gleich! so allein ist's recht!
Darauf will ich leben und sterben.
Ich lobe mir den Müllerknecht,
An dem ist nichts zu verderben.“

Die Gesellschaft lachte und klatschte in die Hände. Nur Valentin sagte ernsthaft: „Mein Fritz ist kein Edelmann; das löbliche Gleich und Gleich wird also durch seine Verbindung mit der tugendsamen Tochter eines wackern Mühlmeisters keineswegs verletzt. Die Sache könnte nun auch nicht rückgängig werden, da sie bereits bis zur Verlobung gediehen ist.“

„Darüber sprechen wir morgen!“ murmelte der Präsident, und setzte sein Weinglas, das er eben zum Munde führen wollte, hastig wieder auf den Tisch.

Es entstand eine tiefe Stille; der vornehmste Gast erhob sich vom Stuhle; die übrigen folgten. Herr von Eschborn führte seinen Bruder bei Seite und sagte mürrisch: „Die jungen Leute tanzen jetzt; das wird Dir kein Vergnügen machen: schlaf' indessen im Gasthof aus, und stelle Dich morgen zum Mittagsessen bei mir ein. Gute Nacht!“ Damit kehrte er ihm den Rücken und eilte nach dem Tanzsaal, wo schon die Geigen gestimmt wurden.

Valentin entfernte sich gern. Als er aus dem Speisezimmer ins Vorgemach trat, fand er drei oder vier gemeine, widrige Gestalten, die ihm, wie Güterbeschauer, scharf auf die Hände und Taschen sahen. Er wunderte sich darüber, denn es ahnte ihm nicht, daß diese aufmerksamen Beobachter vorsichtige Pfandgläubiger waren, die dem Präsidenten sein bei ihnen versetztes Silbergeschirr zu dem festlichen Abend gegen eine Erkenntlichkeit geliehen hatten, und jetzt darauf lauerten, es wieder in Empfang und Gewahrsam zu nehmen.

Gewohnt, zeitig zu essen, ging Valentin des folgenden Tages mit dem Schlage der zwölften Stunde in des Präsidenten Wohnung. Er eilte recht, um nicht etwa auf sich warten zu lassen. Ein gähnender Bedienter fragte, was er wolle; und als er denn antwortete, daß er zu Tische gebeten sey, lachte der Mensch laut auf und sagte: „Damit hat's noch fünf Stunden Zeit!“

„Mit dem Mittagsessen?“ fragte Valentin.

„Ja wohl, mit dem Mittagsessen!“ spottete der Buntrock ihm nach. „Wir speisen täglich erst um fünf Uhr, und besonders heute, da die Herrschaft noch schläft, und vermuthlich erst um drei Uhr frühstücken wird.“

Mit Erstaunen zog Valentin ab. Auf der Straße begegnete ihm Raimund, der ihn im Gasthof gesucht hatte. Sie gingen mit einander dahin zurück.

„Ich will Ihnen,“ sagte Raimund dort, „ohne längern Verzug gestehen, daß ich der Schreiber des Briefes bin, den Sie vor einigen Tagen empfingen. Der Gegenstand, worüber ich mit Ihnen zu sprechen wünschte, ist Ihres Bruders glänzendes Elend. Ich bin erst sechs Wochen hier in der Stadt und eben so lange sein Hausfreund; aber ich kenne seine Lage vollkommen. Der sorglose Weltmann, der allzu nachsichtige Hausvater ist ohne Rettung verloren, wenn wir ihm nicht vereint mit Rath und That unter die Arme greifen.“

„O, mein armer Bruder!“ rief Valentin. „Ich will ihn retten, will ihm Hab' und Gut aufopfern.“

„Das würde kaum zureichen, und nicht lange helfen;“ versetzte Raimund. „Im nächsten Jahre wär' er wieder in der alten Noth. Er und seine Familie könnten wohl einen Brunnen voll Gold erschöpfen. Frau und Tochter verschwenden unermeßlich in Kleidern und Schmuck, und

er sieht ruhig zu. Junker Achilles, der Augapfel seiner Eltern, verliert ungeheure Summen in Spielhäusern, und der gutwillige Vater, ein zweiter Eli, schilt ihn nicht, sondern setzt ihn vielmehr immer wieder in den Stand, mit neuem Futter für die Karten bei der Farobank zu erscheinen. Der junge Wüstling kann leidlich tanzen, reiten und fechten; außer diesen Künsten ist aber jeder Schulknabe gelehrter als er, und ich begreife nicht, wie er in Zukunft, wenn ihn die Eltern nicht mehr unterstützen können, sein Leben durch die Welt bringen will, da er von Allem, womit sich ein Bissen-Brod verdienen läßt, nichts versteht."

„Das ist ein Jammer!" seufzte Valentin. „Da muß denn vor allen Dingen dafür gesorgt werden, daß der Mensch noch was Tüchtiges lernt.

„Allerdings!" sagte Raimund. „Aber in eine öffentliche Schule paßt der zwanzigjährige hochgewachsene Herr nicht, weil er sich in der Mitte kleiner Knaben, denen er im Grade des Wissens gleich steht, lächerlich ausnehmen würde. Der Vater muß ihn einem geschickten und ehrwürdigen Hauslehrer in die Zucht geben. Einen solchen Mann habe ich schon ausgemittelt. Er war Schulrektor eines Städtchens, legte aber sein Amt nieder, weil ihn seine Vorgesetzten zwingen wollten, noch in seinen alten Tagen die sogenannte Turnkunst zu lernen, und sich vor allem Volke mit seinen Schülern zu balgen und Burzelbäume zu schießen."

Valentin mußte, so betrübt er war, über diese obrigkeitliche Zumuthung lachen. Die Annahme eines Hauslehrers fand er hingegen sehr zweckmäßig. Er zweifelte blos, daß sich sein Bruder, der nur unnütze Ausgaben zu machen gewohnt sey, zu einer nützlichen entschließen würde.

„Ich denke doch, daß wir ihn durch vereinte Vorstellun-

gen dahin bringen werden;“ erwiederte Raimund. „Wir gehen mit einander zu ihm zu Tische, führen ihn nach dem Essen bei Seite und waschen ihm ehrlich den Kopf. Er muß, er mag wollen oder nicht, einen Hauslehrer annehmen, muß dagegen seine fürstliche Wohnung aufgeben, seine schwelgerischen Gastmähler einstellen, den Postzug abschaffen, die Hälfte seiner überflüssigen Bedienten verabschieden, der Verschwendung seiner Gemahlin und Tochter Einhalt thun, und so weiter. Ich werde das Wort führen. Stehen Sie mir kräftig bei, und unsere gute Meinung wird durchdringen.

Der Kampf war hart; der Sieg unvollständig. Herr von Eschborn war zu keiner Einschränkung seines Prachtaufwandes zu bewegen, weil er sich dadurch, wie er sagte, dem Spott der Stadt aussetzen würde. Auch erklärte er: es sey ihm unmöglich, den Haustyrannen zu spielen, und seine Gattin und Tochter wegen ihrer ausschweifenden Putzliebe zu schelten.

„Ei, das ist Schwäche!“ fuhr Raimund auf:

„Wer nicht, wenn's Noth thut, zürnen kann,
Der ist ein Narr, kein weiser Mann.“

„Eigene Poesie?“ fragte der Präsident spitzig.

„Dessen kann ich mich nicht rühmen;“ entgegnete Raimund. „Es ist ein alter Kernspruch voll Kraft und Wahrheit.“

„Immerhin!“ sagte Jener. „Ich kann nun einmal nicht anders. Die Frauen schmücken sich gern; man muß ihnen den Willen lassen.“

Der einzige Punkt, den er nach langem Widerspruch

zuletzt genehmigte, war die Anstellung des vorgeschlagenen Hauslehrers.

Sobald die beiden Sittenprediger wieder aus dem Hause waren, ließ er den lieben Sohn rufen, bereitete ihn mit zärtlicher Schonung auf den ihm bestimmten Hofmeister vor und bat, indem er ihm zugleich die Backen streichelte, sich diese Anstalt hübsch artig gefallen zu lassen. Das versprach Achilles unter der Bedingung, daß ihm sofort zehn Stück Louisd'or, die er eben brauche, ausgezahlt würden. Rasch zog Papachen den Beutel: denn diese Kleinigkeit vertrat ja gleichsam die Stelle der Zuckerdüte, womit man vor Zeiten die lieben Kinder, wenn sie zum ersten Male in die Schule gingen, beschenkte.

Schon des folgenden Tages übernahm Magister Ambrosius, den das Turnwesen vom Amte vertrieben hatte, die neue Lehrstelle und bezog die für ihn eingerichteten Zimmer. Der gelehrte Mann war ein hoher Funfziger und hatte das abschreckende Ansehen eines finstern, grämlichen Schulmonarchen, war aber eine grundgute Seele. Sein schlauer Zögling merkte das bald, und betrug sich freundlich gegen den Alten, weil er ihn in allerhand Nothfällen zu brauchen oder zu mißbrauchen dachte.

Sie waren auch kaum acht Tage mit einander bekannt, als sich der junge Herr genothdrungen sah, ihm ein wichtiges Geheimniß zu eröffnen. Er machte mit Kopfhängen und Seufzen die Einleitung dazu. Theilnehmend fragte der Mentor, was ihm fehle. Da entdeckte ihm Achilles, daß er seit fünfzehn Monaten heimlich verheirathet, auch bereits Vater sey, und sich eben jetzt in der peinlichsten Verlegenheit befinde, wo er Frau und Kind unter Dach bringen solle, indem sie der Hauswirth, bei dem sie bisher gewohnt, nicht länger dulden wolle, sondern eben gedroht

habe, sie nach Verlauf einer Stunde auf die Straße hinauszustoßen. — Dieses klägliche Bekenntniß schloß das bartlose Väterchen mit der Bitte: daß der Herr Hofmeister ihm die Liebe und Güte erzeigen möge, seine bedrängte Familie in den ihm eingeräumten Zimmern einige Tage zu verbergen.

„Das ist ein sehr bedenklicher Casus!“ sagte der staunende Magister. „So jung und schon Hauskreuz! — Und das soll ich mit auf meine alten Schultern nehmen! — Geholfen muß werden, das ist gewiß; wenn aber die gnädigen Aeltern die Fremdlinge bei mir finden, da wird ein schweres Gericht über uns ergehen. Erwägen Sie das, Theuerster!“

Achilles stellte vor: des Magisters Wohnraum sey von den übrigen Zimmern weit abgelegen, und seine Aeltern hätten es nicht in der Gewohnheit, sich außerhalb ihrer eigenen Gemächer im Hause viel zu schaffen zu machen. Ambrosius antwortete nicht, ging mit starken Schritten in der Stube auf und ab und schob die Perücke von einem Ohre zum andern. Endlich rief er entschlossen: „Ja, ich will die armen Seelen herbergen; denn die Bibel gebeut: Die in Elend sind, führe ins Haus!“ Achilles umarmte und küßte ihn. Dann pflogen sie Rath, auf welche Weise die geheime Einwanderung am klügsten anzustellen sey. „Meine Frau mag Mannskleider anziehen;“ sagte der Junker: „Aber wie bringen wir das Kind fort?“ — „Unter meinem Mantel!“ rief der Alte rasch, und war so heiter und wohlgemuth, als ob er das angenehmste Geschäft vor sich hätte.

Vor allen Dingen nahm er Kleider aus des Helden Achilles übervoller Gewandkammer unter die Flügel seines grauen Mantels und trug das Bündel zur jungen Frau. Schlank gewachsen, sah sie in dem männlichen Anzuge wie ein Modeherrchen aus, und schlüpfte unangefochten ins Haus. Fünf Minuten später folgte ihr der Träger des Kindleins. Er mußte durch einen Vorsaal, den ein Papagei und ein Affe bewohnten, die bisweilen hohen Besuch erhielten. Darum war der Paß gefährlich, und Ambrosius nahm sich vor, mit möglichster Geschwindigkeit wie durch ein Feuer hindurchzustürzen. Herzhaft riß er die Thür auf und that einen Riesenschritt über die Schwelle. Doch im Begriff, den zweiten zu thun, erblickte er mit Entsetzen den Präsidenten, der eben, um sich von Staatsarbeiten zu erholen, mit dem Affen spielte. Ambrosius sprang zurück. Aber der Präsident sah ihn und rief: „Wohin? wohin!“ Der arme Magister mußte wieder vorrücken und Rede stehen.

„Was machen Sie denn heute für sonderbare Geschäfte?“ fragte Herr von Eschborn lachend. „Man hat Sie vorhin mit einem Pack unter dem Mantel ans dem Hause gehen sehen, und jetzt kommen Sie wieder beladen herein. Sie treiben wohl Schleichhandel?“

„O nein, Herr Präsident!“ antwortete der Magister mit gezwungenem Lächeln. „Junggesellen-Wirthschaft — ein bischen Wäsche — ein armer Hagestolz muß in Allem sein eigener Heber und Leger seyn.“

„Aber die Wäsche lebt ja!“ sagte Herr von Eschborn, denn das Kind bewegte sich plötzlich unter dem Mantel.

„Halten zu Gnaden“ — stammelte der Alte — ich, ich lebe — mich friert — wahrer Fieberfrost schüttelt mich. — Erlauben Sie, mich der kalten Wäsche zu entladen.“

Unter diesem Vorgeben wollte er entwischen, und es wäre vielleicht gelungen, wenn nicht in diesem Augenblicke das einfältige Kind angefangen hätte, leise zu quäcken.

„Ha!“ nun schreit die Wäsche sogar!“ rief der Präsident. „Dieß Naturwunder muß ich sehen!“ — Hiermit riß er des Magisters Mantel auf, und das Kind, das sich nach Lüftung der ihm unbehaglichen Decke sogleich beruhigte, war so artig und in aller Unschuld so schlau, dem Großpapa freundlich ein Händchen zu bieten.

„Wem gehört denn das kleine Wesen?“ fragte er stutzig.

„Mir, mir!“ schrie Ambrosius, und floh mit großen Sprüngen nach seinem Wohnzimmer.

Halb und halb die Wahrheit ahnend, verfolgte ihn Herr von Eschborn und drang mit ihm zugleich hinein. Das geheime Ehepaar, in zärtlicher Umarmung auf dem Sopha sitzend, sprang erschrocken auf; der Präsident entdeckte mit dem ersten Blick das weibliche Geschlecht in Mannskleidern; doch enthielt er sich, ein stürmisches Verhör sogleich zu beginnen. Er sagte ganz gelassen: „Ich habe mit Dir ein Wort zu sprechen, Achilles!“ Damit verließ er das Zimmer.

Der junge Mann, der sich als den mächtigen Abgott seiner Aeltern kannte, folgte getrost. Das Geheimniß seiner Vermählung und Vaterschaft war ihm schon lange wegen der oft unerschwinglichen Kosten der stillen Wirthschaft beschwerlich gewesen; er bekannte daher, als Vater und Mutter vereint die Untersuchung anhoben, auf der Stelle die Wahrheit. „Ei, du loser Vogel!“ sagten sie. Das war der ganze Verweis. Da jedoch die junge Frau nur die Tochter einer Bürgerwittwe war, so erklärten sie: die unstandesmäßige Heirath müsse getrennt werden. Achilles zuckte schweigend die Achseln, um sich für jetzt in keinen Streit einzulassen; doch war er — denn es ist billig, daß

wir die seltene Gelegenheit, etwas Löbliches von ihm zu sagen, hier ergreifen — im Herzen entschlossen, sich der Scheidung von seinem guten und schönen Weibchen, das er durch allerhand Listen und Blendwerke gewonnen hatte, nicht zu unterwerfen.

Mutter und Kind mußten indessen das Haus schleunig wieder räumen und wurden anderswo untergebracht. Man betrieb alles in möglichster Stille, um Aufsehen zu vermeiden; aber die Geschichte war dennoch stadtkundig und in hohen und niederen Gesellschaften viel belacht.

Noch mehr belustigte die Spötter ein anderer spaßhafter Vorfall, der sich zwei oder drei Tage nachher begab.

Der Präsident hatte eine geheime Freundin, die es trefflich verstand, ihm durch Sprödethun immerfort Geschenke abzudringen. Er bat sie während des Carnevals oft, den öffentlichen Maskenball mit ihm zu besuchen; sie entschloß sich aber nicht eher dazu, bis er ihr zu dieser Lustbarkeit einen neuen seidenen Mantel versprach. Sie liebte rosenroth; er ließ daher einen solchen mit silbernen Fransen verfertigen. Ein vertrauter Bedienter brachte ihn vom Schneider verstohlen ins Haus. Der Präsident schlug das wohlgelungene Prachtstück sauber ein und legte dazu ein Briefchen, worin er, um seinem Liebchen sogleich auf der Redoute kenntlich zu seyn, das Maskenkleid, das er tragen werde, beschrieb. Er versiegelte sodann das Packet und verschloß es in seinem Schreibeschranke, um es des folgenden Tages abzusenden.

Aber die Präsidentin, die davon Wind bekommen hatte, öffnete Abends, als er ausgegangen war, den Schrank mit einem schon mehrmals von ihr erprobten Nachschlüssel,

lös'te geschickt das Siegel des Umschlags, nahm den rosenfarbenen Domino nach Lesung des Briefchens heraus, legte dafür einen hellblauen aus ihrem eigenen Vorrath hinein, und brachte dann alles wieder so schön in Ordnung, daß jede Spur des geschehenen Tausches verschwand. Als ihr *Gemahl* nach Hause kam, betrug sich die Meisterin der Verstellungskunst heiter und unbefangen, wie immer. Er fand daher am folgenden Morgen kein Bedenken, das Päckchen, das den seidenen Wechselbalg enthielt, durch seinen vertrauten Liebesboten der schönen Freundin zu übermachen.

Die Präsidentin stellte sich den ganzen Tag krank. Er heuchelte Bedauern, freute sich aber im Stillen, weil er nun vor ihr auf der Redoute sicher zu seyn glaubte. Abends um neun Uhr klagte er selbst über heftiges Kopfweh, und äußerte Sehnsucht nach seinem Schlafzimmer, das ein weiter Raum von dem ihrigen trennte. Freundlich wünschten sie einander gute Nacht. Er aber schlich, um sich in der That eine gute Nacht zu verschaffen, gegen zehn Uhr aus dem Hause.

Im Maskensaale sah er sich überall nach seinem rosenfarbnen Liebchen um. Es war nicht da; aber ein blauer Domino flog ihm entgegen und flüsterte ihm ein paar unverständliche Wörtchen zu. Er, von Schrecken befallen, stürzte sich fliehend in einen Trupp von Masken; denn das blaue Fähnchen schien ihm bekannt; er dachte, seine Frau spucke darin. Im dichtesten Larvengetümmel wie mit einer Leibwache umgeben, zog er angstvoll im Saale auf und nieder, und schielte behutsam nach Freundin und Feindin umher. Endlich kam seine Rosenkönigin. Er eilte zu ihr, faßte sie am Arm, machte ihr zärtliche Vorwürfe, daß sie so lange auf sich habe warten lassen, und führte sie in eins der Zimmerchen, die sich zu geheimen Unterredungen

bestimmt neben dem Tanzsaale befanden. Hier bat er sie sogleich, die Maske abzunehmen. Bereitwillig machte sie Anstalt dazu; er lauerte sehnsüchtig, das Purpurmündchen, sobald es enthüllt seyn würde, zu küssen; hu! da wetterleuchtete das zornrothe Gesicht seiner Gemahlin hinter der Maske hervor, und zugleich bekam er von ihrer knöchernen Hand eine Ohrfeige, daß ihm der Kopf wankte.

Indem er diesen Minnesold empfing und vor Schrecken die Sprache verlor, erschien der blaue Domino, der ihn eifersüchtig verfolgt hatte, in der Thür. Die Präsidentin, ihres Standes vergessend, schoß mit den gemeinsten Schimpfreden auf die Nebenbuhlerin los; diese vergalt Gleiches mit Gleichem; sie fielen einander in die Haare; der Präsident wollte die Furien trennen; aber beide hackten ihm mit krummen Fingern nach den Augen, zerrten und rauften sich aus dem kleinen Zimmer auf den Tummelplatz der Masken hinaus, wurden dort von zahllosen lachenden Zuschauern umringt, und am Ende von der Polizeiwache aus dem Saale geführt.

Diese Katzbalgerei, die schnell, mit allen vorausgegangenen Umständen, der ganzen Residenz bekannt wurde, machte der geringen Achtung, in welcher der Präsident und se ne Familie standen, vollends das Garaus. Es kam jetzt lauter als jemals zur Sprache, daß er seine Laufbahn als Abschreiber eines Sachwalters begonnen, eine Kammerjungfer geheirathet, ein Staatsdienstchen erschlichen, immer höhere Stellen erkrochen, und sich endlich aus Uebermuth den Papieradel gekauft hatte. „Aber die gemeine Natur läßt sich nicht austreiben;“ setzte man hinzu. „Es ging der Frau Präsidentin wie jenem Kater in der Fabel, der einstmals zum König der Thiere gewählt worden war. Mit Krone und Purpurmantel geschmückt und einen Scepter

in der rechten Kralle, saß er majestätisch auf dem Throne und hielt eine feierliche Rede an seine Unterthanen. Doch plötzlich brach er ab, that einen Sprung, und haschte sich ein in der Nähe laufendes Mäuschen.“

Auch Hermine machte sich, wiewohl auf eine feinere Art, zum Gespräch der Stadt. Der Magnetismus (dessen Werth und Nutzen wir übrigens weder bestreiten noch verfechten wollen) hatte dort wundergläubige Anhänger, und unser Fräulein schlug sich aus Eitelkeit zu diesem Häuflein, um sich einen berühmten Namen zu machen. Derselbe Wunsch beseelte den Doktor Dompfaff, einen noch sehr jungen Mann, der sich auf die thätigste Weise mit magnetischen Kuren befaßte. Es dünkte ihn daher ein rechtes Glück, daß Hermine, die Tochter eines so vornehmen Staatsbeamten, ärztliche Hülfe bei ihm suchte. Aber nichts weniger als krank, spielte sie blos eine Posse mit ihm, und zwei oder drei muthwillige Freundinnen halfen ihr dabei so treulich, wie bisweilen die Taschenspieler unter den Zuschauern vertraute Personen haben, die in geheim dazu mitwirken, daß die Blendwerke des Gauklers gelingen. Hermine sah während des magnetischen Schlafes mit der Nase und mit Händen und Füßen, doch natürlicher Weise nur Dinge, die sie zuvor mit ihren Gehülfinnen verabredet hatte. Diese hielten ihr zum Beispiel ein aufgeschlagenes Buch vor die große Zehe, und die vorgebliche Hellseherin las die zuvor auswendig gelernten Stellen laut und richtig ab. Sie weissagte sogar, und verordnete sich Heilmittel, die jedoch nicht in der Apotheke, sondern auf dem Obstmarkt und im Laden des Zuckerbäckers zu haben waren. Dadurch hätte man klug werden können; allein

man ward es nicht. Die ganze Stadt, mit Ausnahme einiger wirklichen Hellseher, sprach von der Possenspielerin mit arglosem Erstaunen.

So, wie ein Wunderwesen, in Ruf gekommen, bildete sie sich nicht wenig darauf ein, war in Gesellschaften sehr vorlaut, und entschied frisch und keck über Alles. Ganz seltsam und der natürlichen Weichmüthigkeit ihres gefühlvollen Geschlechts durchaus widersprechend, äußerte sie sich unter andern über einen eben damals geschehenen, von allen rechtlichen Menschen verabscheuten Meuchelmord. Sie lobte freilich die verruchte That nicht geradezu; aber sie that es durch einen Umweg, indem sie den Mörder für einen edlen, hochherzigen Jüngling erklärte. Dieser Ausspruch von weiblichen Lippen empörte den gesunden Menschenverstand und zog Herminen noch den Schimpf zu, daß des Erdolchten greises Haar und des Meuchlers blühende Jugend den Verdacht erweckten: es müsse bei jener unsinnigen Lobpreisung des Verbrechers der Geschlechtstrieb im Spiele seyn.

Indessen war Hermine durch die sich selbst verordneten köstlichen Arzneien völlig genesen. Freudig schrieb Doktor Dompfaff ein gelehrtes Werkchen über die ihm, nach seinen Gedanken gelungene magnetische Wunderkur, und eignete solches dem Landesherrn zu. Der Fürst las es, ließ den Präsidenten rufen, und sprach zu ihm: „Ich erhielt gestern ein Schriftchen, worin Ihre Tochter eine sehr unanständige Rolle spielt. Sie hat offenbar ihren schwachsinnigen Arzt zum Besten gehabt. Das möchte seyn; aber dergleichen Gaukeleien erweitern das Gebiet des Wunderglaubens und der Schwärmerei, und ich sehe das in meinem Lande nicht gern. Auch weiß ich, daß Ihre ausgeartete Tochter den anatischen Meuchelmörder, der eine bisher in Deutschland

unerhörte That verübte, in allen Gesellschaften vertheidiget, als einen edlen Menschen erhebt, und Beifall und Nachsprecher findet. Wohin soll das führen? Soll der wälsche Banditendolch in Deutschland einheimisch werden? — Mich dünkt, Herr Präsident, Sie haben Ihre Kinder schlecht erzogen. Selbst von Ihnen hör' ich ungern, daß Sie sich manche Ungebühr in Ihrer Amtsführung und manche Anstößigkeit im Privatleben zu Schulden kommen lassen. Sie haben dadurch die Achtung Ihrer Untergebenen verloren. Ich verhehle daher nicht den Wunsch, daß Sie sich, um größern Unannehmlichkeiten auszuweichen, freiwillig entschließen möchten, Ihr Amt niederzulegen."

Bleich und zitternd kam der Präsident nach Hause. Erschrocken fragte seine Familie: was ihm bei Hofe begegnet sey. Er entdeckte nun des Fürsten Aeußerungen über Herminen, doch mit gemilderten Worten, um dem lieben Kinde nicht wehe zu thun. Mit schnödem Lächeln zuckte das Fräulein die Achseln und machte sich wenig daraus.

Aber der Vater war, seiner selbst wegen, in Verzweifelung. Er wußte nicht, was er anfangen, wen er um Rath fragen sollte. Mit Raimund, dem treuen Hausfreunde, hatte er sich einige Tage zuvor heftig entzweit, und sich nicht nur alle weitere Einmischung in seine Angelegenheiten, sondern auch fernere Besuche verbeten. Der Bruder war auf's Land zurück gegangen. Wem sollte der unglückliche Präsident sein Leid klagen? Von allen seinen Tafelfreunden war nun, da die Quellen des Wohllebens zu stocken anfingen, keine Theilnahme zu erwarten.

Er fuhr zu einigen Staatsministern; er wollte sie bitten, sich für ihn bei dem Fürsten zu verwenden; doch nirgends

ward er vorgelassen. Es war Abend; er ging nach dem Casino, um sich zu zerstreuen; aber das fliegende Gerücht der auf ihn gefallenen Ungnade war ihm schon zuvor gekommen, und jedermann wich ihm aus. Er eilte nach Hause; dort neues Schrecken! Der Vorsteher einer bedeutenden Landeskasse harrte seiner mit ängstlichem Verlangen, ihn unter vier Augen zu sprechen. „Herr Präsident," sagte der beiseit geführte, ganz verstört aussehende Mann, „ich erhielt vorhin einen geheimen Wink, daß meiner Kasse morgen gegen Mittag eine Untersuchung bevorstehe. Angstvoll bitt' ich Sie deßhalb um schleunige Rückzahlung der Staatsgelder, die ich Ihnen, auf dringendes Begehren, pflichtwidrig darlieh. Gefangenschaft und Verlust meines Amtes sind sonst mein Loos, und ich müßte, wenn auch höchst ungern, durch Vorlegung der von Ihnen in Händen habenden Empfangscheine mein Schicksal zu mildern suchen."

„Um Gottes willen, nein!" rief der Präsident. „Ich schaffe Rath — noch in dieser Nacht — seyn Sie ruhig, und verlassen Sie mich, damit ich Anstalten treffen kann."

Der Kassier entfernte sich, obwohl wenig getröstet, weil er die versprochene schnelle Wiedererstattung der ihm abgedrungenen Summen, die sich über zehn tausend Thaler beliefen, für unmöglich hielt.

Stolz und Scham niederkämpfend, entschloß sich der Präsident, den hart beleidigten Freund, dem er mit undankbarem Uebermuth sein Haus verboten hatte, um Hülfe zu bitten. Mit zagenden Schritten ging er zu ihm, warf sich in des edlen Mannes offne Arme, und schüttete seine Noth vor ihm aus. „Ich freue mich, daß ich helfen kann;" sagte der großmüthige Freund, schloß seinen Schreibtisch auf und nahm Papiere heraus. „Hier sind hinreichende Wechsel, den Kassier zu befriedigen. Gehn Sie, beruhigen

Sie den sorgenvollen Mann!“ — Der Präsident, bis zu Thränen gerührt, stammelte Dank. „Fassen Sie sich!“ unterbrach ihn Raimund. „Ich denke noch mehr für Sie zu thun. Lassen Sie mir aber fünf bis sechs Tage Zeit. Ich werde mich indessen mit meinem Plane zur Verbesserung Ihrer Lage beschäftigen.“

Raimund berief durch einen reitenden Boten den Bruder des Präsidenten wieder nach der Stadt. Valentin kam; sie unterredeten sich über das Weh und Wohl des Unglücklichen, und besuchten ihn dann, um ihn von dem Ausfall ihrer Berathung zu unterrichten. Des Bruders unerwartete Mitkunft schien ihm nicht angenehm; doch Raimund ließ ihm nicht Zeit, sein Mißvergnügen zu verlautbaren, sondern begann sogleich: „Ich versprach Ihnen, Herr Präsident, einen Leitfaden zum Ausweg aus Ihrem Labyrinthe, und ich komme jetzt, mein Wort zu halten. Aber haben Sie auch volles Vertrauen zu mir? — Ich kann es kaum fodern, da ich als Fremdling hierher kam, mich Ihnen zum Hausfreunde gleichsam aufdrang, und noch jetzt mit der Larve eines angenommenen Namens vor Ihnen stehe. — Es ist daher, eh ich mich weiter zu ihrem Rathgeber aufwerfe, rechtlich und nothwendig, mich Ihnen ganz zu entdecken.“

„Mein Vater, ein unbemittelter Mann, hinterließ bei seinem frühzeitigen Absterben eine Wittwe und drei Söhne. Ich, der zweite derselben, hatte ohne mein Verschulden das traurige Loos, meiner Mutter verhaßt zu seyn. Mein älterer Bruder war dagegen ihr Liebling. Diesen Vorzug ließ er mich bisweilen hart empfinden. Er spielte den Herrscher und legte die Hände in den Schooß; ich aber

mußte, da die Mutter keinen Dienstboten halten konnte, die unangenehmsten und beschwerlichsten Hausarbeiten, zum Beispiel Wassertragen und Holzspalten, allein verrichten, weil mein jüngerer Bruder noch so klein war, daß er mir nicht beistehen konnte. Ich that willig, was ich vermochte; doch alle meine Anstrengungen belohnte kein freundlicher Mutterblick. Im Gegentheil ward ich immer gescholten, und bekam oft in den Eßstunden nichts als Brod und Salz in die Hand, indeß mein älterer Bruder mit der Mutter zu Tische saß und irgend ein Leckerbißlein verzehrte."

„Ich war dreizehn Jahr' alt, als er in eine gefährliche Krankheit fiel. Die Mutter weinte Tag und Nacht. Eines Abends saß ich von ihr unbemerkt in einem dunkeln Winkel; da warf sie sich vor dem Krankenbette nieder und bat Gott mit lauter Stimme: ihr den geliebten Sohn zu lassen, und dafür mich von der Welt zu nehmen. — Tief betrübt schlich ich aus der Stube, ging weinend ins Gärtchen hinter dem Hause, fiel unter dem gestirnten Himmel auf die Knie und ächzte hinauf: Gott möge die Todesbitte meiner Mutter an mir erfüllen, oder mir einen Weg aus dem Hause des Hasses und der Verachtung zeigen. — Als ich so gebetet hatte, legt' ich mich zu Bett, mit dem Wunsche, nicht wieder zu erwachen."

„Gegen Morgen hatte ich einen wunderbaren Traum. Mir erschien die Lichtgestalt eines Engels, mich freundlich anredend: Geh' ins Gasthaus, das ein Palmbaum bezeichnet, da findest du einen Fremdling, der eben abreisen will. Bitt' ihn, dich zu seinem Diener anzunehmen; er wird es thun und dich glücklich machen. — Das gesagt, verschwand der Engel; ich erwachte, schlief aber mit dem Gedanken, daß es doch nur ein lieblicher Traum sey, flugs wieder ein."

„Bald darauf versetzte mich ein neuer Traum hin an den Gasthof, den mir der Engel genannt hatte. Ein bepackter und schon bespannter grüner Reisewagen stand vor der Thür, und bei demselben ein Mann von hoher ansehnlicher Gestalt. Ich brachte mein Gesuch bei ihm an; er gewährte mir's, nahm mich neben sich in den Wagen, der Postknecht stieß ins Horn, und wir flogen zum Thor hinaus."

„Munter fuhr ich im Bett empor; der Doppeltraum schien mir nun ein Wink Gottes; ich kleidete mich geschwind an; Mutter und Brüder schliefen; ich beugte mich mit strömenden Thränen über sie hin, kniete vor den Betten der ruhigen Schläfer nieder, betete für sie, sprach ein leises Lebewohl, und schlich still aus dem Hause."

„Der grüne Reisewagen stand richtig vor dem Gasthofe; aber der Fremde war noch oben in seinem Zimmer. Beherzt ging ich hinauf und fand mit Erstaunen densekben Mann, mit dem ich im Traume gesprochen hatte. So gleichsam schon mit ihm bekannt, trug ich ihm ohne Zagen meine willigen Dienste an. Er antwortete in etwas gebrochenem Deutsch: Du gefällst mir, und ich könnt' ein solches Bürschlein wohl brauchen; aber ohne Vorwissen deiner Verwandten will ich dich nicht entführen. — Ich erwiederte: sie würden sich darüber nicht grämen; denn die Mutter habe Gott um meinen Tod gebeten. — Dann erzählt' ich meine Träume. Der Fremde sah mich scharf an und sprach: Hättest du kein so ehrliches Gesicht, so hielt ich das alles für Mährlein: doch deinen frommen, schuldlosen Augen muß ich glauben, und so geschehe denn Gottes Wille! — Hiermit nahm er mich bei der Hand, führte mich zum Wagen, und die Reise ging fort." —

Der Präsident, der sich bei mehreren Stellen dieser Er-

zählung unruhig auf dem Stuhle bewegt und die Farbe verändert hatte, sprang jetzt auf und sagte mit zitternder Stimme zu Valentin: „Ist das nicht ganz die Geschichte unsers seit länger als vierzig Jahren verlorenen Bruders?" — „Das dünkt mich auch;" erwiederte Valentin: „ich war aber damals noch sehr jung: die Vorfälle jener Zeit treten mir nur dunkel ins Gedächtniß." — „Mir desto heller!" sprach der Präsident. „Gerade so war, als wir eines Morgens erwachten, unser guter Heinrich verschwunden. — Doch mit freudiger Ahnung sagt mir mein Herz, wir haben ihn wieder. — Du bist's, mein Freund, mein Retter!"

„Ja, ich bin Heinrich Eschborn!" rief Dieser, und fiel mit nassen Augen seinen Brüdern in die Arme.

Stumm vor Wehmuth hielten sie sich lange umschlossen. Der Präsident machte zuerst seinem Herzen Luft. „Ich danke Gott," sprach er, daß ich dich, guter Heinrich, an mein Herz drücken und dir alles Leid, das ich dir im Mutterhause zufügte, abbitten kann. Du verfuhrst vorhin in deiner Erzählung sehr schonend mit mir; ich habe schlimmer, viel schlimmer an dir gehandelt."

„Und alles, alles vergab ich dir tausendmal;" sagte Heinrich. „Klage dich nicht weiter an! Die flüchtigen Leiden meiner Jugend waren ja Keime meines Glücks. — Mein Herr, oder vielmehr mein Vater — denn er behandelte mich gleich vom Anfang an als seinen Sohn — war ein englischer Kaufmann, der von London aus in Ost- und Westindien große Geschäfte machte, und sich Jahre lang bald in Asien, bald in Amerika aufhielt. Ueberall nahm er mich mit, und erzog mich so werkthätig zu einem tüchtigen Kaufmanne. In meinem dreißigsten Jahre ward ich

der Gatte seiner einzigen Tochter. Er gründete mir mit freigebiger Hand eine eigene Handlung in Westindien. Ich regte mich lebhaft und ward reich. Als aber vor zwei Jahren der Tod meine glückliche, doch kinderlose Ehe trennte, und fast zu gleicher Zeit auch der ehrwürdige Greis, mein Schwiegervater, in London starb, da fühlt' ich mich in jener Weltgegend einsam und verlassen, und sehnte mich nach meinem Vaterlande zurück. Ich hatte von euerm Leben und Aufenthalt, theure Brüder, schon in frühern Zeiten mehrmals Nachrichten eingezogen; darum nahm ich meinen Weg stracks hierher, und stellte mich dir, lieber Wilhelm, zum Scherz unter der Kappe eines fremden Namens vor. Aus verschiedenen Gründen trug ich sie länger, als ich Anfangs gesonnen war, und die Vorsicht, mich nicht zu verrathen, nöthigte mich, meine Sehnsucht nach dir, guter Valentin, eine Weile zu zügeln. — Was weiter unter uns hier vorging, ist euch bekannt, und über meine Reisen wollen wir künftig einmal bei besserer Muße sprechen."

„Ja, Kinder!" rief Valentin: „draußen in meinem Dörfchen, unter den beiden großen Linden vor meinem Hause."

„Unser Bruder," sagte Heinrich zu dem Präsidenten, deutet auf den Plan, den wir dir vorlegen wollen. Sieh, in der Residenz kannst du, nachdem dir der Fürst den Stuhl vor die Thür gesetzt hat, mit Ehren nicht länger bleiben. Gib also deine Stelle unverzüglich in seine Hände zurück, und zieh mit Frau und Kindern auf's Land. Valentins Burg ist nach seiner Beschreibung so geräumig, daß wir alle bequem darin wohnen können. Dort magst du studieren oder nichts thun, wie dir's beliebt; aber bei jungen Leuten ist Müssiggang des Teufels Ruhebank: darum wollen wir deine Kinder beschäftigen, damit besonders

Fräulein Hermine nicht mehr Zeit habe, sich den ganzen Tag zu putzen, mit einem einfältigen Doctor magnetische Possen zu treiben, und über Meuchelthaten unverständig zu schwatzen. Valentin will den beiden Geschwistern ein ungebautes Stück Land anweisen, das sollen sie sich mit eigenen Händen zu einem Garten umschaffen. Achilles nimmt überdieß seinen Hofmeister mit auf's Land, und holt noch fleißig nach, was er bisher in der Schule versäumte. Sein Weibchen lassen wir ihm, ohne weitere Rede von Scheidung. Auch die ehrliche Müllerstochter wird als Braut und künftige Hausfrau unsers Neffen Fritz liebreich anerkannt und von uns mit Achtung behandelt. — Genehmigest du diese Bedingungen, lieber Wilhelm, so enthebe ich dich von diesem Augenblick an allen Sorgen, zahle dir jährlich die Summe, die du zeither als fürstlichen Amtsgehalt bezogst, und vererbe dereinst mein nicht unbedeutendes Vermögen zu gleichen Theilen auf deine und Valentins Kinder." —

„Edler, großmüthiger Bruder," sagte der Präsident, „ich erkenne mit innigster Dankbarkeit, daß du Böses mit Gutem überschwänglich vergelten willst. Ich für meine Person bin auch unbedenklich bereit, mich in Allem nach deinem Rath und Willen zu richten; aber meine Frau — meine Tochter — sie lieben das Landleben nicht — sie werden sich kaum von der Residenz losreißen können."

„Potz Wetter!" rief Valentin, „auf dem Dorfe wohnen ja auch keine Heiden und Menschenfresser! Und es ist da alles so lustig und grün, daß einem das Herz im Leibe lacht. Ich wollte lieber todt seyn, als immer in eurer steinernen Welt leben, wo man keinen Grashalm zu sehen bekommt." —

Die Brüder verließen den Präsidenten mit der Ermahnung, die Seinigen zum Abschiede von der Hauptstadt vorzubereiten, und sich der etwa dagegen ausbrechenden Empörung als mannhafter Hausvater entgegenzustellen.

Mit schwerem Herzen rief er seine Familie zusammen und eröffnete seinen Vortrag mit der Meldung: daß Raimund sich ihm als sein leiblicher Bruder zu erkennen gegeben habe. „Wie? was?“ — schrie die Präsidentin auf: „Der alte Grillenfänger dein Bruder? — Nun, beim Himmel! da haben wir eine schöne Eroberung gemacht!“

„Allerdings!“ versetzte der Präsident: „Bruder Heinrich kommt aus Westindien, und hat dort viel Reichthümer erworben.“

„Ei, wenn das ist,“ sagte sie, so sey er uns willkommen!“

„Willkommen! willkommen!“ fielen Achilles und Hermine wie ein Chor ein.

Als aber nun die Bedingungen, unter welchen der Westindier mit Geld herausrücken wollte, zur Sprache kamen, da brachen Verwünschungen über Verwünschungen gegen ihn aus. „Was denkt der Narr?“ rief die eitle Vierzigerin: Soll ich mich in der Blüthe meiner Jahre in ein Dorf vergraben, wo man nur Bauern sieht, nur Kühe brummen hört?“ — „Und wir,“ kreischten Achilles und Hermine, „wir sollen das Grabscheit in die Hand nehmen und wie Taglöhner arbeiten? — Nimmermehr! nimmermehr!“

„Thut, was ihr wollt!“ antwortete der Präsident. „Ich aber bin leider in dem Falle jenes Haushalters in der Bibel, zu dem sein Herr sagte: Du kannst hinfort nicht mehr Haushalter seyn. Da sprach der Haushalter zu sich selbst: Was soll ich thun? Mein Herr nimmt das Amt von mir: graben mage ich nicht und schäme mich zu betteln.“

„Wie paßt das hierher?“ fragte die Präsidentin etwas kleinlaut.

„So wißt denn,“ sprach er seufzend, „daß mir der Fürst, als ich neulich bei ihm war, meine Entlassung ankündigte. — Der Aufenthalt in der Residenz ist uns übrigens unverwehrt; wir können hier bleiben und — hungern.“

Sie erstarrten; er aber ging schweigend fort, um sie heilsamen Betrachtungen zu überlassen.

Die Endfolge derselben war, daß Noth Eisen brach, und sie einstimmig beschlossen, sich ins ländliche Elend zu verweisen. „Wir können in der jetzigen Jahreszeit mit Anstand auf's Dorf ziehen;“ sagte die Mutter. „Im Sommer gehen auch andere Herrschaften auf's Land. Gegen den Winter aber wollen wir wohl Mittel finden, uns den Weg nach der Stadt, ohne Verlust der westindischen Gelder, wieder zu eröffnen.“

Als sie hierauf ihren Entschluß, in Valentins Burg künftig zu hausen, bestimmt erklärt hatten, reis'te der Gutsherr dahin ab, um den feierlichen Empfang seiner Gäste vorzubereiten.

An der Gränze seines Gebiets erwartete sie der Schulmeister und des Dorfes männliche und weibliche Jugend. Der Wagen der hohen Herrschaften kam; der Schulherr fing an, eine wohlgesetzte Rede zu halten; aber Hermine lachte ihm mit so wilder Ausgelassenheit ins Gesicht, daß er gleich im Eingange stecken blieb und kein Wort weiter aufbringen konnte. Er trat beschämt zurück, ordnete die Reihen der Schulkinder vor und hinter dem Wagen, und die an der Spitze stehenden Pfeifer und Geiger spielten, als sich der Zug in Bewegung setzte, einen Marsch. Hermine schrie aus dem Wagen heraus: sie sollten schweigen; dergleichen abscheuliche Musik sey nicht zu ertragen. Aber

die tonkundigen Männer ließen sich nicht stören. Das Fräulein hielt sich nun bis zur Einfahrt in die Burg mit beiden Händen die Ohren zu.

Am folgenden Tage richtete Valentin die Doppelhochzeit seiner Kinder aus. Ein heißer Tag für die Präsidentin und Herminen! Sie mußten sich, um den Westindier nicht zu erzürnen, gegen die Müllerstochter sehr artig betragen, und überhaupt bei den beiden Königinnen des Festes gleichsam die Hofdamen spielen. Noch mehr Aerger aber hatte Hermine bei dem Hochzeitballe, den Valentin nach der Tafel auf dem freien Platze vor dem Schlosse gab, und wozu die ganze Dorfschaft geladen war. Die Müllerstochter hatte zwei Brüder, die weit und breit als die besten Tänzer des Dorfes berühmt waren. Da kam nun ein solcher Vestris nach dem andern und forderte Herminen mit der Anrede: „Hei! lustig, Frölen Muhme!" zum Tanz auf. Sie mußte sich von den ihr angevetterten Mühlknappen einige Mal tölpisch genug herumschwenken lassen; als aber auch die übrigen Bursche gleicher Ehre begehrten, schützte sie Krankheit vor, und zog sich in ihre Gemächer zurück. Achilles hingegen, der weniger stolz war, kam mit den Landmädchen besser aus. Er fand bei ihnen, als leichter, zierlicher Tänzer, ungemeinen Beifall, obgleich die eifersüchtigen Mühlknappen seine Tanzkunst scharf bekrittelten und ganz verächtlich davon sprachen.

Nach der Hochzeit bestand der Westindier darauf, daß die Geschwister die ihnen auferlegte Gartenarbeit anfangen mußten. Das war denn ein lustiges Schauspiel, wenn Achilles, modisch gekleidet und mit einer Brille vor den Augen, einen Karren voll Erde mit gewaltiger Anstrengung vor sich her schob, und Hermine, in der linken Hand einen Sonnenschirm und in der rechten eine Gießkanne, jedes

hier und da aufgeschossene Unkraut begoß, weil es die Ehre hatte, von ihr für eine köstliche Pflanze gehalten zu werden. Die Bauern, die der Städter ländliche Thätigkeit gern verspotten, gucken noch heutiges Tages oft, wenn die Geschwister arbeiten, über den Zaun, und erzählen hernach mit großem Gelächter in der Schenke, was für kluge Dinge sie dort gesehen haben.

Das Landleben trägt übrigens der Familie von Eschborn herrliche Früchte. Achilles verliert, da er keine Farobank in der Nähe hat, kein Geld mehr, und besucht die bestimmten Lehrstunden des alten Magisters nicht nur recht gern, sondern begehrt auch oft Verdoppelung derselben, weil er indessen das Grabscheit und den Schubkarren ruhen lassen kann. — Hermine fühlt sich durch die Landluft so gestärkt, daß sie magnetische Kuren nicht weiter nöthig findet. Ihre blühenden Wangen eroberten schon einen reichen Landedelmann, mit dem sie sich nächstens vermählen wird. — Selbst der Präsident, der vor Kummer und Sorgen sehr gealtert hatte, verjüngt sich ganz, und raucht sein Morgenpfeifchen mit voller Gemüthsruhe zum Fenster hinaus, weil er nicht mehr, wie vormals in der Stadt befürchten darf, von lauernden Manichäern gesehen und überlaufen zu werden. — Aber seine Gemahlin sehnt sich rastlos nach den Schauplätzen und Prunkfesten der Hauptstadt zurück, und gibt den Vorsatz nicht auf, im nächsten Winter dort wieder auf den Bühnen der Glanzsucht aufzutreten. Ob es ihr gelingen wird, das steht zu erwarten.

II.

Die Untersuchungskommission.

1.

Das Städtchen Temperlitz sah eine Zeit lang mit Stolz auf andere Landstädtchen herab, weil in seinen verfallenen Mauern ein so reicher Mann wohnte, wie jene nicht aufweisen konnten. Herr Simon Knaster war das goldene Gestirn seiner Vaterstadt, die er von Jugend an so kindlich liebte, daß er sein ganzes Leben, ohne Ausnahme eines einzigen Tages, in ihrem stillen Schooße zubrachte. Man kann also nicht sagen, daß er dem Glücke nachgelaufen sey. Es suchte ihn von selbst auf in seinem Kramläd-chen, als er darin bis in sein fünfzigstes Jahr seine Kunden mit Gewürzen bedient und sich für jeden ihm zugewandten Pfennig höflichst bedankt hatte. Ein alter Vetter, der, schon ziemlich wohlhabend, noch das große Loos in der holländischen Lotterie gewann, setzte ihn zum Erben seines ganzen Vermögens ein.

Herr Knaster war, seit der Ankunft der holländischen Dukaten, so pfiffig gewesen, dem glücklichen Empfänger fort und fort zum neuen Jahr und zum Geburtstage ehr-

furchtsvoll Glück zu wünschen. Das geschah immer in lahmen Versen, die der Stadtschreiber **Flink**, ein fingerfixer Poet, verfaßte, zierlich abschrieb, und in Goldpapier heftete, wofür er in Bausch und Bogen als Ehrensold einen baaren Gulden und ein Päckchen Tabak empfing. Nun läßt sich zwar nicht beweisen, daß die Leier des genügsamen Hauspoeten den Alten bezaubert und ihm das schöne Vermächtniß abgelockt habe. Es ist vielmehr wahrscheinlich, daß er, wie jeder eifrige Schatzsammler, seine lieben Holländer nach seinem Tode nicht zerstreut wissen wollte, und daher den Vetter Simon, mit Ausschluß manches ärmern Verwandten, zum alleinigen Hüter und Wächter derselben erkor, weil er überzeugt war, daß der geizige Krämer die goldenen Schäflein treulich bewahren und keins vom Wolfe der Verschwendung verzehren lassen werde.

Die Kunde der großen Erbschaft machte in Temperlitz ein gewaltiges Aufsehen. Der regierende Bürgermeister **Stern** sagte öffentlich im Bierhause, wo die Häupter der Stadt um ihn her saßen: „Nicht wahr, meine Herren, das hätten Sie nicht gedacht, daß uns der Glückspilz, den wir in seiner vorigen Niedrigkeit wenig achteten, über den Kopf wachsen würde? Ja, trügen wir Alle, mit Inschluß der ganzen löblichen Bürgerschaft, unser gesammtes baares Vermögen auf einen Platz zusammen, Herr Knaster würde sich bedanken, mit uns zu tauschen. Ein so reicher Mann ist doch ein wahrer Halbgott; denn mit Gold thut man Wunder. Ich acht' es demnach für schicklich und ersprießlich, daß wir uns morgen in einem feierlichen Aufzuge zu ihm begeben, ihm unsern Glückwunsch abstatten, und nicht allein uns, sondern auch das gemeine Wesen der Stadt seinem Wohlwollen empfehlen.“

„Ein glücklicher Gedanke!“ rief der Stadtschreiber Flink.

Die ganze Gesellschaft stimmte ihm bei, und beschloß einmüthig, sich des folgenden Tages, um die Zeit des zweiten Frühstücks, im Hause des Bürgermeisters zu versammeln, und von da aus dem neuen Halbgott das Opfer ihrer Verehrung zu bringen.

Dieser demüthige Beschluß ließ sich nur bei geistlosem Biere fassen. Muthige Weinzecher hätten sich zu einem so bettelhaften Vorhaben gar nicht vereinigen können.

2.

Als der Bürgermeister nach Hause kam, machte er seiner Tochter die auf den folgenden Tag angesetzte Huldigung bekannt. Louise Stern war ein junges, liebenswürdiges Mädchen, das Schönheit, Verstand und feine Sitten besaß, und zarten Frauensinn mit männlicher Entschlossenheit verband. Sie war (wie Napoleon einstmals von einer geistreichen Fürstin gesagt haben soll) der einzige Mann in ihrer Familie; sie war es sogar, wie wir in der Folge sehen werden, im ganzen Städtchen. Der Biergesellschaft kriechender Vorsatz kam ihr daher so abgeschmackt und verächtlich vor, daß sie ihn für einen scherzhaften, satirischen Einfall erklärte.

„Das ist er keinesweges!“ sagte der Vater. „Ich fordere dich vielmehr auf, dich an den Zug anzuschließen, und mit einigen zierlichen Worten, die dir so lieblich vom Munde fließen, dem König der Stadt einen Ehrenkranz zu überreichen.“

Diese Zumuthung lehnte sie mit freundlichen Worten ab.

„Mädchen, Mädchen!“ sprach er mit der feierlichen Stimme eines Propheten: „Der Ehrenkranz, den du dem reichen

Hagestolz auf's Haupt setzen sollst, kann dir einen Brautkranz erzeugen."

„Lieber wählt' ich den Todtenkranz!" antwortete sie.

„Du redest wie eine Närrin!" fuhr er auf. „Tausend andre Mädchen, die so wenig Aussteuer zu erwarten haben, als du, würden springen und jubeln, wenn sie Hoffnung hätten, einen Mann zu erobern, der so warm in Golde sitzt. Aber ich kenne dein eitles Hirngespinnst; du denkst, das Glück werde dich in den Grafenstand erheben, weil der alte spaßhafte General, der Graf von Donnerfeld, als er vor acht Jahren bei uns im Winterquartier stand, manchmal aus langer Weile, oder wenn er ein Jesuiterräuschchen hatte, mit dir scherzte, und sagte: Du solltest seine Schwiegertochter werden."

Lachend versicherte Louise: sie habe das längst vergessen.

„Das glaub' ich kaum!" sprach der Vater. „Es gefiel dir gar zu wohl, wenn dich der Graf, auf eine höchst übertriebene Weise, mit der Jungfrau von Orleans verglich, weil du im Sommer zuvor, als ein Paar ausgehungerte Nachzügler des feindlichen Heeres bei uns plündern wollten, eine Pistole ergriffst, und die feigen Wichte damit über den Krautmarkt und durch die Sperlingsgasse zum Thore hinaus jagtest. Das war freilich von einem zehnjährigen Mädchen, wie du damals warst, eine verwegene That. Darum meinte der alte Degen, du würdest einmal eine Heldenmutter werden und ihm tapfere Enkel erziehen."

„Nun, das war Getändel mit einem Kinde!" sagte Louise. „Wie könnte mir einfallen, ein Lustschloß daraus zu bauen? Ich weiß ja nicht einmal, ob der Graf, mit dem wir seit jener Zeit aus aller Verbindung gekommen sind, einen Sohn hat oder nicht. Mich hält also wahrlich kein Hirn-

gespinnst ab, dem Herrn Knaster einen Kranz zu bringen. Aber ich schäme mich, in seiner Person dem leidigen Gelde zu huldigen. Ist er denn, seitdem er diesen Götzen im Hause hat, verständiger oder edler geworden? — Bedenken Sie das, lieber Vater, und geben Sie den unwürdigen Gedanken auf, sich vor den Geldsäcken des verdienstlosen Mannes zu beugen."

„Ich will's beschlafen, Jungfer Altklug!" sagte der Vater, um nicht weiter über die Sache zu sprechen.

3.

Des folgenden Vormittags erschienen die Herren des Raths und andere Große der Stadt bei dem Bürgermeister in steifer Pracht. Auch er, der über Nacht nicht weiser geworden war, hatte sein Feierkleid angelegt, und der Zug setzte sich sogleich in Bewegung. Die Herren waren sämmtlich zur Eile geneigt, weil sie sich das zweite Frühstück, das sie täglich einzunehmen gewohnt waren, versagt hatten, um der Bewirthung, die sie bei dem reichen Gönner erwarteten, in Fülle genießen zu können.

Herr Knaster, der noch aus alter Gewohnheit seinen Kleinhandel trieb, und sich, wie immer, im Laden befand, sah die stattlichen Männer die Straße herauf kommen, und erschrack um so mehr, da er in seinem alten, mit einem Strick umgürteten Schlafrocke steckte, der aus zahllosen Stücken von verschiedenen Farben zusammengesetzt war. Der bunte Mann floh, um das musivische Kunstwerk seines Schneiders nicht sehen zu lassen; aber schon stand der Bürgermeister auf der Ladenschwelle und rief: „Bleiben Sie, bleiben Sie, theuerster Freund und Gönner! Wer

sich in Sammet und Goldstoff kleiden kann, der ist auch in Lumpen verehrungswürdig."

Bei dieser ziemlich ungeschickten Schmeichelei brach dem Krämer der Angstschweiß aus. Er glaubte, die Herren hätten sammt und sonders die Absicht, bedeutende Geldsummen von ihm zu borgen. Entschlossen, keinen Heller zu verleihen, öffnete er ihnen das dunkle Ladenstübchen und nöthigte sie hinein.

Sie wunderten sich im Stillen, daß sie nicht die Treppe hinauf in die Putzstube geführt wurden; doch drückten sie sich mit den freundlichsten Gesichtern in die düstre Klause, wo sie so enge zusammengepfercht standen, daß sogar der wortführende Bürgermeister, indem er an den Halbgott in Lumpen eine hochtrabende Rede hielt, nicht gehörigen Raum hatte, sich dabei so tief zu bücken und so zierliche Handbewegungen zu machen, als er gern gethan hätte.

Der Hochgefeierte stand wie auf Nadeln und stotterte immer zwischen die Rede hinein: „Machen's doch kein Wesen! Ich bin gar nicht so reich, als man glaubt. Bettel — wahrer Bettel." — Am Ende war er sogar frech genug, zu versichern: er habe sich mit dem Antritt der Erbschaft übereilt und könne dadurch eine tüchtige Schlappe bekommen, indem vielleicht die Masse mit geheimen Schulden belastet sey, die er nun ohne Gnade und Barmherzigkeit bezahlen müsse.

„O, Sie armer Mann!" scherzte der Bürgermeister. „Ich will mich für Sie aufopfern. Treten Sie mir die Erbschaft ab; ich übernehme die Schulden."

Doch eben so großmüthig schlug der arme Mann dieses Anerbieten aus. Er wolle und müsse, sagt' er, sein Schicksal geduldig erwarten und tragen. Es sey ihm nur schmerzhaft, daß seine lieben Mitbürger in der irrigen Meinung,

er sey ungeheuer reich geworden, mancherlei Erwartungen hegen würden, die er durchaus nicht erfüllen könne. Er müsse vielmehr männiglich bitten, ihn mit jedem Geld betreffenden Ansinnen zu verschonen. Auch hoffe er, daß der edle, wohlweise Rath so billig und geneigt seyn werde, ihn von allen bürgerlichen Abgaben frei zu sprechen, weil er, wie gesagt, durch die angetretene Erbschaft in höchst klägliche Umstände gerathen könne. Hinterlasse er, wenn sein Stündlein gekommen, noch irgend etwas, es sey viel oder wenig, so wolle er, weil er weder Kind noch Kegel habe, seine liebe Vaterstadt zur Universalerbin einsetzen.

„Herrlicher Mann!“ rief der Bürgermeister. „Ich, als Vater und Obervormund unserer guten Stadt, ergreife dieses großmüthige Versprechen mit beiden Händen und rufe gegenwärtige Herren zu Zeugen desselben auf.“

Knaster war ein wenig bestürzt, daß ihn der Bürgermeister sogleich beim Worte nahm. Da er jedoch auf keine andere Weise von der ihm äußerst verhaßten Entrichtung der bürgerlichen Abgaben, deren Erlaß ihm auf der Stelle zugesichert wurde, los kommen konnte, so widersprach er nicht, sondern rächte sich nur dadurch, daß er das Gläschen Branntwein, das er dem Bürgermeister und seinem Gefolge zugedacht hatte, zurück behielt, und sie ohne die geringste Labung entließ.

4.

Voraussehend, daß es so kommen würde, hatte Louise für die hungrig und durstig zurückkehrenden Hofmacher ein gutes Frühstück bereitet. Sie jauchzten bei dessen Anblick und betheuerten einstimmig: Louise sey eine Prophetin und die klügste Person in der Stadt. Der Bürgermeister

ließ, auf Rechnung des künftigen Stadtvermögens, den besten Wein aus seinem Keller auftragen. Knaster's Gesundheit ward getrunken; doch mit stillem Vorbehalt, dem Tode kein Gesetz vorzuschreiben, wenn er vielleicht Belieben tragen sollte, den Ehrenmann bald von allen Sorgen dieser Welt zu befreien.

Als die Gesellschaft auseinander getaumelt war, beunruhigte den Bürgermeister die Vorstellung: daß sich Erbschleicher in's Spiel mischen und die Stadt um das ihr zugesagte Vermächtniß bringen möchten. Er hielt deßhalb für nöthig, den schwachen Mann, der leicht von einem Schlaukopf umgestimmt werden konnte, scharf zu beobachten. In dieser Absicht ging er täglich zu ihm in den Laden, saß plaudernd da vom Morgen bis in die Nacht, und ließ sich nur bisweilen, wenn er dringende Geschäfte hatte, von seinem Vertrauten, dem Stadtschreiber, ablösen.

Aber diese Späher und Wächter mochten dem Krämer nicht gefallen: denn ungefähr nach Verlauf eines Monats schloß er plötzlich seinen Laden, zog sich in's Innerste seines von ihm allein bewohnten Hauses zurück, und begrub sich gleichsam lebendig in ein Hinterstübchen, wo er nicht hörte oder nicht hören wollte, wenn Jemand an die Hausthür klopfte. Nun war guter Rath theuer, wie es der Bürgermeister, dessen Wohnung entfernt war, möglich machen wollte, die Einsiedelei zu bewachen, da sich doch der Fall denken ließ, daß Erbschleicher, nach einem verabredeten Meldezeichen, in dunkeln Abendstunden eingelassen würden.

Glücklicher Weise ward ein gegenüber liegendes, bequemes Haus feil; der Bürgermeister kauft' es, als nöthiges Wachhaus, auf Unkosten der Stadt, bezog es eiligst, und lag nun immer am Fenster auf der Lauer, ohne je-

doch einen verdächtigen Ein- und Ausgang bei dem reichen Manne zu bemerken.

Eines Tages sah er einen wohlgekleideten Fremden die Straße herauf kommen. Ihn begleitete ein Knabe, der ihm Knaster's Haus zeigte. Der Fremdling klopfte mehrmals stark an; doch öffnete Niemand. „Mein werthester Herr," rief der Laurer aus dem Fenster, „Sie bemühen sich vergebens. Herr Knaster — wenn er noch lebt, wie ich in der That nicht weiß — bewohnt ein Stübchen im Hofe, wo er nicht sieht und hört, was auf der Gasse vorgeht. Ich kann Ihnen aber vielleicht Rede und Antwort geben, wenn Sie mir zu sagen belieben wollen, in welcher Angelegenheit Sie ihn zu sprechen wünschen."

Der Fremde war schnell oben. „Ich bin ein Mann von bedeutendem Vermögen," hob er an, „und habe Lust, an hiesigem Orte, der mir sehr gefällt, eine Tuchfabrik vom größten Umfange anzulegen. Nach meinem Plane soll sie wenigstens dreihundert Menschen beschäftigen und reichlich versorgen. Zu Begründung einer so in's Große gehenden Anstalt gehört aber ein mächtiges Kapital, das ich nicht sogleich baar in den Händen habe. Ich suche deßhalb einen Mitunternehmer, der ungefähr eine Tonne Goldes beherrscht. Da ich nun zufällig erfahren habe, daß Herr Knaster durch Erbschaft in den Besitz eines sich ungefähr so hoch belaufenden Vermögens gekommen ist, so wollt' ich bei ihm anfragen, ob er wohl gesonnen sey, mit mir in Handelsgesellschaft zu treten. Ich erbiete mich, ihm Zwanzig vom Hundert gerichtlich zu verbürgen."

„Mein hochzuverehrender Herr," sagte der Bürgermeister, indem er aus der goldenen Dose des Fremden eine Prise mit tiefer Verbeugung nahm, „Sie schlagen das Vermögen meines Herrn Nachbars viel zu hoch an. Ich

weiß zwar von guter Hand, daß er zwanzigtausend Stück Dukaten baar liegen hat — —"

„Wohl kaum so viel Groschen!" fiel Louise schnell ein und zupfte den Vater am Schlafrock. „Ein sehr unterrichteter Mann," fuhr sie fort, „versicherte mir: die so viel besprochene Erbschaft sey nicht der Rede werth."

„Das war gewiß ein Neidhart, der das sagte;" versetzte der Bürgermeister. „Ich weiß genau, daß Knaster zwanzigtausend Holländer unter seinem Dache beherbergt. Doch unter keiner Bedingung, mein werthester Herr, überläßt er sie Ihnen als Hülfstruppen. Er, das ängstlichste Menschenkind unter der Sonne, würde selbst dem Großmogul keinen Dukaten anvertrauen."

„Der Himmel bewahre mich vor einem solchen Handelsgenossen!" sagte der Fremde und ging.

Jetzt fragte der Bürgermeister: „Warum zupftest du mich vorhin am Schlafrock?"

„Weil Sie so ehrlich hin sagten, Papachen, daß unser Nachbar viel baares Gold besitze. Der fremde Mensch kann ja ein Dieb seyn und herumhorchen, wo sich ein guter Fang thun läßt."

„Das ist nun wieder ein Gespenst deiner Weisheit, die mir noch gerade zur Last fällt;" brummte der Vater. „Ein Mann, der fünf oder sechs Brillantringe an den Händen trägt — ein Mann, der mir den feinsten Spaniol aus einer goldenen Dose bietet — ein solcher Mann ein Dieb! Das ist mir zum Lachen!"

„Ach, mein gutes Väterchen!" sagte Louise: „Mancher, der mit Diamantringen und goldenen Dosen prahlt, ist ein Dieb, und zwar von der großen Gattung, die man nicht hängt, sondern laufen läßt."

5.

In der Mitte der folgenden Nacht sah Louise, von einem ängstlichen Traume geweckt, einen Lichtschimmer aus Knaster's Hause herüber in ihre Schlafkammer blinken. Er verschwand, indem sie ans Fenster eilte; doch nach einigen Minuten blitzt' er wieder auf und zeigte dunkle, männliche Gestalten, die sich drüben im Zimmer bewegten.

Erschrocken flog das Mädchen an's Bett ihres Vaters, weckte ihn und sagte: Um Gottes Willen, stehen Sie auf! In Knaster's Hause sind Diebe."

„Das wär' entsetzlich!" rief er und ward todtenbleich. „Aber was soll ich thun? Ich darf keinen Fuß aus dem Hause setzen; es könnte mich eine Kugel von drüben herüber auf der Stelle tödten."

Louise, nicht so ängstlich für ihr Leben besorgt, sprang fort, weckte zuförderst den in einer Halle des Rathhauses schlafenden Nachtwächter, klopfte dann den Rathsdiener, einen Schlossermeister und noch drei andere tüchtige Männer aus dem Schlafe, und führte sie zu Knaster's Hause. Eine zerbrochene Glasscheibe verrieth, daß die Diebe durch ein Fenster im ersten Stock, den ein langer Mann von der Straße hinauf mit der Hand erreichen konnte, eingestiegen waren.

Der Schlosser rasselte mit seinen Dietrichen, um die Thür zu öffnen. Plötzlich ward oben ein Fenster aufgerissen, ein schwarzer Kerl sprang heraus, stürzte in des Rathsdieners ausgebreitete Arme und riß ihn mit sich zu Boden. Noch rangen sie miteinander im Straßenmoor, als ein zweiter Rabe aus dem Fenster flog, einen unsanften Fall auf die Erde that, sich aber schnell wieder aufraffte und entwischen wollte; doch schon von zwei hand-

festen Männern am Kragen gefaßt und fest gehalten, mußte er sich ergeben, und ward nebst dem andern, vom Rathsdiener überwältigten Raubvogel, den Louise als den vorgeblichen Tuchfabrikanten erkannte, in's Gefängniß geführt.

Knaster's inwendig verriegelte Thür mußte aufgesprengt werden. Louise lief die Treppe hinauf, um zu sehen, ob der unglückliche Mann, der sich weder am Fenster zeigte noch sonst im Hause regte, wohl gar von den Räubern ermordet worden sey. Sie fand ihn auf seinem Bette, mit gebundenen Händen und Füßen und einen Knebel im Munde. Schrecken und Angst hatten ihn dergestalt zermalmt, daß er dem Tode nahe schien. Louise befreite ihn von den Banden, und wollte nun seinen kläglichen Zustand ihrem Vater melden. Dieser aber hatte sich, nachdem er zu Hause hinter den Vorhängen ein stiller und vorsichtiger Zeuge der Verhaftung des Diebsgesindels gewesen war, bereits auf den Weg gemacht und kam eben die Treppe herauf. Als er sah, daß Knaster, dem Anschein nach, in den letzten Zügen lag, lief er, ohne mit Beileids- und Trostworten einen Augenblick zu verlieren, wieder davon, um den Stadtschreiber und die sämmtlichen Rathsherren zur Fertigung eines rechtsbeständigen Testaments zusammenzurufen. Sie hoben sich, da ein so ersprießliches Werk gethan werden sollte, mit größter Bereitwilligkeit aus den Federn und eilten zum Bette des Kranken.

Dieser hatte schon die Sprache verloren. Er gab nur, als man ihn auffoderte, seinen letzten Willen zum Besten der Stadt zu erklären, ein zweideutiges Lallen von sich. Man wußte nicht, ob es Ja oder Nein heißen sollte. Aber der schlaue Bürgermeister brachte den Kopf des Kranken, indem er ihm das Kissen zurecht rückte, so geschickt in Bewegung, daß Alle fröhlich ausriefen: „Er nickt! er bejaht!“ —

Indem der Stadtschreiber das Testament in gehöriger Form niederschrieb, kratzte der Erblasser, wie Geld zusammenstreichend, mit den Händen auf dem Deckbette, und gab während dieser letzten Lieblingsübung seinen schwachen Geist auf.

Einige Rathsglieder wollten nun sogleich mit roher Hast die vorhandenen Schätze aufsuchen. Des Bürgermeisters feineres Gefühl ließ es aber nicht geschehen. Er drückte das Gerichtssiegel auf die Thüren des Trauerhauses und ersuchte die Schatzgräber, sich bis den folgenden Tag zu gedulden.

Man fand beinahe hunderttausend Thaler in Gold, Silber und Staatspapieren. Das Alles ward von dem Bürgermeister in Verwahrung genommen.

6.

Dieser nicht ganz unwürdige, nur oft übel berathene Regent war vormals Buchbinder in einer großen Stadt gewesen, hatte besonders für eine ansehnliche Leihbibliothek gearbeitet, und aus Romanen und Schauspielen, während des Falzens und Heftens derselben, den Honig zierlicher Redensarten, wie eine Biene, gesammelt. Nachher bewog ihn eine vortheilhafte Heirath, sich in Temperlitz, der Vaterstadt seiner Braut, niederzulassen. Hier, wo Niemand las, noch weniger Bücher kaufte, war mit seiner Kunst (denn wer sie ein Handwerk nannte, beleidigte ihn) kein Glück zu machen. Um sie jedoch nicht ganz aufzugeben, bezog er die nächsten Jahrmärkte mit Gesangbüchern, Bibeln und Fibeln. In spätern Jahren, da man ihn, wegen seiner Wohlredenheit, zum Rathsherrn und bald darauf zum Bürgermeister gewählt hatte, hielt er

jene Meßreisen unter seiner Würde, und widmete sich nun bloß seinen öffentlichen Stadtämtern, die ihm so viel einbrachten, daß er sehr anständig leben konnte.

In den Regierungsgeschäften des Bürgermeisteramtes war der Stadtschreiber Flink seine rechte Hand. Dieser kleine, niedliche Mann, der an Fest- und Ehrentagen ein rosenfarbenes Kleid und einen überaus großen Haarbeutel, mit einer auf der Brust ruhenden Bandschleife (Postillion d'amour) trug, war in seiner Jugend ein Abenteurer, der sich in verschiedenen Fächern versuchte. Von der Schule lief er unter die Soldaten, und ward, da seine Gnomengestalt in Reih' und Gliede nicht zu brauchen war, wohlbestallter Querpfeifer. Er hatte sich jedoch kaum zwei oder drei Mal bei'm Zapfenstreiche mit Beifall hören lassen, als sein Vormund, wie ein heftiges Donnerwetter, in der Garnisonstadt ankam, und den Landläufer, den das Regiment gern wieder laufen ließ, auf die Schulbank zurückstürmte.

Das Jahr darauf bezog der Kleine die Universität, mit dem frommen Entschluß, sich zu einem Geistlichen zu bilden. Weltliche Gedanken erweckte jedoch bald wieder in ihm eine junge Schauspielerin, die er auf der Bühne eines Badeortes sah, und so liebreizend fand, daß er, um ihr immer nahe zu seyn, sogleich nach der Vorstellung das Oberhaupt der wandernden Gesellschaft ersuchte, ihn als Mitglied auf- und anzunehmen.

Mit großen Augen maß der Gebieter den kurzen Weg von Flink's Kopfe bis zu den Füßen und sagte: „Wohlan! ich genehmige Ihren Wunsch, unter meiner Fahne zu dienen. Doch unter den Bedingungen: daß Sie nicht auf Heldenrollen Anspruch machen und eher keinen Gehalt begehren, bis Sie sich als ein braver Künstler gezeigt und

bewährt haben, und zu drei verschiedenen Malen von den über Ihr Spiel entzückten Zuschauern herausgerufen worden sind.“ — Flink dachte: sein Genie, von dem er die größten Vorstellungen hatte, werde ihn bald zu einem zweiten Garrick erheben, und wie dieser König der Mimen klein von Person war und dennoch alle Hauptrollen spielte, so werde sie das Publikum auch von ihm, dem Direktor zum Trotz, mit Sturm fodern. Das Herausrufen, meint' er, könne sonach nicht fehlen. Und wolle das damit sehr freigebige Publikum allenfalls gegen ihn knausern, so dürfe er nur irgend einem kecken Burschen ein Freibillet schenken; der rufe dann aus Dankbarkeit: „Flink heraus!“ und der ganze große Papageienbauer rufe das nach.

Mit so freudiger Hoffnung erfüllt, bequemte sich der verliebte Student unbedenklich zu jenen Bedingungen, ward der versammelten Truppe als neues Mitglied vorgestellt, und bemühte sich auf der Stelle, der schönen, jungen Schauspielerin durch zärtliche Blicke zu verstehen zu geben, daß sie es sey, die ihn vom Wege zur Kanzel abgelenkt und auf die Breter gelockt habe. Aber das schnöde Mädchen achtete den kleinen Amadis weder jetzt noch jemals; und so oft er sich auf der Bühne sehen ließ, ward er ausgepfiffen und ausgetrommelt. Als diese Musik einige Monate gedauert hatte, setzte der Schauspieldirektor dem unnützen Gesellen den Stuhl vor die Thür und jagte ihn fort.

Er begab sich nun wieder auf die Universität. Aber besorgend, daß man ihm, dem abgedankten Schauspieler, sein Leben lang keinen Predigerstuhl einräumen werde, sattelt' er um und warf sich der Themis in die Arme, weil diese Göttin mit verbundenen Augen weniger bedenklich in der Wahl ihrer Priester zu seyn pflegt. Kurz, er ward

Jurist und lernte gerade so viel, als er zum Stadtschreiberdienstchen in Temperlitz nothdürftig brauchte.

Kaum dort angekommen, umflog er, wie ein Schmetterling, die Blume des Städtchens, Louisen, und behelligte sie bald mit einer Liebeserklärung; sie wies aber den rosenfarbenen Gecken schnell und entscheidend zur Ruhe. Dagegen gelang es ihm durch Schmeichelei und Aufschneiderei, des Vaters Günstling und hochbetrauter geheimer Rath zu werden. Was er sagte, hatte volles Orakelgewicht. Alle seine Rathschläge, so albern sie auch meistens waren, wurden bewundert, gebilliget und mit Amtsgewalt durchgesetzt.

7.

Am Morgen nach der unruhigen Nacht besprach sich der Bürgermeister mit ihm über Knaster's Begräbniß, das mit fürstlicher Pracht veranstaltet werden sollte. „So heischt es die Pflicht der Dankbarkeit;“ sagte Flink. „Es wäre zu gemein, den Sarg bei hellem Tage plumpen Trägern aufzuladen, die in ihren fuchsrothen, zerfetzten Mänteln wie Vogelscheuchen aussehen und wie Enten einher watscheln. Was hätte dann der Wohlthäter der Stadt vor jedem Vetter Michel voraus? Nein, ihm gebührt ein mit sechs schwarzbehangenen Pferden bespannter und mit funfzig Fackeln umgebener Leichenwagen, der sich in der Stunde der Mitternacht langsam und feierlich durch die Straßen bewegt.“

„Aber wo nehmen wir her, was zu diesem Gepränge gehört?“ fragte der Bürgermeister.

„Wir haben ja eine große Handelsstadt in der Nähe!“ antwortete Flink. „Sie liefert uns Fackeln und schwarzes

Tuch. Ein Wagen, den wir damit bekleiden können, wird sich hier finden.“

„Und ist schon gefunden!“ fiel der Bürgermeister ein. „Im Rathsschoppen steht seit mehreren Jahren ein auf Rädern ruhender Kasten, der vormals einem mit wilden Thieren herumziehenden Italiener gehörte. Seine Menagerie bestand nur in einigen Affen und einem alten Eisbären, der nicht mehr zu Fuß gehen konnte, und daher in gedachtem Kasten zu reisen pflegte. Er starb aber hier, und wahrscheinlich vor Hunger, weil ihn sein armer Herr nicht zu sättigen vermochte. Wir Rathsglieder und die andern öffentlichen Beamten hatten, nach altem löblichem Herkommen, freien Eintritt, und das übrige Völklein begnügte sich, um den mit Brettern verschlagenen Schauplatz herum zu schleichen, und den Bären brummen zu hören. Der arme welsche Teufel hatte folglich wenig oder gar keine Einnahme, und mußte, da er die schuldigen Abgaben an die Rathskämmerei nicht entrichten konnte, den Reisewagen des verstorbenen Bären zum gerichtlichen Pfande hier lassen.“

„Der kommt uns jetzt trefflich zu Statten;“ sagte Flink. „Ein Thierkasten, schwarz ausgeschlagen und schwarz überzogen, gibt einen prächtigen Leichenwagen.“

„Ich überlasse die ganze Anordnung Ihrem guten Geschmack, mein Bester!“ sprach der Bürgermeister. „Und zur Belohnung Ihres Geschäftsfleißes und rühmlichst erprobten Diensteifers werde ich dafür sorgen, daß Sie aus der Erbschaftsmasse eine ansehnliche Gehaltszulage bekommen.“

Flink küßte, Trotz aller Gegenwehr, die Hand des großmüthigen Gönners, tanzte nach Hause und verschrieb Fackeln, Tuch, Trauerflor; alles in überflüssiger Menge. Es war ja Geld genug da! Auch berief er aus der Handelsstadt einen Tapezierer und einen Ceremonienmeister. Je-

ner bekleidete die Wände des Zimmers, wo die Leiche zur Schau stehen sollte, schnell und zierlich mit schwarzem Tuch. Als man ihn aber in den Schoppen führte und gleichartige Umhüllung des Bärenkastens von ihm verlangte, nahm er dieß Ansinnen übel, und wollte sich zu dem entehrenden Geschäfte, wie er es nannte, nicht verstehen. Er ließ sich erst dann dazu bewegen, als der Bürgermeister selbst die erste Hand, wie beim Bau eines Galgens, anlegte.

Indessen arbeitete Flink an einer poetischen Standrede, die er am Grabe halten wollte, und hatte daneben oft mit dem Ceremonienmeister und einem Blechschmiede geheime Verhandlungen, die Jedermann neugierig machten.

Gegen Mitternacht führten sechs alte, mit schwarzen, bis zur Erde reichenden Decken behangene Ackerpferde den Leichenwagen an's Trauerhaus, und die zur Beleuchtung des Zuges bestimmten funfzig Fackeln wurden angezündet. Siehe, da zog eine glänzende Erscheinung die Straße herauf! Ein Ritter in einem silberblinkenden Harnisch auf einem Rosse, dessen Kopf und Schweif mit bunten Federbüschen geschmückt waren. Als er näher kam, erkannte man ihn, ob er gleich das Visier seines Helmes geschlossen hatte, an seiner kleinen Gestalt: es war Herr Flink in einer blechernen Rüstung. Das Pferd, das er ritt, sollte das sogenannte Freudenpferd vorstellen, das vormals bei feierlichen Beerdigungen großer Herren selten oder nie fehlte. Den gewöhnlichen Gegenfüßler desselben, das Trauerpferd, sah man auch hier. Schwarz behangen und den altergrauen Kopf freiwillig zur Erde senkend, ward es von zwei Chorknaben, die man wegen ihrer schwarzen Mäntel dazu gewählt hatte, dem Freudenpferde nachgeführt, oder vielmehr nachgeschleppt. Jenes sollte den Zug eröffnen, dieses dem Sarge folgen. Von der Decke des Leichenwagens, wo

man bisweilen Feldherrnstäbe, Degen, Sporen und Orden sieht, hingegen an beiden Seiten die Schalen der von dem Seligen viele Jahre lang gebrauchten, blank gescheuerten Gewürzwage herunter.

Als nun alle Menschen und Thiere, die zur Prozession gehörten, beisammen waren, wollte man den mit Zierathen überladenen Sarg in den Bärenkasten schieben. Indem man aber die Hinterthür öffnete, erhob sich drinnen von der entgegengesetzten Seite ein grausenhaftes Brummen, das Jedermann, der es hörte, in Schrecken setzte. Man glaubte, das Gespenst des Bären, der vormals auf Reisen darin gewohnt, hause in der finstern Höhle und wolle den unrechtmäßigen Gebrauch seines Wagens nicht dulden. Die Träger des Sarges bebten mit ihrer Last zurück, und Niemand hatte Muth, sich dem Kasten zu nahen und den Urheber des fortdauernden Gebrummes zu beschwören. Bei diesem allgemeinen Zagen vermißte man die beherzte Louise, die zu einer Freundin auf's Land gegangen war, um von den abgeschmackten Feierlichkeiten, die sie fruchtlos getadelt und widerrathen hatte, nichts zu sehen und zu hören.

Der blecherne Don Quixote faßte sich endlich, auf seinen Panzer trotzend, ein Herz, spornte seinen Gaul an die Mündung der Bärenhöhle hinan, und rief: „Heraus, du Teufel, heraus!“ Der Teufel kam aber nicht. Er brummte nur noch stärker und gräßlicher, daß allem Volke die Haare zu Berge stiegen.

Um Rittermuth zu zeigen, wiederholte Flink die Beschwörung, und stocherte mit der Lanze in's schwarze Nest. Plötzlich fuhr ein grauhaariges Ungethüm heraus. Das Freudenpferd that einen Sprung, der dem Reiter keine Freude machte: denn er flog aus dem Sattel, und fiel rasselnd und prasselnd, wie eine blecherne Trommel auf's

Steinpflaster hin. Die Fackelträger zerstreuten sich wie Irrwische nach allen Seiten. Niemand war entschlossen genug, das graue Ungeheuer, das auf zwei Beinen davon lief, aufzuhalten. Erst nachher erfuhr man, daß ein halbverrückter, in Temperlitz einheimischer Mensch der Popanz gewesen war. Er hatte sich in eine alte Wildschur eingenäht, und war nach Einbruch der Nacht in den Kasten gekrochen, um seinen geliebten Mitbürgern ein lustiges Schrecken einzujagen.

Nach diesem tragikomischen Zwischenspiele rückte der Leichenzug ohne weiteres Hinderniß von der Stelle. Doch lauerte noch ein bedeutendes Unglück im Hinterhalte. Ein verzagter Schneider, dem man eine Fackel aufgedrungen hatte, fürchtete sich vor dem gefährlichen Dinge. Als man vor's Thor kam, war die Pechstange schon über die Hälfte verlodert. Nun glaubte der Feigling, das Feuer werde ihm sogleich auf die Nägel brennen. Unglücklicher Weise erlaubte sich ein Windstoß die Neckerei, ihm die Flamme ein wenig nach dem Gesichte zu treiben. „Au weh! ich verbrenne!“ schrie das Schneiderlein, und warf die Fackel hoch in die Luft, ohne zu sehen, wo sie ihr Unterkommen finden würde. Sie flog auf das niedre Schindeldach einer Hütte, worin der Todtengräber und der Nachtwächter einträchtig wohnten. Das bemerkte Niemand, weil der Flammenschleuderer gerade der letzte Fackelträger war, und das Volk wie blind und toll nach dem Kirchhofe stürzte, um des Freudenritters poetische Standrede nicht zu versäumen.

Sie ward gehalten; doch mag sie ungedruckt bleiben, um nicht Wasser in's Meer schlechter Verse zu tragen.

Feuergeschrei fiel dem Redner in's letzte Wort. Die von dem Schneider verwahrlosete Hütte stand in Flammen und brannte ohne Rettung nieder.

Das vom Kirchhofe zurückkehrende Volk murrte laut über das unnütze Getändel mit Fackeln, wodurch ein öffentliches Gebäude eingeäschert worden sey, dessen Wiederbau der Bürgerschaft schweres Geld kosten werde. „Keinen Heller, ihr lieben Leute!“ rief der Bürgermeister. „Nach wenigen Monaten soll hier ein Phönix aus der Asche erstehen: ein Prachtgebäude, das unserer guten Stadt Ehre machen wird.“

8.

So wußte man doch gleich, wie man einen Theil von Knaster's hinterlassenem Golde mit Anstand unter die Leute bringen sollte. Der unvorsichtige Brandstifter ward deßhalb, weil er eine so schickliche Gelegenheit dazu an die Hand gegeben hatte, mit aller Strafe verschont.

Vor allen Dingen forderte der Bürgermeister von seinem Orakel einen Entwurf zu dem neuen Palaste. „Wollen Sie, nach Ihrer löblichen Art,“ sagte Flink, „den Bürgern Wort halten, und ein wirkliches Prachtgebäude veranstalten, so dürfen Säulen daran nicht fehlen. Man hat, wie bekannt, fünf Säulenordnungen: die toskanische, römische, dorische, jonische und korinthische.“

„Welche ist denn die beste?“ fragte der Bürgermeister.

„Das ist Geschmacksache;“ antwortete Flink.

„Nun so wähl' ich blindlings die korinthische;“ sagte Jener. „Und wissen Sie, warum? — Weil der Ehrenmann, von dem wir das Geld zum Bau haben, mit Korinthen gehandelt hat.“

Flink machte ein zweideutiges Gesicht. Er wußte nicht, ob Einfalt diesen Entscheidungsgrund aussprach, oder ob er ein witziges Wortspiel seyn sollte. Es schien ihm be=

denklich, sich eine Erklärung darüber auszubitten. Er verschrieb also getrost einen Baumeister, unter der Bedingung, daß er sich auf die korinthische Säulenordnung vollkommen verstehe.

Der Architekt kam, wunderte sich aber nicht wenig, als man ihm den Antrag machte, für den Todtenbettmeister und den Nachtwächter des Orts ein schönes Haus mit korinthischen Säulen zu bauen, und einen Todtenkopf und ein Kuhhorn, als Attribute der künftigen Bewohner, über der Thür anzubringen. Das Alles dünkte ihm freilich sehr albern; doch da ihm die Ehre seiner Kunst nicht sonderlich am Herzen lag, und er überdieß eine anlockende Gelegenheit vor sich sah, reiche Dümmlinge zu schröpfen, so übernahm er den Auftrag.

Verschiedene damals lebende Zeitschriften, die ihre Leser gern mit lustigen Erzählungen von dummen Streichen und Narrheiten unterhielten, waren indessen geschäftig, das merkwürdige Leichenbegängniß nach allen vier Winden auszuposaunen. Sie thaten das im Tone der gewöhnlichen Ironie, die den Spott hinter Lobeserhebungen versteckt. Solche Tücke nicht ahnend, konnten sich die guten Herren in Temperlitz, besonders der Bürgermeister und sein geheimer Rath, an jenen Zeitschriften nicht satt lesen. Sie unterzeichneten darauf und ließen sich die einzelnen Blätter mit der reitenden Post kommen, um ihren Ruhm so schnell als möglich verkündet zu sehen. Da fanden sie denn auch bald eine lobpreisende Erwähnung des Hauses mit korinthischen Säulen. Der schalkhafte Lobhudler stellte den Magistrat von Temperlitz allen Potentaten der Welt zum Muster vor, und forderte sie auf, für ihre Unterbeamten eben so väterlich und ehrhaft zu sorgen, und nicht blos Staatsminister und Günstlinge mit Palästen zu beschenken.

Der Bürgermeister war nun immer heißer darauf erpicht, sich durch Prachtbaue berühmt zu machen. Er wollte das alte Rathhaus niederreißen lassen und einen Marmorpalast dafür hinstellen. Diesen erhabenen Gedanken gab er jedoch seufzend auf, als der Kostenanschlag zu hoch ausfiel. Die Ausführung des großen Planes wäre nur dann möglich geworden, wenn noch ein halbes Dutzend reiche Knasterbärte die Stadt zur Erbin eingesetzt hätten. Das mußte der theure Mann in Geduld erwarten, und sich indessen damit begnügen, dem schwarzen verwitterten Steinklumpen ein neues Kleid von künstlichem, aus Gyps bereitetem Marmor fertigen zu lassen; denn auf Marmor war er nun einmal versessen. Auch zwei korinthische Säulen an der Pforte durften nicht fehlen. Sie trugen einen Altan, von welchem künftig obrigkeitliche Mandate verlesen und Reden an das Volk gehalten werden sollten. Das Versammlungszimmer des hohen Raths ward mit seidenem Damast ausgeschlagen. Der prachtliebende Bauherr ließ sogar die Gefängnisse ausmalen. Ein so freundliches Stübchen glaubte er vielleicht dem noch verhafteten Tuchfabrikanten schuldig zu seyn, weil durch dessen Raubversuch der Besitz der Erbschaft beschleunigt wurde. Aber der Schuft war so undankbar, daß er, indem der Maler bei ihm ein- und ausging, entwischte.

9.

Auf solche Weise war der Schatz, den man leicht gewonnen, schon halb zerronnen, als die übrigen Rathmänner, die bisher der eigenmächtigen Vergeudung des Bürgermeisters ruhig zugesehen hatten, darüber zu murren anfingen,

und ihn einmal in voller Versammlung nachdrücklich ermahnten, seine Bausucht hinfort im Zaume zu halten.

„Sie sind allesammt keine Freunde der schönen Künste, meine Herren;“ versetzte der Bürgermeister: sonst würden Sie die mit sehr mäßigen Kosten bewirkte Verschönerung unserer Stadt eher loben als tadeln. Es wäre noch viel zu thun, wenn wir uns einen unsterblichen Namen erwerben wollten. Da müßten wir die Stadt mit neuen Mauern umgeben, müßten prächtige Thore bauen, einige Thürme, ein Schauspielhaus — —“

„Ein Narrenhaus! ein Narrenhaus!“ schrie, mit einem Donnerschlage auf den Tisch, der jüngste Rathsherr, der Grobschmied Plebs.

„Sachte, sachte, mein werther Herr College!“ sagte der Bürgermeister. „Ein Narrenhaus wäre freilich nöthig, für uns selbst nöthig, wenn wir nicht als vernünftige Männer mit einander umgehen und das Beste der Stadt ohne Zwist und Groll in Berathung ziehen wollten. Ich meines Theils liebe den Frieden und will Ihren Wunsch erfüllen, indem ich mich in der Folge mit dem öffentlichen Bauwesen nicht weiter befasse.“

„So recht!“ rief Plebs. Treten sie nur nicht wieder auf die Hinterbeine!“

„Die hab' ich, Gott sey Dank, nicht,“ erwiederte der Bürgermeister: „sonst müßte ich mich in der That, wenn ich Ihnen einmal nicht gehorchte, vor Ihrem Nothstalle fürchten. — Doch Scherz bei Seite! Sie ließen mich vorhin nicht ausreden; ich konnte daher nicht sagen, was ich schon auf der Zunge hatte: daß ich mir nämlich noch die Ausführung zweier Werke vorbehalte. Das Eine ist ein der Stadt sehr nöthiger und nützlicher steinerner Brunnen, der mitten auf dem Markte stehen und den Namen Kna-

sters-Brunnen erhalten soll; das Zweite eine Bildsäule des Ehrenmannes, auf einem freien, mit Pappeln umpflanzten Platze in der Vorstadt."

„Der Brunnen mag allenfalls gelten;" sprach der Grobschmied. „Aber wozu die Puppe?"

„Um ein Denkmal der Dankbarkeit zu errichten und Knasters Bild unsern Nachkommen zu erhalten."

„Was scheren uns die Nachkommen!" rief Plebs. „Und soll und muß ihnen das alte Fratzengesicht aufbewahrt werden, so kanns am Brunnen geschehen. Ich sah auf meiner Wanderschaft in vielen großen Städten prächtige Brunnen mit steinernen Puppen, denen das Wasser aus dem Maule lief. So können wir auch den seligen Herrn auf den Brunnen stellen und ihn ein Gleiches thun lassen."

Flink, der an einem Nebentische saß, zerstampfte vor Aergerniß seine Feder, und winkte dem Bürgermeister mit den Augen, den einfältigen Grobian recht abzutrumpfen. Der Regierende sagte jedoch sanft und zierlich: „Es dünkt mich etwas unschicklich, den edlen Mann, der die Stadt so reichlich mit Golde bedachte, zu einer ewigen Wasserspende zu verurtheilen."

„Das paßt eben recht!" entgegnete der Widersacher. „Sein Gold wird uns zu Wasser gemacht."

Der Bürgermeister würdigte diesen neuen Angriff keiner Antwort, und beschloß im Stillen, den Brunnenbau aufzugeben, damit jener ungereimte Vorschlag nicht weiter auf die Bahn gebracht werden könnte. Aber das Standbild ward heimlich bestellt und nach einem lebensgroßen Gemälde bearbeitet, das sich in Knasters Verlassenschaft gefunden hatte. In einem rothen breiten Rocke, saffrangelben Unterkleidern, einem Stutzperückchen und großen, dreieckigen Hute, stand er da und sah scharf auf eine in der

Hand haltende Wage, um seine Gewissenhaftigkeit im Handel zu bezeichnen. In dieser Gestalt ward er aus Holz gebildet.

10.

Als das fertige Kunstwerk, mit grauer Steinfarbe überzogen, in Temperlitz angelangt war, ließ es der Bürgermeister bei Nacht im Versammlungszimmer des Raths aufstellen, um des folgenden Tages seine Herren Amtsbrüder damit zu überraschen, und die harten Reden und Vorwürfe, die er von ihnen über den neuen, unbewilligten Griff in den Erbschaftsseckel zu erwarten hatte, gleich mit einem Male zu verschlucken. Stutzend trat Einer nach dem Andern ins Zimmer. Der Erste fuhr zurück, als säh' er ein Gespenst, und sagte dann verdrießlich: „Was Sie einen aber auch mit dem hölzernen Peter erschrecken, Herr Bürgermeister!“ Dem Zweiten und Dritten ging es nicht besser; denn die Männer in Temperlitz hatten fast alle, da sie wenig hinter dem Ofen hervor gekommen waren, die Eigenheit, sich über jede nur einiger Maßen bedenkliche Erscheinung zu entsetzen und wie Kinder zu fürchten.

Endlich kam Herr Plebs, der Cyklop. Mit dem Hut auf dem Kopfe blieb er auf der Thürschwelle stehen, gaffte das Standbild an, stampfte mit dem Stock auf den Boden und sagte: „Na, so haben wir alten Kinder denn doch eine Puppe! Aber der Steifmatz hat ja gar kein Ansehen. Grau wie ein Esel kann er doch nicht bleiben. Er muß von der goldenen Huttresse bis zu den silbernen Schuhschnallen bunt gemalt werden, wie er leibt und lebte und an hohen Festtagen stattlich zur Kirche ging.“

„Davor bewahr' uns der gute Geschmack, lieber Herr

Amtsbruder!“ sprach der Bürgermeister. „Wir würden uns damit lächerlich machen.“

„Ja wohl!“ sagte der Stadtschreiber, und setzte, um mit einem gelehrten Worte zu prahlen, noch hinzu: „Es wäre durchaus nicht ästhetisch.“

„Theetisch?“ fragte Plebs, und sah ihn grimmig an. „Was faseln Sie von einem Theetisch? — Sie sind ein Theekessel und haben hier kein Recht, sich mausig zu machen. Sie sind nicht Rathmann, sind nur Rathsschreiber, und schweigen, bis man sie fragt.“

„Sehr gern!“ erwiederte Flink. „So trifft es mich auch nicht, wenn die Herren des Raths ausgelacht werden.“

„Ho! ho!“ rief Plebs. „Ich habe Haus und Hof, und die fallen deßhalb nicht zusammen, wenn auch an einem Theetisch über mich gelacht wird. Ich stimme daher für's Bemalen der Puppe, und meinen Herren Collegen seh' ich's an, daß sie mir nachfolgen werden.“

Die einfältigen Männer sagten auch richtig ja, weil sie sich theils vor der Grobheit des Cyklopen fürchteten, theils selbst das Bunte liebten. Der Bürgermeister saß also verlassen da, und mußte, seinem bessern Geschmack zum Trotz, bewilligen und versprechen, die graue Puppe (denn anders nannten Plebs und sein Anhang die Statüe nicht) roth, gelb, schwarz und so weiter, wie Knaster gemalt war, anstreichen zu lassen.

„Aber unsere muthwillige Jugend wird sie bald mißhandeln und verstümmeln, wenn sie im Freien steht;“ sagte ein Rathmann.

„Allerdings muß sie bewacht werden,“ antwortete der Bürgermeister. „Ich habe schon überlegt, wie wir das anstellen, und uns zugleich Gelegenheit verschaffen, ein wohlthätiges Werk zu thun. Wir haben in unserer Stadt

zehn oder zwölf ganz verarmte Bürger, die ihre Blöße nicht mehr bedecken können. Denen lassen wir gleichfarbige Röcke machen, und sie nach der Reihe, gegen einen geringen Lohn, das Standbild bewachen."

„Nun ja, so haben wir Stadtsoldaten, wie der Rath in Leipzig;" sagte Plebs. „Ich erleb's noch, daß der Herr Bürgermeister eine Armee auf die Beine bringt und dem Kaiser ins Land fällt."

Man lachte; dennoch ward des Bürgermeisters Vorschlag durch Mehrheit der Stimmen angenommen, weil er den Glanz eines guten Werkes hatte, und es das Erste war, das aus der Erbschaftskasse hervorgehen sollte.

11.

So war denn der Bürgermeister nach vielen Mühsalen und Kränkungen endlich so weit gekommen, daß er die Errichtung des Standbildes öffentlich und ohne weiteren Widerspruch betreiben konnte. Er ließ den dazu bestimmten Platz ebnen, den erkorenen Hütern desselben ihre Dienstkleider anmessen, und den grauen Knaster mit bunten Oelfarben überstreichen, wie es die weisen Herren des Raths verlangten.

Die Aufstellung der Statüe sollte mit großer Feierlichkeit geschehen. Der Bürgermeister wählte dazu Knasters Geburtstag, und machte in verschiedenen Zeitungen weit und breit bekannt, daß an diesem Tage jenes Denkmal eingeweiht und nachher ein solennes Vogelschießen gehalten werden solle. Zu diesen Festlichkeiten lud er, im Namen des Magistrats, alle Welt ein, und versicherte, daß sich Obrigkeit und Bürgerschaft beeifern würden, jedem werthen Fremdling den Aufenthalt in Temperlitz angenehm zu machen.

Dieser Aufruf blieb nicht ohne Wirkung. Es kamen schon am Vorabende des Festes zahllose Fußwanderer an; am folgenden Morgen auch Gesellschaften zu Roß und Wagen. Es war ein schöner, heiterer Tag in der Mitte des Sommers.

Gegen Mittag begab sich der Magistrat mit steifen, langsamen Schritten und würdevollen Geberden vom Rathhause nach der Ebene, wo das Standbild schon aufgestellt, aber noch verhüllt war. Dort angekommen, schoß Herr Plebs, der mit Feuergewehr gut umzugehen wußte, eine Pistole ab, um damit, in Ermanglung einer Kanone, das Zeichen der Enthüllung zu geben. Der Vorhang ward schnell hinweggezogen; die gedrängt umher stehende Volksmenge brach in ein Jubelgeschrei aus, klatschte mit den Händen, warf Hüte und Kappen in die Luft und schrie: „Vivat hoch!“

Der Bürgermeister ließ das Volk eine Weile so lustig toben. Dann gebot er Stille und begann folgende, beinahe von Erschaffung der Welt anfangende Rede:

„Nach Stand und Würden hoch- und werthgeschätzte Herren, liebe Mitbürger und Freunde!“

„Die Kunst der Bildnerei ist eine Tochter der grauesten Vorzeit, des dunkelsten Alterthums. Zuerst formte man Götzenbilder aus Töpferlehm oder Thon. Schon Laban, den wir aus dem ersten Buche Mosis kennen, hatte dergleichen Hausgötter, die ihm seine Tochter Rahel stahl, als sie mit Jakob, ihrem Manne, aus dem Lande zog. In spätern Zeiten schuf man Bilderwerke aus Stein, Erz und —“

Das Wort „Holz,“ das er hinzu setzen wollte, starb ihm auf der Zunge, weil alle seine Zuhörer plötzlich ihre Augen von ihm ab nach der Heerstraße wandten, wo Post-

hörner aus einer dicken Staubwolke herausschmetterten und ein Reiter mit rastlosem Peitschenknall voran sprengte. Er trug ein rothes, mit Gold verbrämtes Koller, einen Helm mit hohem Federbusch und große Kourierstiefeln. „Platz da! Platz da!“ schrie er, und jagte mit erhobener Peitsche das staunende Volk aus einander. Zwei Wagen, der eine mit sechs, der andere mit vier Postpferden bespannt, flogen hinter ihm her und hielten am Festplatze. Ein Mohr, der sich mit einigen andern Dienern auf dem ersten Wagen befand und die anwesenden Kindlein in Furcht und Angst setzte, öffnete den Schlag. Zwei Herren traten heraus: ein Mann von gesetztem Alter, und ein schöner, wohlgewachsener, blühender Jüngling, mit einem Stern auf der Brust. Dem zweiten Wagen entstiegen ebenfalls zwei junge Männer, die Jenen, als er nach dem Standbild hinschritt, mit Ehrerbietung begleiteten.

„O Himmel! ein Prinz mit Gefolge!“ murmelte der Bürgermeister, mit erbleichtem Antlitz und zitternd an allen Gliedern. „Ich muß ihn mit einer Anrede empfangen. Herr Stadtschreiber, stehen Sie mir bei! Mich verlassen meine Gedanken.“

So flüsternd, trat er mit bebenden Schritten dem Ordensherrn entgegen. Flink, ihm auf der Ferse folgend, versteckte sich hinter der breiten Gestalt und wisperte seinem Vormann, nachdem sich dieser einige Mal bis auf die Erde gebückt hatte, behutsam zu: „Durchlauchtigster Prinz, gnädigster Herr!“

Der Bürgermeister wiederholte diese Worte laut, und horchte zugleich, wie ein Schauspieler, der seine Rolle nicht gelernt hat, auf weitere Unterstützung seines Einbläsers. Aber der Ordensherr winkte mit der Hand und sagte huldreich: „Bemühen Sie sich nicht! Wer sind Sie?“

„Der Bürgermeister — der unterthänigste Bürgermeister des Orts, der heute das Glück hat — —“

„Sie sind,“ fiel Jener schnell ein, „in einer festlichen Handlung begriffen. Ich bitte, fahren Sie fort, ohne sich durch meine Ankunft stören zu lassen.“

Krebsgängig zog sich der Bürgermeister mit vielen Verbeugungen zurück und betrat wieder den Rednerplatz. Aber in gänzlicher Zerstreuung gab er seinen Vorsatz auf, die Geschichte der Bildhauerkunst fortzusetzen. Stammelnd rühmte er nur noch Knäster's Verdienste, die ihn der Ehre würdig gemacht, durch die Bildhauerkunst verewiget zu werden, und schloß mit den alten, guten Worten: „Friede sey mit seiner Asche!“

Die hohen Fremden fuhren jetzt nach der Stadt, wo der Wirth des Gasthofes alle andere Gäste, theils mit dringenden Bitten, theils mit Gewalt, zum Weichen brachte, um jenen die besten Zimmer einräumen zu können. Indessen wählte der Bürgermeister von den neubekleideten Bildhütern zwei Mann und befahl ihnen, sich als Ehrenwache vor die Thür des Gasthofes zu stellen. Sie wurden aber höflich zurückgewiesen.

Als die fremden Herrschaften getafelt hatten, besahen sie die Stadt, besonders den Nachtwächter- und Todtengräberpalast und das marmorirte Rathhaus. Dann erschienen sie bei dem indessen angefangenen Vogelschießen. Sie hielten sich aber so fern von den Schützen und hatten überhaupt ein so ernstes, Ehrfurcht gebietendes Wesen, daß man es nicht wagte, ihnen eine Armbrust zu überreichen. Der Ordensherr waffnete jedoch seine Augen, um die anwesenden Mädchen zu mustern. Flüchtig übersah er die Schaar; nur Louise fesselte seine Blicke, die mit sichtbarem Wohlgefallen auf ihrer lieblichen Gestalt verweilten.

Der Bürgermeister, der durchaus nicht erfahren konnte, wer die Fremden waren, und was sie in Temperlitz wollten, befand sich in der peinlichsten Unruhe. Es war ihm so bange, als hinge über seinem Haupte ein entblößtes Schwert an einem Pferdehaare. Seine trüben Ahnungen waren auch leider nicht ohne Grund. Er fand, als er vom Vogelschießen nach Hause kam, folgendes unholde Schreiben:

„Nachdem allerhöchsten Orts mißfällig vernommen worden, daß der Magistrat zu Temperlitz einen geringen Krämer, Namens Knaster, mit fürstlichem Pomp begraben lassen, und dessen beträchtliches, der Gesammtheit der Stadt hinterlassenes Erbe mit unnützen Bauwerken verschwendet; so hat unterzeichnete Kommission den Auftrag erhalten, diese und andere Ungebührnisse mit Strenge zu untersuchen. Zu Folge dieses Befehls wird gedachter Magistrat hiermit vorgeladen, sich morgen früh um zehn Uhr vor der Untersuchungskommission in hiesigem Gasthofe zu gestellen, und der Vernehmung, auch weitern Verfügung gewärtig zu seyn.“

„Gegeben zu Temperlitz an dem Tage, da ein neues Ungebührniß geschah, indem obbenanntem Krämer ein Standbild errichtet wurde.“

„Untersuchungskommission.“

„Ich bin verloren!“ ächzte der Bürgermeister nach Lesung dieses Schreibens, und sank in halber Ohnmacht auf einen Stuhl.

Louise hob das Blatt, das ihrem Vater aus der zitternden Hand gefallen war, vom Boden auf, las es bedächtig und sagte: „Ich weiß nicht, was ich von dieser Vorladung denken soll. Sie kommt mir ganz seltsam und wunderlich vor. In jedem Falle ist die Sache nicht so gefährlich als

sie scheint. Treten Sie getrost vor Gericht, lieber Vater! Sie können ja beweisen, daß sie keinen Heller in Ihren eigenen Nutzen verwandten. Schon dadurch wird Ihre Ehre gerettet."

12.

Der muthlose Mann durchseufzte schlaflos die Nacht, sprang mit Anbruch des Tages von seinem Dornenlager auf und ließ seine Amtsbrüder sogleich wecken und auf's Rathhaus bescheiden. Als sie versammelt waren, machte er ihnen die erhaltene Vorladung bekannt und forderte sie auf, derselben Folge zu leisten und mit ihm vor der Untersuchungskommission zu erscheinen. „Ei! was geht uns der Handel an?" schrie Plebs. „Sie, Herr Bürgermeister, haben die Narrenstreiche, die man unserm ganzen Collegium aufhalsen will, allein gemacht, und mögen sie nun auch allein verantworten. Wer den Karren in den Koth schob, der zieh' ihn wieder heraus! Damit Gott befohlen!" Er warf den Hut auf den Kopf, stampfte mit heftigen Schritten aus dem Zimmer, und alle Rathsherren folgten ihm nach.

Auch der Stadtschreiber wollte sich auf flüchtigen Fuß setzen; aber sein Gönner und Beschützer hielt ihn zurück, und bat ihn, sein Beistand vor der Kommission zu seyn. „Ich bitt' um Entschuldigung;" antwortete der undankbare Wicht: „ich, der Stadtschreiber, bin nicht mit vorgeladen!" — Und wie ein Grashüpfer sprang er davon.

Voll Verzweiflung eilte der Bürgermeister nach Hause und erklärte gegen seine Tochter: er wolle, da er von seinen Amtsgenossen im Stiche gelassen werde, lieber sterben, als sich allein vor Gericht stellen. Das beherzte Mädchen

bemühte sich vergebens, ihm Muth einzusprechen. Der schwache Mann war ganz zu Boden geschlagen, und so matt und krank, daß er sich zu Bette legen mußte.

Jetzt faßte Louise den kühnen Entschluß, ihren Vater vor Gericht zu vertheidigen. Einfach, aber anständig gekleidet trat sie in die Kommissionsstube. Der junge Ordensritter und der ältere Herr saßen beisammen an einem Tische, hinter Papieren und Tintenfässern, und schienen die Vorgeladenen zu erwarten. Ueberrascht von der anmuthigen Erscheinung, erhoben sie sich von den Stühlen, und der junge Herr fragte mit Ehrerbietung: welche Angelegenheit ihnen das Glück eines so angenehmen Besuches verschaffe.

„Mein Vater, der Bürgermeister Stern," sagte Louise, „hat eine Vorladung erhalten, sammt den übrigen Rathsgliedern hier zu erscheinen; er ist aber unwohl und kann das Zimmer nicht verlassen."

„Diese Entschuldigung genügt mir vollkommen;" antwortete der Ritter sehr freundlich. „Die Sache ist gar nicht dringend. Wir halten uns noch einige Tage hier auf. Ich besonders fühle jetzt, und schon seit gestern, da ich das Vergnügen hatte, Sie auf dem Schießplane zu sehen, eine besondere Neigung zu diesem Orte, und möchte mich gar nicht wieder davon trennen."

Von dieser Sprache befremdet, war Louise einen Augenblick um eine schickliche Antwort verlegen. Indessen schlich der ältere Kommissarius aus dem Zimmer, und der jüngere erklärte ihr mit feuriger Zärtlichkeit: sie habe einen unauslöschlichen Eindruck auf sein Herz gemacht, und er sey um den Preis ihrer Gegenliebe bereit, die Untersuchung niederzuschlagen.

„Das können Sie nicht, wenn Sie zur Anstellung derselben Befehl haben;" antwortete Louise. „Hätten Sie

aber, wie ich nun fast glaube, einen solchen Auftrag gar nicht empfangen, so wär' es hart, mit meinem Vater, der gar nicht die Ehre hat, Sie zu kennen, einen so ernsthaften Scherz zu treiben."

„Ja wohl! ja wohl!" rief im Nebenzimmer eine starke männliche Stimme, die Louisen bekannt schien und den jungen Herrn sichtlich erschreckte. Doch zwang er sein erbleichtes Gesicht zum Lächeln und sagte leise und vertraulich: „Ich höre, daß eben ein alter Freund angekommen ist. Beruhigen Sie vor der Hand, mein schönes Kind, Ihren Vater mit der Versicherung, daß ich die unangenehme Sache zu seiner vollkommensten Zufriedenheit beilegen werde."

Als sie aus dem Zimmer trat, rief's im Vorsaale: „Sey mir gegrüßt, Jungfrau von Orleans!" und der General, Graf von Donnerfeld, stand vor ihr. „Ei wie groß und hübsch bist du geworden! — Nun, eile jetzt, deinen Vater zu trösten und grüß' ihn von mir! In einer Viertelstunde komm' ich selbst. Indessen hab' ich ein Paar Worte mit dem Herrn Kommissarius zu sprechen. Ich bringe Befehl aus der Residenz, die Untersuchung ruhen zu lassen."

Mit innigster Freude über die Ankunft des alten Freundes und Schutzengels flog sie heim.

„Bist du des Teufels?" sagte Graf Donnerfeld beim Eintritt in die Kommissionsstube. „Ziehst da mit lockern Gesellen im Lande herum und spielst Rollen, die dich auf die Festung befördern werden. Welch' elendes Vergnügen, ehrliche Leute, die sich in ihrem Erdenwinkel keine Kenntniß der großen Welt erwerben konnten, zum Besten zu haben! Zufällig erfuhr ich deine irrende Ritterfahrt und reiste Tag und Nacht dir nach, um deinem Muthwillen

Einhalt zu thun. Weißt du wohl, daß dein Schicksal jetzt in der Hand des hiesigen Bürgermeisters steht? — Verklagt er dich bei Hofe, so schickt man dich auf die Festung, und die schönsten Jahre deines Lebens gehen dir zwischen einsamen Mauern verloren."

„Das wäre schlimm!" sagte der junge Graf. „Ich wüßte wohl, wie ich den Bürgermeister mit mir aussöhnen möchte. Seine Tochter ist das liebenswürdigste Mädchen, das ich jemals sah. Gönnen Sie mir, theuerster Vater, das Glück —"

„Sie zu heirathen?" fiel ihm der General ins Wort. „In Gottes Namen, wenn dich das brave Mädchen nur will. Du hast dich übel empfohlen. Doch komm! Wir wollen sehen, was wir ausrichten."

Sie gingen zum Bürgermeister, der freudig das Bett wieder verlassen hatte. Der General umarmte ihn, faßte dann seinen Sohn bei der Hand, führte ihn zu Louisen und sagte: „Sieh, ich halte Wort! Vor acht Jahren versprach ich dir: du solltest meine Schwiegertochter werden. Hier bring' ich den Bräutigam."

Louise, die sonst ihre Fassung nicht leicht verlor, war so bestürzt, daß sie im ersten Augenblicke nicht antworten konnte. Doch, da der junge Graf der hübscheste Mann war, den sie in ihrem Leben gesehen und überdieß einen sehr wackern Vater hatte, so ließ sie sich nach kurzem Bedenken den freundlichen Antrag gefallen.

Alle waren jetzt froh, und Niemand mehr, als der Bürgermeister, da die furchtbare Untersuchung einen so glücklichen Ausgang gewonnen hatte.

III.

Doktor Medardus.

1.

Das Erwachen.

„Ach, ich war in Arkadien!“ rief Doktor Medardus, und richtete sich am Bettzopf empor. „Und da bin ich nun wieder in Memel und in meinem öden, staubigen Bücherwinkel, wo kein Engel mir lächelt und nur mein Perückenstock mich anstarrt. — O süßer, seliger, unvergeßlicher Traum! Wärst du mir doch, wie mancher deiner Brüder, ein Herold der Wahrheit! — Ja, nicht umsonst erschienst du mir in einer so wichtigen Stunde! — Ich werde sie finden, die schöne Hirtin, und sie wird mein altes Leben auf grüner Aue weiden.“ —

Aus dieser poetischen Schwärmerei fiel er plötzlich in die nüchternste Prosa, als er die Kaffeemühle in der Küche schnarren hörte. „Paul,“ rief er hinaus, „nimm ein halbes Loth mehr als gewöhnlich und laß die Cichorie weg!“

Mit vorgebundener Küchenschürze trat der Graukopf her-

ein und fragte: „Warum wollen Sie denn heute so hoch leben?“

„Aus zwei Ursachen, mein Freund!“ antwortete Medardus. „Ich hatte diese Nacht einen himmlischen Traum, und heute ist mein Geburtstag.“

„Dazu wünsch' ich Gottes Segen;“ sagte Paul, und zog sein Mützlein ab. „Aber für den himmlischen Traum geb' ich kein zerbrochenes Hufeisen.“

„Immer spricht doch der alte Dragoner aus Dir,“ zürnte Medardus. „Was versteht Dein Hirnkasten voll Heu und Stroh von der Traumwelt!“

Paul zog mit Kopfschütteln ab und machte den Kaffee. Indessen trat der Doktor vor den Spiegel und sagte: „Nun, beim heiligen Aeskulap! für einen Fünfziger bin ich noch blühend genug. Volle, rothe Wangen — kein graues Haar — nur die verfluchte Perücke. — Doch, was seyn soll, schickt sich wohl.“

Indem er den Kaffee trank und seinen lieblichen Traum noch einmal träumte, erschien der Licentiat Skrupel, ein kleines, steifzierliches Männchen, in festlicher Kleidung, legte mit hochtrabenden Feiertagsworten seinen Glückwunsch ab, und brachte, als Besitzer einer Apotheke, ein Opfer von Räucherpulver und allerhand köstlichen Essenzen. „Haben Sie Dank für Wunsch und Geschenke!“ sprach Medardus. „Ich durchräuchere zwar meine Wohnung nur mit Tabak; aber mir träumte vor einigen Stunden von einem schönen Kinde, das vielleicht bald bei mir einziehen und sich Ihrer süßen Gaben erfreuen wird.“

Skrupel spitzte die Ohren, rieb freudig die Hände und sagte: „Sie sind wohl unmaßgeblich, mein hochverehrter Herr Doktor, gesonnen, die Mönchszelle der Hagestolzenschaft zu verlassen und sich ins Paradiesgärtlein des Ehestandes zu begeben?“

„O mein guter Herr Licentiat,“ entgegnete der Doktor, „in diesem Paradiesgärtlein befand ich mich schon fünf Jahre lang; aber mir war's eine Hölle.“

„Ich erstaune, mit Dero Erlaubniß!“ rief der Apotheker, und schlug die Hände zusammen.

„Erstaunen Sie ohne Umstände, mein allzu höflicher Freund!“ sagte Medardus. „Und haben Sie etwa Lust, mein sauberes Ehegeschichtchen zu hören, so will ich's Ihnen unter der Bedingung, daß Sie es nicht ausschwatzen, erzählen.“

Skrupel legte, Verschwiegenheit angelobend, die Hand auf's Herz.

2.

Des Doktors Ehegeschichte.

Ich ließ mich, als ich in Leipzig den Doctorhut empfangen hatte, in einer nicht weit davon entlegenen Mittelstadt als ausübender Arzt nieder. Es gab Anfangs wenig für mich zu thun. Ein alter Quacksalber war Hahn im Korbe, hatte jedoch selbst kaum sein nothdürftiges Futter. Die Leute dort lebten mäßig und machten sich fleißig Bewegung; daher wurden sie selten krank. Ich gönnte ihnen ihre Gesundheit von Stahl und Eisen, weil ich damals Silber und Gold genug hatte. Eine Base vermachte mir gerade zu rechter Zeit ein feines Sümmchen, und ich nahm mir nicht die Mühe, es auf Zinsen auszuleihen, sondern lebte herrlich und in Freuden davon.

Unter andern Vergnügungen machte ich eine Reise ins Lauchstädter Bad. Dort sah ich im Tanzsaale ein allerliebstes Mädchen, und ein zündender Blitz fuhr mir ins

Herz. Ich durchbrach den dichten Zaun von Anbetern, der die Schöne umgab, forderte sie zum Tanze auf, setzte mich, als er vorbei war, an ihre Seite, und begann ein Gespräch, worin ich erfuhr, daß sie Lucinde Dorn hieß und eine kranke Mutter hatte, die in der Hoffnung, gesund zu werden, nach Lauchstädt gekommen war, aber noch keine Besserung spürte. Schnell gab ich mich als Arzt zu erkennen, und betheuerte mit Feuer der Liebe, daß ich, wenn mir Zutritt gestattet würde, meine ganze Kunst aufbieten wolle, die Kranke zu heilen. Lucinde versicherte, mein Besuch würde ihrer Mutter willkommen seyn. Gleich darauf verließ sie, nach kaum gekosteter Tanzfreude, den Saal, um Nachtwache bei der Kranken zu halten.

Es versteht sich, daß ich diese des folgenden Tages sehr früh besuchte. Sie nahm, von der Tochter schon vorbereitet, meinen ärztlichen Beistand höflich an, und ich behandelte sie mit so glücklichem Erfolge, daß sie nach vierzehn Tagen völlig genas. Indessen war aber mein Herz immer kränker vor Liebe geworden. Es erschreckte mich daher, als mir Lucinde jetzt mit niedergeschlagenen Augen entdeckte, daß sie, von Armuth und Neigung bewogen, eine Anstellung beim Theater in Leipzig gesucht und erhalten habe, und nächstens mit ihrer Mutter dahin abgehen werde. Ich that den lebhaftesten Einspruch, warf mich ihr zu Füßen, gestand ihr, daß ich sie anbete, und trug ihr Hand und Herz an. Gerührt sank sie in meine Arme; wir verlobten uns auf der Stelle, der Handel in Leipzig ward aufgesagt, und sie und ihre Mutter begleiteten mich nach meiner Wohnstadt, wo sie sich aber noch vor der Hand eine eigene Haushaltung einrichten mußten, weil meine Diogenes-Tonne zur Theilung mit ihnen zu klein war.

Wir machten schleunig Anstalt zur Hochzeit, und hatten

uns schon Einmal aufbieten lassen, als mir träumte, daß ich in der abgeschmackten Tracht eines alten Philisters in einem Spiegelzimmer auf und ab spaziere. Ich trug eine runde schwarze Perücke, einen plattgedrückten Hut mit drei langen, spitzigen Schnäbeln, und einen altväterischen braunen Rock mit bretsteifen Schößen. Und indem ich mich so hundertfach in den Spiegelfeldern der Wände sah, kam Lucinde von hinten, stieß mir den Hut vom Kopfe, und — da hatte der Traum ein Ende, und ich erwachte.

In der Frühe des folgenden Tages erhielt ich vom Stadtmagistrate eine schriftliche Ladung, mich sogleich auf's Rathhaus zu verfügen und einer wichtigen Eröffnung gewärtig zu seyn. Neugierig, was ich erfahren würde, ging ich hin. Das erste, was mir in der Rathsstube in die Augen fiel, war ein Perückenstock mit einer runden schwarzen Perücke und einem dreizackigen Hute auf dem Kopfe; und nahe dabei stand ein Kleideresel, der einen breiten braunen Rock auf dem Leibe hatte. Stutz, Hut und Kleid glichen denen, die ich im Traume trug, wie ein Wassertropfen dem andern, und ich starrte sie deßhalb mit solcher Verwunderung an, daß ich schier vergaß, der werthen Obrigkeit meinen Bückling zu machen.

Der Bürgermeister eröffnete mir: mein Oheim, Balthasar Medardus in Amsterdam, sey verstorben und habe mich in seinem Testamente mit sechstausend Stück Dukaten bedacht. — Das war mir eine höchst angenehme Ueberraschung, die mir auch eben nicht durch Traurigkeit verkümmert wurde, da ich den Ehrenmann gar nicht gekannt hatte. Als mir aber der Stadtschreiber das Testament vorlas, erschrack ich über die seltsame, dem Vermächtniß angehängte Bedingung. Ich sollte nämlich die im Rathszimmer aufgestellte schwarze Haarmütze und den un-

gestalteten Hut stehendes Fußes aufsetzen, das braune Spießbürgerkleid anziehen, und mich dann durch einen Eid verbindlich machen, diese Tracht mein Leben lang, nach jenen von Amsterdam hergesandten Mustern, zu tragen, damit sie mir immerdar ein Harnisch gegen Eitelkeit und Modesucht sey. — Wäre mir aber — setzte das Testament fast spöttisch hinzu — die Perücke sammt Zubehör nicht beliebig, so falle das mir bestimmte Vermächtniß einer frommen Stiftung anheim. —

Sie können sich vorstellen, mein Herr Licentiat, wie ich durch diese Clausel zwischen Thür und Angel gerieth. Ich, damals erst fünf und zwanzig Jahre alt, war unter den Zierlingen und Götzendienern der Mode keiner der Geringsten, und hatte eine junge Braut, von welcher sich vermuthen ließ, daß ihr die holländische Philistertracht, die mich zeitlebens entstellen sollte, äußerst mißfallen würde. Ich hielt es darum für nöthig, mich vor allen Dingen mit ihr darüber zu berathen, und erbat mir einige Stunden Bedenkzeit. Diese schlug mir aber der Bürgermeister rund ab, weil er das Testament im strengsten Sinne auslegte: daß ich mich entweder auf der Stelle umkleiden oder dem Vermächtniß entsagen müsse. „Stehn Sie denn schon als Bräutigam unter dem Pantoffel?" fuhr er mich einigermaßen an. „Mich dünkt, es wird Ihrer künftigen Frau Eheliebste nicht übel gefallen, wenn Sie ihr Wagen und Pferde halten können." — Er schüttelte mit diesen Worten die Dukatenbeutel, die schon auf dem Tische bereit standen, und die Sirenenstimme des Goldes bezauberte mich dergestalt, daß ich mich, um meiner Geliebten ein angenehmes Leben zu bereiten, zur äußerlichen Umwandlung in einen Philister entschloß.

Sie war bald geschehen. Der Rathsdiener, ein verdor-

bener Haarkräusler, stutzte mir mit einer Papierscheere Zopf und Locken, setzte mir die Stutzperücke kunstmäßig auf, und ich leistete den im Testamente vorgeschriebenen Eid, mich nun und nimmermehr von ihr und ihrem Anhange zu trennen. Dann ließ ich einen Miethwagen holen, fuhr zu Lucinden, und ersann mir unter Weges eine scherzhafte Einkleidung der Sache.

Zusammengeduckt wie ein Greis, den Hut in die Augen gedrückt, und Geldsäcke in den Armen und Händen, trat ich mit krummen, schlotternden Knieen in ihr Zimmer und sprach hustend und mit verstellter Stimme: „Schönes, tugendbelobtes Frauenzimmerchen, da kommt ein ehrbarer Freier!“ — Sie kannte mich nicht, sprang erschrocken vom Nähtisch auf, lief in ein Nebengemach, und sagte so laut, daß ich's hörte: „Mutter, um Gottes willen! ein alter, verrückter Mann steht drin in der Stube!“ — Die Mutter kam. „Na, Mamachen,“ sprach ich mit der vorigen hohlen Stimme, „wollen Sie einen reichen Schwiegersohn?“ — Sie ging schnell auf mich zu, sah mir mit der Brille in's Gesicht und schrie auf: „Ach! Doctor, Sie sind's! — Was machen Sie für Streiche!“ — Lucinde kam nun auch wieder zum Vorschein, und beide fragten mich lachend: wie ich auf den Einfall gerathen sey, mich so zu vermummen und mit Steinen zu schleppen; denn nichts anders würden doch, meinten sie, meine Beutel enthalten. — Schnell riß ich einen auf und schüttete tausend Dukaten auf den Tisch. Mutter und Tochter standen wie versteinert. Ich erzählte meine Erbschaftsgeschichte und zitterte vor Lucindens Untröstlichkeit über meine Verunstaltung. Aber ich hatte mich ohne Noth gefürchtet. Sie war nicht im geringsten darüber betreten, lobte vielmehr, mit den Dukaten spielend, meinen vernünftigen Entschluß, und

äußerte die Hoffnung, daß die warme Perücke meinen häufigen Klagen über Kopfweh abhelfen würde.

Das gefiel mir nicht sonderlich; doch war ich froh, daß ich so leicht davon kam. Auch die Stadt gewöhnte sich augenblicklich an meinen häßlichen Anzug, sobald sie nur hörte, daß ich dadurch reich geworden war. Meine Dukaten erhielten von Jedermann so tiefe Verbeugungen, als mir vorher Niemand gemacht hatte.

In den Flitterwochen meiner Ehe war Lucinde ein recht gutes Kind. Doch bald entwickelte sich bei ihr manche Untugend, besonders Leichtsinn und Verschwendung, Gefallsucht und Herrschbegierde. Sie war unersättlich in Putz und Pracht, schmeichelte mir Wagen und Pferde und Diener ab, ließ sich die verliebten Grimassen jedes Narren in Gnaden gefallen, und alles im Hause sollte und mußte nach ihrem Kopfe gehn. Aber sie herrschte mit listiger Anmuth. Es war mir und ihrer Mutter nicht möglich, ihr den Scepter, den sie unter beständigem Lachen und Scherz fest hielt, aus den Händen zu winden.

So vergingen drei Jahre, und die Hälfte meiner Erbschaft war vergeudet. Jetzt starb die gute Mutter, die noch manchmal vor den Riß trat, wenn die Tochter gar zu übel wirthschaften wollte. Ich empfand es bald, daß mich mein Schutzengel verlassen hatte. Lucinde zog nun die Larve der Freundlichkeit ab, sagte mir täglich ins Gesicht, daß ihr meine Schustertracht — in die ich mich doch hauptsächlich ihretwegen gesteckt hatte — unerträglich sey, und machte mir, mehr befehlend als bittend, den Antrag, unsern Wohnsitz in Leipzig aufzuschlagen. Ich trug gerechtes Bedenken, den Spielraum ihrer Verschwendung und Koquetterie zu erweitern; aber alles, was ich einwandte, war in den Wind gesprochen, und Schmollen und Keifen, Krokodillsthränen

und künstliche Ohnmachten wechselten mit einander ab, um mich mürbe zu machen. Ich bereuete jetzt bitterlich, daß ich die geborne Schauspielerin abgehalten hatte, ihrem Berufe zu folgen. Am Ende ward ich der täglichen Trauerspiele auf meinem Haustheater überdrüssig, und zog mit der Närrin nach Leipzig.

Dort fand sie ihren Hofstaat noch nicht groß genug: sie mußte ein Gesellschaftsfräulein haben, das zugleich den Dienst einer Kammerjungfer versehen sollte. Dazu verschrieb sie sich aus Erfurt eine arme, älternlose Verwandte. Es war ein wunderhübsches, blondes, sechzehnjähriges Mädchen, in dessen blauen Augen sich ein Himmel voll Unschuld und Gutherzigkeit aufthat. Röschen Schwan gefiel mir beim ersten Anblick, und nach und nach begegnete mir etwas Menschliches: ich verliebte mich in die Kleine. — Das war freilich nicht in der Ordnung; aber die Schuld fiel auf meine ausgeartete Frau, die ich nicht mehr lieben konnte. Mein verwaistes Herz fühlte sich zu einer neuen holden Verwandtschaft unwiderstehlich hingezogen. Denken Sie sich aber nichts Arges dabei, Herr Licentiat! Wir liebten rein platonisch; und das erste Mal, als ein Fünkchen Sinnlichkeit in uns aufklimmen wollte, bekam es uns übel.

Eines Nachmittags, als sich Lucinde, wie gewöhnlich, in Gesellschaft befand, las ich Röschen einen Roman vor. Da ward mir auf Einmal gar seltsam zu Muthe. Ich rückte näher zu ihr, legte das Buch aus der Hand und küßte sie recht brüderlich. Meine Perücke kam dabei so stark ins Gedränge, daß sie sich verschob und mir beinahe vom Kopfe fiel. Das mochte wohl ganz komisch aussehen, und plötzlich erschallte von der Thür her Gelächter und Händeklatschen. Himmel! da stand meine Frau! — Mit

den gemeinsten Schimpfworten stürzte sie auf mich los und wollte Röschen ins Gesicht schlagen. Ich sprang dazwischen; das Mädchen entfloh. Nun ging die Furie mir zu Leibe; aber mit Donnerworten, dergleichen sie noch nie von mir gehört hatte, hielt ich ihr bei dieser Gelegenheit alle ihre Unarten und Vergehungen vor. Sie gelobte Besserung, und versprach, dem Mädchen nichts zu Leide zu thun.

Bald darauf mußte ich verreisen. Als ich nach acht Tagen zurück kam, fehlte Röschen. Ich fragte nach ihr. „Sie ist entlaufen, die liederliche Dirne!" sagte Lucinde. „Du lügst!" fuhr ich auf; „Du hast sie fortgejagt!" Sie läugnete verstockt. Die Köchin und das Hausmädchen, die ich verhörte, sagten aus: Röschen sey eines Morgens weinend fortgegangen und nicht wieder gekommen. Das war alles, was ich erfuhr. In Erfurt, wohin ich schrieb, wußte man nichts von ihr. Alle andere Nachforschungen waren eben so fruchtlos. Kurz, sie blieb verschwunden, und ich habe bis den heutigen Tag nichts weiter von ihr gehört.

Erbittert gegen Lucinden, die sich von dem Verdachte, das arme Mädchen auf eine harte Weise entfernt zu haben, nicht überzeugend befreien konnte, trennte ich mich von ihr, aber ohne Geräusch. Wir bezogen in unserer geräumigen Wohnung abgesonderte Zimmer und sprachen nur in Nothfällen, so kurz als möglich, mit einander. Sie schwärmte jetzt weniger, als zuvor, in Gesellschaften herum; aber es ward mir verrathen, daß sie oft Abends den Besuch eines Liebhabers annahm, der sich, als eine ehrbare Matrone verkleidet, ins Haus schlich. Es war ein fremder Abenteurer, Namens Rauschling, der sich für einen Baron ausgab. Eines Abends hatte ich ihn in dieser Verkleidung auf eine etwas derbe Art mein Hausrecht

fühlen lassen, da meldete mir am Morgen meine Frau schriftlich: Daß sie, um der frischen Luft zu genießen, ein Gartenhaus vor dem Thore beziehen werde. „Madame ziehe meinetwegen nach Amerika!“ sagte ich zu dem Dienstmädchen, das mir den Brief brachte, und warf ihn unter den Tisch.

Der Gartenzug ging noch denselben Tag vor sich. Des folgenden Morgens kam das Mädchen wieder zu mir und sagte: sie halte sich gegen mich, als ihren Brodherrn, verpflichtet, mir ein verdächtiges Briefchen, das sie bestellen solle, zu zeigen. Ich sah es an; es war von Lucinden an den Baron, und so ungeschickt zusammengefaltet, daß ich es, ohne des Siegels Erbrechung, lesen konnte. Sie lud ihn auf den Abend zwischen neun und zehn Uhr ins Gartenhaus ein, und versicherte: der bewußte Perückenstock werde dort ihr Vergnügen nicht stören.

Dieser Spitzname machte mir gerade Lust, es zu thun. Ich befahl dem Mädchen, den Einladungsbrief bei dem Baron abzugeben; aber Nachmittags schrieb ich, in Rauschlings Namen, mit verstellter Hand an Lucinden: sie möge aus gewissen Ursachen die Güte haben, auf den Abend um acht Uhr zur Kriegsräthin Rummel zu kommen. — Das Haus dieser Frau glich einem Taubenschlage, wo immer verliebte Täuber und Täubchen aus- und einfliegen. Auch Lucinde und der Baron hatten dort Bekanntschaft gemacht. Ich konnte folglich darauf rechnen, daß sie meiner Lockpfeife folgen, und ich die Absicht erreichen würde, ein ungestörtes Selbander mit ihrem Buhlen im Gartenhause zu gewinnen.

Gegen neun Uhr ging ich hin. Sie war richtig fort. Ich nahm Besitz von ihrem Zimmer, und hatte den ganz gewöhnlichen Vorsatz, den Herrn Baron mit einem tüch-

tigen Stocke so zu empfangen, daß ihm die Lust vergehen sollte, sich jemals wieder in mein Gehäge zu wagen. Indem ich aber auf ihn lauerte, sah ich auf dem Kamin eine Zange liegen und stellte mir vor, es müsse spaßhaft seyn, des Buben lange Nase damit zu zwicken. Sogleich verschloß ich die Hausthür, setzte mich in der Stube, die auf ebener Erde war, ans Fenster, öffnete den einen Flügel eine wenig, und befestigte ihn oben mit einer Schnur, daß er nicht weiter aufgestoßen werden konnte. Kaum war ich mit diesen Anstalten fertig, so kam ein schlanker Mann mit flüchtigen Schritten den mondhellen Garten entlang und klingte an der Thür. Da sie nicht aufging, lief er an das Fenster, wo ich hinter dem Vorhange lauschte und steckte eine gewaltig große Nase herein. Ich faßte sie schnell mit der Zange; er fuhr zurück, rannte wild davon, und ich — denken Sie sich den verwünschten Streich! — ich sah mit Entsetzen, daß ich ihm die Nase abgeknippen hatte. — Sie fiel zu meinen Füßen nieder.

Indem ich sie aufheben wollte, hörte ich einen heftigen Wortwechsel, der sich bei der Gartenthür erhob. Als er ungefähr eine Minute gedauert hatte, kam eine andere Mannsgestalt im Garten hergelaufen, schoß wie ein Pfeil auf mein Fenster zu und guckte mit einer noch längern Nase, als die vorige war, in die Stube. Da sitzt der Teufel drin! dacht' ich, und packte sie wüthend mit der Zange. Der Eigenthümer fluchte, riß sich los und schrie: „Ha, Schlange! ward ich deßwegen her beschieden?“ — Ueberzeugt, daß ich nun erst den rechten Mann vor mir hatte, stürzte ich durch die Thür hinaus; er entfloh aber so schnell, daß ich ihn nicht einholen konnte.

Als ich in die Stube zurück kam, hob ich die abgezwickte Nase vom Fußboden auf. Es war, wie ich schon vermuthet hatte, eine pappene Maskennase. —

Einige Tage darauf erfuhr ich, wie sie in meine Zange gekommen war. Der edle Freiherr rühmte sich der von Lucinden erhaltenen Einladung sogleich, als er sie empfing, gegen einen Bekannten, einen gewissen Herrn von Flach. Dieser lockere Junker hatte ein winzig kleines Stumpfnäschen; aber desto größer war sein Gelüst nach meiner Frau. Er setzte sich deßhalb eine Kunstnase an und ging früher, als sein begünstigter Nebenbuhler, zum Stelldichein, um den Minnesold, der diesem zugedacht war, im Dunkel zu erhaschen. — Als ich ihm den falschen Haken abgerissen hatte, kam er an der Gartenthür dem Baron in den Wurf. Dieser zog ihn zur Rechenschaft, was er hier suche? Darüber entstand ein Gezänk, das sich mit einer Ausfoderung schloß. Den folgenden Tag schlugen sie sich. Herr von Flach, ein guter Fechter, nahm sich des Barons beneidete Nase zum Ziele, und hieb sie so kurz und klein, als die seinige war.

Diese Geschichten wurden in ganz Leipzig bekannt. Alt und Jung zeigte mit Fingern auf mich. Das war mir ungelegen; ich machte geschwind Anstalt zur Scheidung. Aber kaum hatte mein Sachwalter die Klage dem Gerichte überreicht, so ging Lucinde mit ihrem Ritter durch die Lappen. Wer war froher als ich! Die Ruchbarkeit ihrer Flucht zog mir jedoch allerhand verdrießliche Besuche auf den Hals. Putz- und Juwelenhändler, Schneider und Zuckerbäcker, Spielgläubiger und Wucherer stürmten mit Rechnungen und Schuldscheinen auf mich ein. Ich war nicht verbunden, diese Manichäer, mit welchen Lucinde ohne mein Vorwissen bedeutende Geschäfte gemacht hatte, zu befriedigen; doch ich that es, um die Schreier zu beschwichtigen. Nun war ich aber auch mit der holländischen Erbschaft rein fertig, und nichts als die widrige Tracht, die ich mir

deßhalb aufgeladen hatte, blieb mir zum Andenken übrig. Meine ausgetretene Gemahlin machte mir jedoch das Vergnügen, daß sie der öffentlichen Ladung, sich vor dem Ehegerichte zu stellen, kein Gehör gab. So ward sie denn für verschollen erklärt und förmlich von mir geschieden.

3.

Der arkadische Traum.

Ich verließ hierauf — fuhr Medardus in seiner Erzählung fort — den mir verhaßt gewordenen Schauplatz jener ärgerlichen Auftritte, und machte, einem nun schon längst verstorbenen Freunde zu gefallen, den weiten Sprung hierher, wo ich bereits zwanzig Jahre als Eheverächter und Weiberfeind lebe. Nur Röschens holdes Bild blieb mir theuer und werth, und umschwebt mich noch immer. Außer diesem Umgange mit einem geliebten Schatten — denn meine Freundin ist wahrscheinlich todt — glaubte ich meine Rechnung mit dem schönen Geschlechte abgeschlossen zu haben; aber ein Traum, den ich am heutigen Morgen — in meiner Geburtsstunde — hatte, scheint mir zu weissagen, daß es noch in meinen alten Tagen einigen Anspruch an mich zu machen gesonnen sey. — Nun, ich habe nichts dagegen. Des Traumgotts Zauberstab hat mich ganz verwandelt; das Eis des Weiberhasses ist in meinem Herzen geschmolzen, ich sehne mich wieder nach dem Frühling der Liebe, und es wird mir recht behaglich seyn, wenn mir ein schönes, freundliches, gutes Kind, wie weiland Röschen, die bösen Stunden meiner ersten Ehe zärtlich vergütet. — Hören Sie jetzt meinen Traum!

Ich befand mich in einer reizenden Landschaft, die dem

Arkadien der Dichter nichts nachgab, und mich selbst sahe ich in einen arkadischen Hirten verwandelt. Stellen Sie sich, werther Freund, den possirlichen Seladon vor! Ich breiter, wohlbeleibter Mann saß, mit Stutzperücke, dreieckigem Hute und altväterischem Rocke, im Schatten eines Baumes, hatte einen bunten, zierlichen Schäferstab im Arme, und spielte, von schneeweißen Lämmlein umgeben, auf der Hirtenflöte. Es war ein Meister vom Himmel gefallen, denn ungeachtet ich zeitlebens keine andere Pfeife, als die Tabackspfeife, an den Mund setzte, so fand dennoch mein erster Versuch im Fache der Tonkunst außerordentlichen Beifall. Meine Lämmlein vergaßen der süßen Weide und sahen mich mit Verwunderung an; Philax, der treue Wächter der Heerde, trat an mir in die Höhe und wedelte mit dem Schwanze; Schaaren von Vögeln kamen von allen Seiten geflogen, versammelten sich über mir auf dem Baume und neigten die Köpfchen herunter, als wollten sie von mir lernen; sogar der Wind, der zuvor die Zweige durchrauschte, ward plötzlich still und hörte mir zu. Allein das war noch nicht genug. Meine Zaubertöne lockten auch einen Engel herbei. Ja, wahrlich! es war ein Engel, der in der Gestalt einer jungen, bildschönen Hirtin aus einem nahen Rosengebüsche trat und mir freundlich zunickte. Frohbestürzt sprang ich auf und machte der himmlischen Erscheinung, die mit meinem unvergeßlichen Röschen viel Aehnlichkeit hatte, eine tiefe Verbeugung. Lächelnd über meinen steifen Bückling und Scharrfuß, die sich freilich in Arkadien lustig ausnehmen mochten, winkte sie mir, mich wieder zu setzen und fort zu flöten. Sie nahm Platz an meiner Seite, legte die alabasterne Hand vertraulich auf meine Schulter, und ich spielte so meisterhaft, so süß, so rührend, daß ihr die Augen über-

gingen. Da entbrannte mein Herz vor Liebe, und mit anständigen Worten gestand ich es ihr. Erröthend schlug sie die Augen nieder, drückte mir leise die Hand und lispelte: „Ich bin Dein. — Wir finden uns wieder." — Und indem sie das sagte, war sie wie ein Luftgebild verschwunden.

4.

Fanny.

„Ein anmuthiges Träumchen!" rief Skrupel. „Aber das Ende vom Liede, das plötzliche Verschwinden, will mir nicht gefallen. Hätte die schöne Nymphe nur wenigstens ihre Adresse zurückgelassen! Der Herr Doktor können doch nicht ihretwegen, wie ein zweiter Don Quixote, die Welt durchziehen, und würden auch keinen Nutzen davon haben; denn Sirach sagt: „Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen!"

O, er sagt noch derber: „Narren verlassen sich auf Träume," fiel Medardus ein. „Aber ich kehre mich nicht daran. Berichtet uns nicht selbst die Bibel — unter deren Verfassern der gute Sirach nur eine Person vom zweiten Range ist — mehr als zwanzig merkwürdige Träume, die vollkommen in Erfüllung gingen? Und traf nicht mein eigner Perückentraum auf's Haar ein? — In der homerischen Dichtung von den Träumen haben, wie Penelope sagt, die Träume Ausgang durch zwei Pforten: eine ist von Elfenbein, die andere von Horn. Durch jene gehen die falschen, durch diese die wahren Erscheinungen. — Und so glaub' ich fest, daß mein schönes Traumbild aus der hörnernen Pforte kam. Darum will ich es im Reiche der

Wirklichkeit aufsuchen, ohne mich jedoch vor der Hand vom Stuhle zu bewegen.“

Wie das möglich sey, war dem Apotheker ein Räthsel. Medardus erklärte sich nicht weiter darüber, und das höfliche Männlein, das sich keiner unbescheidenen Frage erkühnen wollte, ging mit unbefriedigter Neugier nach Hause.

Kaum war der Doktor allein, so entwarf er folgenden Aufsatz:

„Ein rechtlicher, sein gutes Auskommen habender Mann, der sich bescheidentlich enthält, sein eigener Lobredner zu seyn, hatte in den Morgenstunden des ersten Aprils einen Wonnetraum, der ihm ein holdes, doch leider ihm ganz unbekanntes weibliches Wesen als Braut zuführte. Er wendet sich deßhalb an Deutschlands schöne Töchter mit der Frage: ob vielleicht einer von ihnen zu gleicher Zeit etwas Aehnliches träumte? — Ist das der Fall, so ward dadurch offenbar eine Ehe im Himmel geschlossen und der Bräutigam fliegt in die Arme seiner Braut, sobald sie ihren Namen und Wohnort unter der Aufschrift: D. M. v. M. an die Expedition des allgemeinen Anzeigers versiegelt einsendet.“

Diese Aufforderung schickte er mit der nächsten Post zum Druck dahin ab, und von dorther empfing er nach vier Wochen ein kleines, mit D. M. v. M. bezeichnetes Briefchen. Hastig riß er den Umschlag auf, fand darin eine Karte, und auf derselben wie eine Kriegslosung die zwei Worte:

Fanny — Heidelberg.

Bestürzt über diese unfruchtbare Kürze, wandte er das Blatt um, und zu seinem Troste war noch auf der Rück-

seite die Gasse, das Haus und das Stockwerk benannt, wo er nach Fanny fragen und weitere Auskunft erhalten solle. Nun hing bei ihm der Himmel voll Geigen, die nur dadurch etwas verstimmt wurden, daß er eine Minnefahrt in ferne Lande beginnen mußte. Er lief auf die Post und fragte, wie weit es von Memel bis nach Heidelberg sey. „Einhundert vier und achtzig Meilen und eine halbe," war die Antwort. „Alle Wetter!" brummte er in den Bart. „Wer doch Meilenstiefeln hätte!"

Auf dem Rückwege sprach er bei dem Apotheker ein. Dieser brach über die angekommene Brautpost und des Doktors Entschluß, die weite Reise nach Heidelberg unverzüglich anzutreten, in die weitschweifigste Verwunderung aus. Doch am Ende erbot er sich selbst zum Reisegefährten, denn er hatte Verwandte in Frankfurt am Main und war schon längst gesonnen gewesen, sie zu besuchen. „Welche Ehre für mich," rief er aus, „mit einem so gelehrten Manne zu reisen! Welches Glück, auf dem langen Wege von ihm zu lernen!"

„Wenigstens will ich mir Mühe geben, Ihnen das leidige Komplimentiren abzugewöhnen," versetzte Medardus. Hierauf ging er nach Hause, machte seinem Heber und Leger die vorhabende Reise bekannt und fragte ihn, welche Art des Fortkommens wohl die beste seyn würde?

„Zu Pferde! zu Pferde!" rief Paul.

„Das dacht' ich!" sagte der Doktor. „Dieser Rath war von einem Exdragoner zu erwarten. Aber ich, der kaum zweimal in seinem Leben einen frommen Miethgaul bestieg und bis auf's nächste Dorf schneckte, ich danke für einen Ritt von zweihundert Meilen, und mein Reisekompan, der Apotheker, würde ihn noch weniger aushalten."

„Ja, das glaub' ich selbst!" sagte Paul verächtlich. „Der-

gleichen Zuckerpüppchen muß man in einen Wagen einpacken, um sie unzerbrochen an Ort und Stelle zu bringen."

„Es ward beschlossen, die Reise mit einem eigenen Fuhrwerke zu machen. Dessen Anschaffung überließ der Doktor seinem Hauswebel, der seit vielen Jahren sein Bedienter, sein Koch, sein Alles in Allem war, und nun auch die Bestallung als Kutscher erhielt. Paul wußte, daß des folgenden Tages ausgemusterte Dragonerpferde in der Nähe versteigert werden sollten, und nach seiner Meinung war ein Kriegsroß das brauchbarste Thier von der Welt. Er ging daher auf den Markt, erstand ein Paar gleichfarbige Klepper, und kaufte dazu einen kleinen russischen Wagen. Die alten Bursche, die verschiedene Feldzüge mitgemacht hatten, hielten es Anfangs unter ihrer Würde, den Karren zu ziehen und weigerten sich dessen; aber Paul sprach vernünftig mit ihnen, stellte ihnen sein eigenes Beispiel vor, und sie fügten sich gehorsam ins Joch.

5.

Die Reise.

In der Mitte des Maimonds begann die große Fahrt. Medardus, der seit zwanzig Jahren in keinem Wagen gesessen hatte und indessen bequem und unbehülflich geworden war, befand sich sehr übel in dem engen Gehäuse, das weder auf Federn noch Riemen schwebte. Grimmig verzog er sein Gesicht, so oft er Stöße bekam, die ihm gemeiniglich seinen breiten Zackenhut, der immer mit den Kastenwänden im Streite lag, vom Kopfe warfen. Er betheuerte schon auf der ersten Meile: er würde stracks zu seinem Großvaterstuhle zurückkehren, wenn er nicht dieses Märty-

rerthum eines Engels wegen erduldete. — Paul hatte kein Mitleiden mit ihm. „Was hilft das Wehklagen?“ rief er lachend: „Nun müssen Sie im Nothstall aushalten. Warum ritten Sie nicht! Da säßen Sie frank und frei, wie ein König auf seinem Throne, stießen mit den Windmühlflügeln Ihres Hutes nirgend an und würden nicht so geradebrecht.“ — Desto mehr zärtelte Skrupel mit dem Murrkopfe. Er hob ihn, so gut es seine schwachen Kräfte vermochten, in den Wagen und heraus, drückte sich in seine Ecke, damit der breite Nachbar mehr Raum hatte, und bediente ihn in den Wirthshäusern wie der aufmerksamste Kammerdiener. Allein er konnte die schlechten Speisen nicht verbessern, das harte Lager nicht weich machen und die unverschämten Forderungen der Gastwirthe nicht mindern. Darum ächzte und krächzte Medardus immerfort, und seufzte manchmal sogar bei einem Trunke sauern Bieres: „O Fanny, Fanny! was leid' ich für dich!“ —

Uebrigens stieß unsern Reisenden kein besonderes Abenteuer oder Unglück in den ersten vier Wochen auf. So viel Zeit brauchten sie, bei Pauls sorgfältiger Schonung der Pferde, bis Berlin. Es war schon später Abend, als sie dort in einem ansehnlichen Gasthofe abtraten. Am folgenden Morgen ging Medardus, um einen Universitätsfreund zu besuchen, schon um vier Uhr aus, weil man ihn wegen seiner auffallenden Tracht vor der berüchtigten Berliner Straßenjugend gewarnt hatte. Er wollte lieber seinen Freund im Schlafe stören, als sich von den Rangen beunruhigen lassen. Sie machten auch wirklich den Weg noch nicht unsicher, als er um sechs Uhr wieder nach seinem Gasthofe zurück eilte.

Hier aber bekam er unerwartete Händel. Er fand den Gang, der zu seinem Zimmer und einigen andern führte,

mit Israeliten und andern Leuten angefüllt, und kaum gewahrten sie ihn, so sagte ein Hebräer ziemlich laut zu seinen Nachbarn: „Schaut, do kümmet noch äne Figur, die ebbes will hoben!“ — Alle sahen den Ankömmling flämisch an, spreizten sich mit Armen und Beinen und sperrten ihm den Paß. „Mit Erlaubniß!“ sprach er höflich, und wollte hindurch. „Bleiben Sie ruhig hinten!“ gebot ein dicker Weinhändler aus der Mitte hervor. „Wer eher kommt, mählt eher, das haben wir unter uns ausgemacht.“ — „Wie? was?“ entgegnete Medardus. „Mahlen Sie meinetwegen beim Teufel, nach der Reihe oder außer der Reihe! Aber der Weg hier muß frei seyn. Also Platz da, ihr Mauschel!“ — Damit warf er die Vorposten, ein Paar langbärtige, schmutzige Juden, auf die Seite und drang vorwärts. Da brüllte der ganze Haufe: „Halt, halt!“ Und vor ihm erhoben sich drohende Fäuste und Stöcke, und hinter ihm ermannten sich die schon überwältigten Juden und zerrten ihn am Rocke zurück. Muthig durchbrach er dennoch die zweite Linie, und stürmte schon die dritte, als der zornige Weinhändler seinen Stock, der fast so dick als ein Weinpfahl war, gegen ihn schwang und ihm derb auf den Hut klopfte. „O Fanny, Fanny! was leid' ich für dich!“ seufzte Medardus in seinem Herzen, und fuhr nun auch mit seinem Knüttel empor. Die dazwischen stehenden Juden und Christen duckten sich furchtsam; ein hitziges Gefecht begann über ihren Köpfen, und der Weinmann hieb so toll in's Zeug hinein, daß er eine über seinem Haupte hängende große Laterne in tausend Stücke zerschlug.

Das Klirren des Glases und das Geschrei der Zuschauer, die zum Mitersatz des Schadens gezogen zu werden besorgten, durchgällte das Haus, der Gastwirth und einige Küper kamen gelaufen, und mit krampfhaftem Zittern schrie

ein Hebräer ihnen entgegen: „Ich bin's nit gewest, ich gebe nicks derzu, der Herr Weinhändler hot zerschmeißt dos Loternche!“

„Ja, ich ersetze den Schaden;“ sagte der dicke Mann; „aber du rothbärtiger Judas bist ein Blaustrumpf!“

„Blaustrumpf! wos ist dos?“ rief der Jude. „Würd' ich bald hebben gor keene Strümpf uf de Gebeine, sollt' ich büßen und zohlen für fremde Leut. — Nä, nä, dos gaiht nit!“

„Aber was wollen die Herren insgesammt hier?“ fragte der Wirth.

„Geld holen,“ antwortete der Weinhändler. „Wir wurden gestern bestellt, uns diesen Morgen hier einzufinden und Zahlung zu empfangen.“

„Von wem denn?“

„Vom Herrn Baron Rauschling,“ rief das ganze Chor, und zeigte auf die nächste Thür.

Medardus erschrack; aber der Wirth lachte laut auf und sagte: „Da hätten Sie früher aufstehen sollen! Der Herr Baron ist schon gegen Mitternacht abgereist.“

„Wai! ah wai! wos sind mer geworden betörkelt!“ kreischten die Juden und rauften sich Bart und Perücken; die Christen wünschten christlich: der Baron möchte auf der Reise den Hals brechen; kurz, die ganze Gesellschaft verließ mit lautem Verdruß den Platz, wo sie beinahe zwei Stunden vor einem leeren Neste gelauert, und sich um das Vorzugsrecht der Befriedigung gestritten und geschlagen hatte.

„Wer ist dieser Baron Rauschling?“ fragte Medardus ängstlich den Gastwirth.

„Ich weiß nichts von ihm als seinen Namen;“ antwortete dieser. „Er wohnte nur acht Tage bei mir. Aber

seit einigen Jahren kommt er dann und wann nach Berlin, hält sich Monate lang hier auf, und hat denn da die Bären angebunden, die eben die Treppe hinab brummten."

Der Doktor forschte, um sich nicht in der Person zu irren, nach der Gestalt der freiherrlichen Nase.

„Sie soll einmal lang gewesen seyn," antwortete der Wirth; „doch ein Duell, wie man sagt, hat sie verstümmelt."

„Er ist's, er ist's!" sprach Medardus für sich, und fragte mit Bangigkeit: ob der Baron ein Frauenzimmer bei sich gehabt habe? Das verneinte der Gastwirth. „Gott sey Dank!" sagte der Doktor, der seine vormalige Frau weder in dieser noch in jener Welt wieder zu sehen wünschte. Er beruhigte sich noch mehr, als er hörte, daß der Baron seinen Weg nach Norden genommen hatte. Dennoch hielt er es für möglich, daß der Abenteurer auf der nächsten Station umkehren, nach Berlin zurückkommen, und wohl gar die vielleicht in der Nähe sich aufhaltende Lucinde mitbringen könnte: er stöberte deßhalb den Apotheker, der den Tumult verschlafen hatte, aus dem Bette, ließ geschwind anspannen, und zog weiter nach Süden.

Indem er in den Wagen stieg, fuhr ein Reisender vorbei. Dieser setzte sich flugs in den Kopf, der wundersam gekleidete Mann sey der bekannte Bauer Johann Adam Müller, aus der Gegend von Heidelberg, der eben damals seinen fruchtbringenden Pflug verlassen und sich nach Berlin begeben hatte, um dort den todten Saamen seiner Weissagungen auszustreuen. Unglücklicher Weise machte der irrgläubige Passagier gerade denselben Weg, den Fanny's Bräutigam vor sich hatte, und verbreitete ohne weitere Untersuchung in allen Gasthöfen, der berühmte Prophet sey ihm auf den Fersen, um in seine Heimath zu-

rückzukehren. Als nun unsre Reisenden hinter Potsdam in ein Städtchen kamen, wo sie übernachten wollten, umringte den Doktor vor dem Wirthshause eine Anzahl von Menschen und fragte dringend: ob bald wieder Krieg werden würde? „Was weiß ichs?“ schnurrte er sie an und wollte ins Haus gehen. Aber die Ringmauer der Neugierigen umschloß ihn immer enger; und da er nicht über Krieg und Frieden mit der Sprache heraus wollte, hielt ihm ein Dutzend alte Weiber die flachen Hände vor's Gesicht, und bat flehentlich, daß er ihnen daraus wahrsagen möchte. „Zum Teufel! ich bin ja kein Zigeuner,“ rief er wild, und setzte sich mit solcher Gewalt in Freiheit, daß einige der Mütterchen, die ihn traulich umklammert hatten, zu Boden fielen. Darüber gerieth das Volk in Aufruhr. „Grober Bauer!“ schimpften hundert Stimmen, und Erdschollen und Steine flogen ihm nach. Die meisten Bomben aber trafen den Apotheker, der ihm wie ein treuer Schildknappe den Rücken deckte.

„Ist das Volk hier närrisch?“ sagte der Doktor, als sie in der ihnen geöffneten Stube eine Freistätte gewonnen hatten. „Wären wir doch bald wie der heilige Stephanus gesteiniget worden: O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!“ —

Der Wirth brachte ihnen Abendessen und dazu ein Paar kleine weiße Brode. Hungrig brach der Doktor eins auf; es war beinahe ganz hohl. „Das wird mich nicht satt machen,“ sprach er.

Der schalkische Wirth, der als ein Ungläubiger und Freigeist im Städtchen verschrien war, sah lächelnd hin und sagte: „Es ist doch wunderbar, daß gerade Ihnen dieses Prophetenbrod zufiel!“

„Prophetenbrod? — Wie soll ich das verstehen?“

„Nun, ich meine, weil es so hohl ist, wie die Weissagungen der neuen Propheten.“ —

„Was geh'n die mich an?“ fragte Medardus; und da kam es denn endlich heraus, daß ihn jener Reisende, der einige Stunden vorher im Gasthofe gewesen war, als den Propheten Müller angemeldet hatte. Das verdroß ihn höchlich und er seufzte wieder: „O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!“

Er richtete seine Reise nun so ein, daß er am hellen Tage den Wagen so wenig als möglich verließ, und erst nach eingebrochener Dunkelheit in den Nachtherbergen eintraf. Dessen ungeachtet fand er noch hier und da Leute, die an der Thür des Gasthofes auf den ländlichen Propheten lauerten. Er war aber immer gleich beim Aussteigen sein eigener Herold und rief mit starker Stimme: „Ich bin Doktor Medardus von Memel!“ Da ließ man ihn unangefochten.

So kam er glücklich bis in die Gegend von Erfurt, wo er einige Tage ausruhen und versuchen wollte, ob er vielleicht von Röschen Schwan, die ihre früheste Jugend dort verlebt hatte, etwas erfahren könnte. Aber es war kein gutes Vorzeichen, daß einige hundert Schritte vor dem Thore der alte russische Wagen plötzlich der langen Reise überdrüssig ward und mit gewaltigem Krachen zerbrach. Die beiden Inwohner, die gegen hundert und fünfzig Meilen friedlich zurückgelegt hatten, stießen so fürchterlich mit den Köpfen zusammen, daß ihnen schier Hören und Sehen verging. Am übelsten kam der arme Apotheker dabei weg. Der Wagen zerfiel auf seiner Seite; sein schwerer Nachbar schoß ihm wie ein Bergsturz auf den Leib, und dennoch wandte der freundliche Mann den wenigen Athem, der ihm in dieser Presse zu Gebote stand, zu Höflichkeitsbezeugungen

an. Er betheuerte, daß er sich sehr glücklich schätze, nicht auf den verehrten Freund gefallen zu seyn, sondern ihm vielmehr zu einem weichen Polster gedient zu haben. Der gute Narr wollte sich auch, da sie den Wagen ausräumen und zu Fuß in die Stadt einziehen mußten, des Doktors Gepäck aufladen; er sank aber fast schon unter dem seinigen zusammen: der arkadische Schäfer mußte daher seinen Mantelsack selbst tragen. Es war noch heller Tag; und obgleich das Gerücht von des Propheten Ankunft nicht bis nach Erfurt geflogen war, so erregte doch des braunen Pilgers abenteuerliche Tracht viel Aufsehen. Die liebe Jugend zog in Schaaren neben ihm her und machte sich mit deutscher Freimüthigkeit und Derbheit über ihn lustig. Er enthielt sich, durch Schelten das Wespennest zu stören, und sang nur innerlich sein altes Lied: „O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!"

Der kranke Wagen ward von allen herbei gerufenen Wagenärzten für unheilbar erklärt, und um einen billigen Preis war kein gesunder zu haben. „Ein Nimmersatt überbietet den andern!" sagte Paul, als er die Stadt durchlaufen hatte. „Wer wird so viel Geld für einen Kasten hinwerfen, der uns vielleicht morgen wieder unter dem Leibe zerbricht! Ich schaffe für die Hälfte ein drittes Pferd nebst den nöthigen Sätteln, und so reiten wir gemächlich die dreißig oder vierzig Meilen, die noch vor uns liegen. Unsere zwei Pferdchen gehen sanft wie eine Wiege, und sind so verständig und fromm, daß sie ein Kind an einem Faden lenken könnte. Also werden sich doch die Herren nicht fürchten, sie zu besteigen."

„Was fürchten!" versetzte der Doktor. „Ich fürchte mich mehr vor dem theuren Wagenkauf, als vor dem Reiten. Aber wie stehts mit Ihnen, Herr Licentiat?"

Skrupel entfärbte sich zagend, war aber aus angeborner Höflichkeit sofort willig, zu Pferde zu dienen. „So gefallen mir die Herren!“ sagte Paul und eilte fort, den Roßhandel zu schließen.

Während der Zeit forschte der Doktor nach Röschens Pflegeältern; sie waren aber schon vor vielen Jahren gestorben, und man erinnerte sich ihrer kaum noch in dem Hause, wo sie gewohnt hatten. Traurig über den Verlust seiner letzten Hoffnung, eine Spur seiner Judendfreundin zu finden, kam er in den Gasthof zurück. „Grämen Sie sich nicht, theuerster Gönner!“ sagte Skrupel. „Denken Sie an die schöne Fanny und an die Worte eines berühmten Dichters:

Es küßt sich so süß die Lippe der zweiten,
Als kaum sich die Lippe der ersten geküßt.“

„Sie sind ein schlauer Tröster!“ schmunzelte Medardus. „Ich kann freilich das liebe Mädchen, das mir von meinem bösen Weibe entrissen wurde, nie vergessen, aber Fanny wird mirs ersetzen.“

Und mit ritterlichem Muthe bestieg er am nächsten Morgen seinen Gaul. Der Apotheker, dem kein Liebchen entgegen sah, kletterte verdrießlich, doch mit einer heitern Maske, in den Sattel. Paul rieth ihnen, den ersten Tag nur zwei Meilen im sanften Schritte zu reiten, und sie selbst waren auch nicht gesonnen, ein weiteres Ziel zu erjagen. Sie zogen Anfangs äußerst bedächtig und stumm neben einander her, oder lispelten nur einzelne Sylben: denn sie schienen zu befürchten, daß sie sich durch lautes Sprechen aus dem Gleichgewichte bringen möchten, wie in den Alpengegenden bisweilen ein schwacher Schall den Sturz einer Lawine bewirkt. Als sie aber sahen, daß sie leidlich

fortkamen, ließen sie der Junge freien Lauf. Skrupel rühmte des Doctors gute Haltung zu Pferde; Medardus war durch Gegenlob erkenntlich: sie glichen verbrüderten Schriftstellern, die einander wechselsweise in gelehrten Blättern weidlich herausstreichen. Wie aber mancher Unverbrüderte darüber lächelt, so lachte auch der kunsterfahrene Paul ins Fäustchen und dachte: Schweigt doch, ihr Schächer! — Dagegen genossen sie einige Verehrung von den ihnen begegnenden Landleuten, die den ernsthaften Medardus für einen berühmten Wurmdoctor und den freundlichen Licentiaten — der ein Kleid von gelbem Nankin und eine rothe Mütze trug — für seinen lustigen Diener ansahen, und sich freuten, sie beim nächsten Jahrmarkte auf einer Schaubühne zu finden.

Am folgenden Tage hatten die Ritter ihre Herberge noch nicht lange verlassen, als sie auf einem Blachfelde neben der Heerstraße eine zu Waffen- und Roßübungen ausgerückte Reiterschaar erblickten. Sie freuten sich weniger darüber, als ihre Klepper, die alsbald die Köpfe muthig hoben, die Ohren spitzten und ihre ehemaligen Kriegskameraden wiehernd begrüßten. Das Regiment, das Anfangs in einzelne Haufen getheilt war und verschiedene Schwenkungen machte, zog sich, als sie näher kamen, plötzlich zusammen, die Trompeten schmetterten, und donnernd flog es über die Ebene hin. Da fuhr der Satan in die Rosse der lateinischen Reiter. Unaufhaltsam gingen sie durch, setzten über den Graben und stürzten den Reisigen nach. Des Doctors Hut und Perücke und Skrupels Mütze verließen, wie abtrünnige Freunde in der Noth, schon dießseits des Grabens ihre bedrängten Herren, die sich muth- und bügellos Gott und ihren Sattelknöpfen empfahlen. Vorwärts liegend und gespreizt wie Frösche, folgten sie

dem Sturmfluge der Reiterei, bis „Halt!“ gerufen ward. Indessen hatten die beiden tollköpfigen Renner das Regiment eingeholt und schlossen sich, als ob sie dazu gehörten, an den linken Flügel an. Der nächste Offizier bemerkte den sonderbaren Zuwachs und sagte lachend: „Sieh da, ein Paar Freiwillige!“

„Ja, wenn Sie unsere Pferde meinen, da haben Sie Recht!“ murmelte Medardus.

Jetzt kam Paul, mit den verlorenen Kopfdeckeln in der Hand, keuchend zu Fuß, weil sein dummes, weder von Muth noch Ehrtriebe beseeltes Bauernpferd den ihm zugemutheten Rittersprung über den Graben hartnäckig verweigert hatte. „O, du Unglücksmensch!“ fuhr ihn der Doctor an. „Versuchs nur noch einmal, mich zum Reiten zu beschwatzen! Wir haben auf den Mähren, die Du uns als fromm und verständig anrühmtest, fast den Hals gebrochen, und nun stehn sie hier wie eingewurzelt. Hilf uns von dannen!“

Paul schob sich rasch zwischen die beiden alten Sünder, faßte sie rechts und links an den Zäumen, und zerrte sie wieder nach der Straße hin. Diese Heimführung, bei welcher sich die Ritter von der traurigen Gestalt ganz unthätig verhielten, ward von den lustigen Kriegsmännern laut belacht und bewitzelt; aber Medardus stöhnte leise: „O Fanny, Fanny! was leid' ich für dich!“

Als sie am Graben abgestiegen waren, sprach er zum Apotheker: „Wir wollen uns nun vom Pferde auf den Esel setzen, nämlich auf die öffentliche Post, die ich darum so nenne, weil ihre schmalen, bretternen Sitzbänke mit dem harten Rücken eines hölzernen Strafesels viel Aehnlichkeit haben.“

„Wohl wahr!“ erwiederte Skrupel. „Das bedächtige

Fuhrwerk geht aber nicht mit uns durch. Es dünkt mich daher sehr weise, davon Gebrauch zu machen."

Sie wanderten nach dem nächsten Städtchen. Paul folgte mit den Packpferden, und erhielt Befehl, bis auf weitere Verordnung daselbst zu bleiben. Nach einigen Ruhestunden begaben sich die Herren in's Posthaus, bestiegen die eben abgehenden hölzernen Esel, und ritten darauf bis Frankfurt. Hier wollte sich der Licentiat trennen; der Doctor bat aber um seine Gesellschaft bis Heidelberg, weil er ihn dort als Gesandten an Fanny — er wollte nicht sagen: als anmeldenden Bedienten — zu brauchen wünschte. Der gefällige Mann weigerte sich keinen Augenblick. Er that nur, indem umgespannt wurde, einen Sprung zu seinen Verwandten, und setzte dann die Reise mit fort. In den Morgenstunden des folgenden Tages kamen sie in Heidelberg an, und traten im Baden'schen Hofe ab.

6.

Ausgang des Traumes.

„Gott sey Dank!" rief Medardus. „Da steh' ich denn endlich an der Himmelsthüre, wo mir der Verlust eines geliebten Mädchens, die Foltern einer unglücklichen Ehe, und die Drangsale einer langen, mühseligen Reise vergütet werden sollen."

„Ich wünsche von Herzen, daß es geschehe!" sprach der Apotheker. „Wenn nur nicht etwa — —" Er verschluckte, was er noch sagen wollte.

„Sie wollen mir wohl einen Floh in's Ohr setzen?" sagte der Doctor. „Sie denken, weil Sie Skrupel heißen, müssen Sie sich einmal skrupulös zeigen. Leiten Sie doch

lieber ihren Namen von dem Apothekergewicht Skrupel her, und haben Sie einen so leichten Drittelquentchensinn, als ich! — Der Traumgott ist mein alter Freund; ich weiß, wie ich mit ihm stehe. Er hat mich noch nie getäuscht, und wird nicht erst heute damit anfangen. Rüsten Sie sich also, wenn ich bitten darf, zur Gesandtschaft an Fanny."

Der Licentiat legte sein gelbes Schmetterlingsgewand, das auf dem Postwagen sehr unscheinbar geworden war, hurtig ab, und bekleidete sich mit einem feinen schwarzen Rocke. Während der Zeit schrieb der Doctor mit möglichster Zierlichkeit auf eine Karte: „D. M. v. M. meldet seine glückliche Ankunft, und ersucht um Bestimmung der Stunde, wenn er der schönen Fanny aufwarten darf." — Skrupel, indessen fertig geputzt, bat um Verhaltungsbefehle. „Geben Sie dieses Blatt," sagte Medardus, „in der auf Fanny's Karte bezeichneten Wohnung ab, und erwarten Sie Antwort! Nennen Sie aber meinen Namen nicht, und ziehn Sie mit guter Art den Kopf aus der Schlinge, wenn man Sie etwa über meine Gestalt oder mein Alter ausfragen will." —

Um der Gesandtschaft mehr Glanz zu geben, fuhr der Licentiat in einem Miethwagen aus. Er klopfte säuberlich an die rechte Thür: sie ward ihm von einem Dienstmädchen geöffnet. Er fragte, ob er das Vergnügen haben könne, Fräulein Fanny zn sprechen. Da kam eine alte, dicke Dame, die das Anbringen im Zimmer gehört hatte, eilig gewackelt, nöthigte ihn hinein und sagte: „Hab' ich vielleicht das Vergnügen, den längst von Fanny erwarteten Herrn D. M. v. M. vor mir zu sehen?" — „Ich bin's nicht selbst," erwiederte Skrupel, aber ich komme von ihm!" — „Also wahrscheinlich sein Kammerdiener?" — Er ant-

wortete mit einer zweideutigen Verbeugung. Die Alte zog ihm die Anmeldungskarte hastig aus der Hand, las sie und sagte: „Der Engel wohnt nicht hier; aber mein Mädchen soll schnell hinlaufen und Antwort zurück bringen. Nehmen Sie indessen Platz!“

Das Mädchen schoß fort. Die Alte war mit dem vermeinten Kammerdiener allein. Sie setzte ihm Wein vor, bot ihm aus ihrer Schnupftabacksdose, der sie selbst fleißig zusprach, eine Prise um die andere an, und als sie ihn mit allen diesen Höflichkeiten sattsam bestochen zu haben glaubte, nahm sie ihn über den Herrn v. M. — denn sie vermuthete hinter diesen Buchstaben einen tüchtigen Edelmann — scharf ins Verhör. Der ehrliche Licentiat war gezwungen, sich gegen das Heer von Fragen, das auf ihn einstürmte, mit einer Nothlüge zu verschanzen. Er gab vor: er sey erst in Frankfurt am Main in des Herrn D. M. v. M. Dienste getreten, und ihm sey daher nicht einmal dessen Name, geschweige die Zahl und Lage seiner Güter bekannt. Damit mußte sich die fragselige Matrone abspeisen lassen.

Nach einer ängstlichen Viertelstunde kam das Mädchen mit der Antwort zurück: Fanny sey über des Herrn v. M. glückliche Ankunft höchst erfreut, und erwarte Nachmittags um fünf Uhr seinen Besuch in ihrem freundlichen Garten vor dem Mannheimer Thore. Skrupel ließ sich den Weg dahin genau bezeichnen, warf sich wieder in den Wagen, und erstattete im Baden'schen Hofe seinen Gesandtschaftsbericht.

„Sehen Sie, wie alles eintrifft!“ jubelte Medardus. „Der Garten, wo mich Fanny empfangen will, ist die arkadische Landschaft, die ich im Traume sah. Nun leb' ich und sterb' ich darauf, daß auch Fanny ganz das Engels-

bild seyn wird, das mir dort erschien. — O Licentiat, was bin ich für ein glücklicher Mann!“

Aber im Momente dieser Entzückung fielen ihm sein Hut und Stutz in die Augen, und mit finsterm Gesichte fuhr er sie an: „Dürft' ich euch doch vernichten, ihr Scheuel und Gräuel! — ihr widrigen Andenken eines verhaßten Weibes! — Aber ein Eid bindet mir die Hand, und ich muß mich am schönsten Tage meines Lebens von euch verunstalten lassen. — Ach, was wird Fanny vor mir erschrecken!“ —

„Erlauben Sie, das glaub' ich nicht;“ sprach der Licentiat. „Fanny saß ja schon im Traume neben Ihnen, und Sie waren damals nicht anders gekleidet.“

„Herr,“ rief Medardus, „Sie wollen mich schrauben; doch wider Ihren Willen hatten Sie einen recht tröstlichen Einfall. Es ist allerdings so, wie Sie sagen. Ich rief von Deutschland's schönen Töchtern diejenige auf, der in den Morgenstunden des ersten Aprils etwas Aehnliches, wie mir geträumt habe — Fanny trat hervor — also sah sie mich unstreitig eben so klar, als ich sie. — Nun bin ich ruhig.“

Gegen fünf Uhr ging er mit dem Licentiaten nach Fanny's Garten. „Spazieren Sie ein Weilchen hier herum,“ sprach er vor der Thüre; „ich werde Sie, wenn die ersten Begrüßungen vorbei sind, hinein rufen.“

In der linken Hand den Hut, in der rechten Fanny's Karte, trat er mit zierlichem Anstand in den Garten. Zwei Frauenzimmer, deren Gesichtszüge seinen schwachen Augen nicht deutlich waren, kamen ihm aus einer etwas entfernten Laube entgegen. Sie hatten aber kaum zehn Schritte gethan, als eine derselben plötzlich mit einem lauten Schrei der andern in die Arme fiel. Er eilte hin, wollte hülf-

liche Hand bieten, und fuhr mit Entsetzen zurück, denn die Ohnmächtige war — Lucinde.

„Was ist Ihnen, mein Herr?“ sagte die uns schon bekannte dicke Dame, die Lucinden in den Armen hielt: „Kommen Sie doch her und helfen Sie mir die arme Fanny nach der Laube bringen.“

„Wie? das soll Fanny seyn?“ — rief er wild und drückte den Hut auf den Kopf. „Diese alte, jugendlich gemalte Buhlerin wollte das Himmelsmädchen vorstellen, das ich im Traume sah? — Welch dummer Versuch, einen ehrlichen Mann zu betrügen!“ —

Indessen war es der dicken Dame gelungen, die verstellte Kranke, die sich ihrer Füße recht gut hätte bedienen können, in die Laube zu tragen. Kaum war sie der Bürde los, so trat sie mit eingestemmten Armen vor den Doctor und sagte heftig: „Schweigen Sie von Betrug, mein Herr, und greifen Sie in Ihren eigenen Busen! Ich ahne, wer Sie sind; ich erinnere mich sogar, Ihre merkwürdige Figur vor Zeiten gesehen zu haben. — Aber nach Ihnen, mein Herr, hat meine Freundin gar nicht geangelt! — Ihr träumte vor einigen Monaten, daß sie mit einem schönen, jungen Edelmanne den Bund der Liebe schließe. Mußten wir also nicht glauben, daß er es sey, der kurz darauf unter den Buchstaben D. M. v. M. eine geträumte Braut suchte? — Folglich waren Sie es, mein alter, unschöner Herr, der uns täuschte, indem Sie sich anmaßten, sich durch diese Buchstaben ein adeliges Ansehen zu geben.“

„Das lügt der Teufel aus Ihnen!“ fuhr er auf. „D. M. v. M. heißt Doctor Medardus von Memel, und das ist mein Name und mein Wohnort.“

Sie machte ihm eine höfliche Verbeugung, deren Erwiederung er schuldig blieb. Dennoch zwang sie sich zu

einer holdseligen Miene und sagte: „Was streiten wir über eine geschehene Sache? Da Sie nun einmal hier sind, mein werther Herr Doctor, so läßt sich meines Bedünkens der verworrene Handel am besten schlichten, wenn Sie Lucinden die begangenen Fehltrittchen verzeihen und sich auf's neue mit ihr verbinden."

Er lachte grimmig und belegte die Friedensräthin mit so empfindlichen Namen, daß sie darüber ganz außer sich gerieth. Sie sprang wie ein Tiger auf ihn los, und mit allen zehn Fingern, die sich zu Krallen krümmten, fuhr sie ihm nach den Augen. Er zog sich mit vorgestrecktem Stocke zurück; sie verfolgte ihn Sprung auf Sprung, jagte ihn so aus dem Garten und warf die Thür hinter ihm zu.

„Himmel! was begab sich?" fragte der Licentiat. „Warum wurden Sie aus Arkadien vertrieben?"

„Ein schönes Arkadien!" rief Medardus. „Ich reis'te zweihundert Meilen, um hier unter dem Namen Fanny die schändliche Lucinde zu finden."

Der Licentiat erstarrte dermaßen, daß ihm die Stimme versagte. Desto redseliger schalt Jener auf dem Wege nach der Stadt seinen Unstern, daß ihn der Traum am ersten April so heillos in den April geschickt hatte.

Sie waren nicht weit vom Thore, als zwei junge Frauenzimmer, denen ein kleiner Jokei folgte, bei ihnen flüchtig vorbei huschten. „Gott! mein Traumbild!" — rief Medardus und eilte den Frauenzimmern nach. Er holte sie schnell ein, grüßte sie und bat das schönste der beiden Mädchen, das ganz das Abbild seiner arkadischen Geliebten war, um Gestattung eines Besuchs, den er, wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit, je eher je lieber abzulegen wünsche. Die junge Schöne erschrack, sah ihn mit

liche Hand bieten, und fuhr mit Entsetzen zurück, denn die Ohnmächtige war — Lucinde.

„Was ist Ihnen, mein Herr?“ sagte die uns schon bekannte dicke Dame, die Lucinden in den Armen hielt: „Kommen Sie doch her und helfen Sie mir die arme Fanny nach der Laube bringen.“

„Wie? das soll Fanny seyn?“ — rief er wild und drückte den Hut auf den Kopf. „Diese alte, jugendlich gemalte Buhlerin wollte das Himmelsmädchen vorstellen, das ich im Traume sah? — Welch dummer Versuch, einen ehrlichen Mann zu betrügen!“ —

Indessen war es der dicken Dame gelungen, die verstellte Kranke, die sich ihrer Füße recht gut hätte bedienen können, in die Laube zu tragen. Kaum war sie der Bürde los, so trat sie mit eingestemmten Armen vor den Doctor und sagte heftig: „Schweigen Sie von Betrug, mein Herr, und greifen Sie in Ihren eigenen Busen! Ich ahne, wer Sie sind; ich erinnere mich sogar, Ihre merkwürdige Figur vor Zeiten gesehen zu haben. — Aber nach Ihnen, mein Herr, hat meine Freundin gar nicht geangelt! — Ihr träumte vor einigen Monaten, daß sie mit einem schönen, jungen Edelmanne den Bund der Liebe schließe. Mußten wir also nicht glauben, daß er es sey, der kurz darauf unter den Buchstaben **D. M. v. M.** eine geträumte Braut suchte? — Folglich waren Sie es, mein alter, unschöner Herr, der uns täuschte, indem Sie sich anmaßten, sich durch diese Buchstaben ein adeliges Ansehen zu geben.“

„Das lügt der Teufel aus Ihnen!“ fuhr er auf. „**D. M. v. M.** heißt Doctor Medardus von Memel, und das ist mein Name und mein Wohnort.“

Sie machte ihm eine höfliche Verbeugung, deren Erwiederung er schuldig blieb. Dennoch zwang sie sich zu

einer holdseligen Miene und sagte: „Was streiten wir über eine geschehene Sache? Da Sie nun einmal hier sind, mein werther Herr Doctor, so läßt sich meines Bedünkens der verworrene Handel am besten schlichten, wenn Sie Lucinden die begangenen Fehltrittchen verzeihen und sich auf's neue mit ihr verbinden.“

Er lachte grimmig und belegte die Friedensräthin mit so empfindlichen Namen, daß sie darüber ganz außer sich gerieth. Sie sprang wie ein Tiger auf ihn los, und mit allen zehn Fingern, die sich zu Krallen krümmten, fuhr sie ihm nach den Augen. Er zog sich mit vorgestrecktem Stocke zurück; sie verfolgte ihn Sprung auf Sprung, jagte ihn so aus dem Garten und warf die Thür hinter ihm zu.

„Himmel! was begab sich?“ fragte der Licentiat. „Warum wurden Sie aus Arkadien vertrieben?“

„Ein schönes Arkadien!“ rief Medardus. „Ich reis'te zweihundert Meilen, um hier unter dem Namen Fanny die schändliche Lucinde zu finden.“

Der Licentiat erstarrte dermaßen, daß ihm die Stimme versagte. Desto redseliger schalt Jener auf dem Wege nach der Stadt seinen Unstern, daß ihn der Traum am ersten April so heillos in den April geschickt hatte.

Sie waren nicht weit vom Thore, als zwei junge Frauenzimmer, denen ein kleiner Jokei folgte, bei ihnen flüchtig vorbei huschten. „Gott! mein Traumbild!“ — rief Medardus und eilte den Frauenzimmern nach. Er holte sie schnell ein, grüßte sie und bat das schönste der beiden Mädchen, das ganz das Abbild seiner arkadischen Geliebten war, um Gestattung eines Besuchs, den er, wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit, je eher je lieber abzulegen wünsche. Die junge Schöne erschrack, sah ihn mit

großen Augen an, ergriff ihre Freundin am Arme und floh mit Angst und Zittern, weil sie ihn, wegen seiner grotesken Tracht und seltsamen Anrede, für einen Wahnsinnigen hielt. Er, dadurch nicht abgeschreckt, trabte frisch neben ihr her. Der Jokei, ein muthiger Junge, trat als Beschützer seiner Herrin auf, gebot ihm, sich zu entfernen, und da er nicht Folge leistete, versuchte der kleine Mann, seine Worte durch Rippenstöße geltend zu machen. David und Goliath kämpften mit einander durch's Thor, die nächste Straße hinauf, und bis vor das Haus, wo die Frauenzimmer hineinschlüpften. Hier aber behielt der Stärkere die Oberhand, und stürmte, ungeachtet ihn Davidchen aus Leibeskräften am Rocke hielt, ins Haus hinein, die Treppe hinauf, und mit den fliehenden Mädchen zugleich in ein Zimmer.

„Mutter, Hülfe, Hülfe!" schrie die Verfolgte.

Schnell erschien, aus einem Nebenzimmer kommend, eine junge wohlgebildete Frau, der man kaum ein Alter von dreißig Jahren ansah. Sie hob beim Anblick des braunen Mannes mit Erstaunen beide Hände empor und rief mit bebender Stimme: „Ist's möglich? — Seh' ich recht? — Herr Doctor Medardus!" —

Er starrte sie einen Augenblick an, trat näher und schrie auf: „Röschen! — Röschen Schwan!" —

„Ja, ich bin's!" sagte sie weichmüthig, und er drückte sie mit stürmischer Freude an seine Brust.

Als die heftig bewegten Herzen etwas ruhiger geworden waren, begegneten sich von beiden Seiten Fragen auf Fragen nach den erlebten Schicksalen, seit der Trennung in Leipzig. Es erhob sich ein freundlicher Streit, wer zuerst die Neugier des Andern befriedigen solle. Medardus bequemte sich dazu. Er bat nur um Erlaubniß, daß er zu-

vor seinen abhanden gekommenen Reisegefährten, der vermuthlich an der Hausthüre schildern werde, herauf rufen dürfe. Das ward zugestanden. Er ging hinab, fand den verlorenen Mann und rief: „Hier herein, mein wackerer Kompan! Hier ist Arkadien.“

Nachdem der Licentiat eine überflüssige Menge von Reverenzen oben gemacht hatte, erzählte Medardus sein Abenteuer drollig genug, und bereitete damit seiner Freundin ein herrliches Lachfest.

Er fragte nachher, ob sie von Lucindens bisherigem Lebenslaufe unterrichtet sey.

„Nur Stückwerk weiß ich davon,“ antwortete sie. „Baron Rauschling verließ sie nach einigen Jahren; sie hatte dann verschiedene flüchtige Verbindungen mit andern Männern, zog auch lange Zeit als wandernde Schauspielerin in der Welt herum. Jetzt ist sie — in Gesellschaft der ebenfalls von ihrem Manne geschiedenen Kriegsräthin Rummel, die Ihnen heute die Augen auskratzen wollte — eine irrende Glücksritterin, und machte daher bei Gelegenheit des von Ihnen erlassenen Aufrufs an Deutschlands Schönen rasch den Versuch, einen neuen Verehrer — oder wenigstens Ernährer — zu erobern. Es wundert mich nur, lieber Doctor, daß Ihre Handschrift auf der Anmeldungskarte die verschlagene Frau nicht stutzig gemacht und abgeschreckt hat, die Komödie bis zum letzten Auftritte zu spielen.“

„Meine Hand hat sich seit zwanzig Jahren ganz verändert,“ antwortete Medardus. „Ich hatte mich überdieß wider meine Gewohnheit der Schönschreiberei beflissen, um mich dadurch der vortrefflichen Fanny zu empfehlen. — Doch kein Wort weiter von der Landstreicherin! Ich bitte nun, liebe Freundin, um Ihre eigene Geschichte.“

„Die Hauptbegebenheiten derselben kann ich mit wenigen Worten umfassen,“ sagte sie. „Lucinde verhandelte mich während Ihrer Abwesenheit an eine Frau von Wieden aus Frankfurt am Main, die sich damals in Leipzig aufhielt und mit zur Genossenschaft der Kriegsräthin Rummel gehörte. Ich erfuhr diesen Sclavenhandel erst am Morgen des Tages, an welchem sie nach Frankfurt zurück kehrte. Da mußte ich meine Kleider schnell zusammenpacken; eine Stunde nachher saß ich schon neben ihr im Wagen, und das gute Leipzig lag hinter mir.

„Sie behandelte mich gütig; sie ging mit mir wie mit einer Freundin um; doch ließ man mich bei Tag und Nacht keinen Augenblick allein. Ich ward, wie ich bald merkte, mit Vorsatz so scharf beobachtet, um mir die Absendung eines Briefes unmöglich zu machen. Darum konnte ich Ihnen, so oft ich es auch versuchte, keine Nachricht von mir geben.

„Als ich mich ein halbes Jahr in dieser Gefangenschaft befunden hatte, bewarb sich Emmerich, ein braver junger Mann, um meine Gunst, und ward nach Ueberwindung vieler Hindernisse, die uns theils seine Verwandten, theils Frau von Wieden in den Weg legten, mein Gatte. Wir bezogen sein schönes, vier Meilen von hier liegendes Landgut und lebten häuslich froh. Die Geburt meiner Emma, die vorhin Ihr Leitstern in dieses Zimmer war, erhöhte unser Glück. Aber es dauerte leider nur zwei Jahre; dann ward ich Wittwe.“

„Wittwe?“ — rief der Doctor, und ein Strahl der Freude flog etwas unschicklich über sein Gesicht. „Haben sich aber wohl wieder verheirathet?“ setzte er zaghaft und leise hinzu.

„Nein!“ antwortete sie.

„Das freut mich!“ sprach er schnell, und ward nach dieser Uebereilung blutroth.

Sie stellte sich, als hätte sie weder seinen Beifall, noch sein Erröthen bemerkt.

„Ich und meine Tochter,“ fuhr sie fort, „bewohnen im Sommer das uns vererbte Gut, und besuchten jetzt nur auf einige Tage unser Winterhaus, um verschiedene kleine Geschäfte zu besorgen. Es ist daher ein sehr glücklicher Zufall, daß dieser Ausflug in die Stadt gerade mit Ihrer Anwesenheit in Heidelberg zusammentrifft; sonst hätten wir uns wohl in dieser Welt nicht wieder gefunden.“

Gelobt sey das gütige Schicksal, das meinen liebsten Wunsch erfüllte!“ sagte Medardus.

Während dieser Gespräche hatte Emma in einem andern Zimmer den Abendtisch bestellt, und meldete jetzt ihrer Mutter, daß er bereit sey. Frau Emmerich führte ihre Gäste zur Tafel und füllte die aufgestellten grünen Römer mit köstlichem Rheinweine. Der Licentiat kostete mit Andacht davon und sagte: „Ach! dieser Nektar erinnert an das Sprüchlein:

„Vinum Rhenense
Est decus et gloria mensae.“

„Ja, mein Freund,“ fiel der Doctor ein, „hier ist ein anderes Leben, als in Memel.“

„O, scheiden Sie doch nicht unfreundlich von der guten Stadt!“ entgegnete Skrupel; „denn Sie wenden sich doch nicht wieder dahin.“

„Ha, ein neuer Prophet!“ sagte der Doctor. „Hans Adam Müllers Nachbarschaft steckt Sie an. Ich wünsche nur, daß Ihre Weissagung nicht so hohl sey, wie das Prophetenbrot im Städtchen bei Potsdam.“ —

Die junge Wittwe sah bei diesen dunkeln Wechselreden, deren Beziehung sie aber leicht errieth, schweigend auf ihren Teller. Sie lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände, und des Doctors Loos war noch unentschieden, als er sich nach aufgehobener Tafel mit seinem Gefährten in den Gasthof begab.

Am folgenden Morgen ging er allein auf die Heirath, und kam nach einigen Stunden höchst vergnügt zurück. „Skrupel, Sie sind ein wackerer Prophet!“ rief er aus: „Ich gehe nicht wieder nach Memel. — Die alte Liebe hat nicht gerostet; Röschen wird meine Frau. — Sie ist freilich seit dem Tage, da sie in Leipzig auf meinem Schooße saß, zwanzig Jahre älter geworden! aber sie gefällt mir noch wie damals, und schickt sich fein für meine Jahre. — Sehen Sie, Freund, so hat mich mein arkadischer Traum am Ende doch nicht betrogen. Ich bin nun mehr als jemals ein gläubiger Träumer und schußfest gegen allen Spott; denn die jetzige Welt, die selbst so viel von übersinnlichen Dingen träumt, wird mich mehr loben, als tadeln.“

IV.

Das beschützte Bild.

1.

In einem fernen Land lebte vor alter Zeit ein junger Ritter, Namens Landolin, der mehr zu einem arkadischen Schäfer, als zu einem Kriegshelden geboren schien. Es machte ihm kein Vergnügen, mit andern Jünglingen seines Standes nach dem Ringe zu rennen oder Lanzen zu brechen: er spielte lieber die Zither und sang Lieder dazu, wie sie ihm auf der Stelle sein Herz eingab. Der Inhalt derselben war die Liebe, die von Rechts wegen alle Lieder beseelen sollte; denn ohne sie ist jeder Gesang ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.

Der ritterliche Sänger liebte vor der Hand nur ein schönes Traumbild, das ihn oft im Schlafe besuchte, zärtlich mit ihm koste, aber niemals entdeckte, wo es leibend und lebend zu finden sey. Darüber seufzten und klagten seine Minnelieder. Endlich war er auf eine wunderbare Weise so glücklich, seine lieblichen Träume ausgehen zu sehen. Wie sich das begab, das soll der Leser zu gehöriger Zeit erfahren.

Ein Saal in Landolins alter Burg, die er, nach frühzeitigem Hintritt seiner Eltern, einsam bewohnte, war den Bildnissen seiner Ahnen gewidmet. Geharnischte Männer blickten ernst und muthig von den Wänden herab. In ihrer Mitte sah man eine fremde Gestalt, die das Ansehen eines ehrwürdigen Priesters hatte, und daher unter jene weltlichen Helden nicht zu gehören schien. Es war ein alter Mann, mit langem schneeweißem Barte, in schwarzer morgenländischer Tracht. Landolin betrachtete dieses Bild von Jugend an mit Ehrfurcht und nahm es eines Tages lebhaft in Schutz, als es einige junge Wildfänge, die ihn besuchten, muthwillig mißhandeln und vernichten wollten. Er ward wegen dieser ernsten Abwehr von einem der Bildstürmer zum Zweikampf gefordert und gerieth durch schwere Wunden in Lebensgefahr. Dennoch widerstand er auch in der Folge jeder Anmuthung, den unbeliebten Greis aus der Reihe seiner Väter zu entfernen.

Einsmals aber, da er sich auf einer Reise befand, hatte sein Burgwart den Einfall, das auch ihm verhaßte Bild feindlich anzutasten und in eine dunkle Kammer zu verweisen. Er wollte, wenn es über kurz oder lang vermißt würde, gegen seinen Herrn vorgeben: es sey einmal bei nächtlicher Weile abhanden gekommen, ohne daß er wisse, wohin es der böse Feind oder ein Zauberer entführt habe. Aber in der folgenden Nacht hörte er im Saale ein Gepolter, und den Morgen darauf sah er mit Erstaunen, daß einer von Landolin's Ahnherren, der Ritter Odo, dessen Bildniß seit undenklicher Zeit seinen Platz neben jenem Gemälde gehabt hatte, von der Wand verschwunden war. Erschrocken lief er in die Rumpelkammer, wohin er den langbärtigen Priester verbannt hatte, und fand dort die alten Nachbarn neben einander. Mit Grausen trug er sie

in den Rittersaal zurück. Herr Odo ließ aber die Sache nicht ungeahndet. Er bestrafte den unbefugten Quartiermeister unter Weges mit so gewichtigen Ohrfeigen, als hätte ihm Götz von Berlichingen seine eiserne Hand zu diesem Geschäfte geliehen.

Odo's so wundersam bewiesene Neigung zu dem Greise, dessen Namen niemand zu nennen wußte, erklärte folgende alte Familiensage.

Herr Odo war ein wüster Mann,
Der böser Thaten viel begann.
Er band sich nicht an Treu' und Glauben,
Beritt den Heerweg, um zu rauben;
Auf Saaten tobte seine Jagd,
Und ward ein Widerspruch gewagt,
So streckt' er noch des Landmanns Heerde,
Gehetzt mit Hunden, todt zur Erde.

Einsmals, bei so verruchter That,
Stand plötzlich, wie ein Geist sich naht,
Bei ihm ein fremder greiser Mann
Und redet ihn mit Sanftmuth an:
„Was thaten dir die frommen Schafe?
Halt ein, daß nicht dein Gott dich strafe!“

Doch Odo lachte frech darob;
Drauf seinen Stab der Greis erhob,
Und sprach, zum Felde hingewandt,
Ein Wort, das Jener nicht verstand;
Und als er kaum dieß Wort gesagt,
Erstarrte flugs die wilde Jagd;
Die Hunde schienen all' zu Stein
In einem Nu verwünscht zu seyn.

„Verdammter Graubart! Höllensohn!“
Rief Odo: „Da! nimm deinen Lohn!“
Er schwang sein Raufschwert nach dem Alten,
Doch dessen Haupt blieb ungespalten.

Der Arm, der rasch das Schwert gefaßt,
Starrt' in die Luft hin wie ein Ast,
Und ließ sich im gezwungnen Schweben
Kein Haar breit senken oder heben.

Als jetzt der Ritter, bang und zahm,
Zu Bitten seine Zuflucht nahm,
Sprach Jener: „Sey mit deinen Hunden
Der Fessel wiederum entbunden!
Doch fessle selbst dein wildes Blut
Und deinen frechen Uebermuth!
Denn bei der nächsten Unthat droht
Dir ein gewaltsam schneller Tod."

Drauf Odo mit erbleichten Wangen:
„Mich reut's, daß ich mich oft vergangen.
Ich wuchs zu solchem Lebenslauf
Ohn' alle Lehr' und Warnung auf.
O Heil'ger, nimm dich meiner an
Und leite mich auf gute Bahn!
Komm in mein Schloß, mich zu belehren:
Ich will dich als dein Sohn verehren."

Und als bis in den dritten Mond
Der Greis in Odo's Burg gewohnt,
Verließ er ihn als wackern Mann,
Der fürder Lieb' und Lob gewann.

Während jener Lehrzeit trug ein wandernder Bildnißmaler seine Kunst in der Burg an. Odo ergriff diese Gelegenheit, sich ein Conterfei seines Lehrers zu verschaffen, wies dem wohlgerathenen Gemälde einen Platz neben seinem eigenen Bildnisse an, und befahl noch in seinem letzten Willen, daß sie zu ewigen Zeiten nicht von einander getrennt werden sollten.

2.

Landolin hatte den Bildersaal lange nicht besucht, als ihn eines Abends ein plötzliches, wunderbares Verlangen dahin drängte. Er trat mit einem Knaben, der ihm eine Fackel vortrug, hinein. Da bewegten sich alle Bilder, wandten die Köpfe nach ihm und starrten ihn finster an, als wollten sie ihm sein langes Ausbleiben verweisen. Erschrocken ließ der Knabe die Fackel aus der Hand fallen und lief davon. Muthiger ging Landolin mit der aufgehobenen Fackel von einem Bilde zum andern. Keins regte sich mehr; doch die Stirnen waren noch gefaltet. Nur Odo's Lehrer, der silberbärtige Greis, sah mild und freundlich aus, wie immer. Indem aber Landolin zu ihm trat, hob er seine dürre, bleiche Hand und zeigte damit nach der Himmelsgegend des Morgens. Da faßte der junge Ritter ein Herz und sprach: „Warum deutest du dahin, ehrwürdiges Haupt? Tadelst du vielleicht, daß ich in dieser Burg müßig und einsam lebe? Soll ich gegen Morgen ziehen, um rühmliche Abenteuer oder eine Hausfrau zu suchen?“ Der Greis nickte bejahend mit dem Kopfe; alle übrige Bilder thaten ein Gleiches. „Wohlan!“ sagte der Jüngling; „ich will, ehe die Sonne zum zweiten Mal wieder aufgeht, euer Geheiß befolgen!“

In der folgenden Nacht hatte er einen bedeutsamen Traum. Es erschien ihm ein junges, sehr niedliches Mädchen oder Weibchen, das beim ersten Anblick wie ein großer Vogel aussah; denn seine Kleidung war mit bunten Federn bedeckt oder vielmehr ganz davon zusammengesetzt. Die angenehme Erscheinung schwebte tanzend vor ihm und sang:

Ritter, willst du ganz verrosten
Hier am liebeleeren Ort?
Zeuch nach Osten, zeuch nach Osten!
Schöne Mädchen gibt es dort.
Kämpfe wird es freilich kosten
Gegen einen starren Feind:
Doch erwartet dich in Osten
Auch ein mächt'ger Freund.

Der Träumende sah die Sängerin staunend und schweigend an. Da sang sie weiter:

Bin ich keiner Antwort werth?
Immer schweige, schweige!
Nur besteige bald dein Pferd,
Daß dein Glück auch steige!
Reite Tag für Tag
Einem Vogel nach,
Der bestimmt ist, dich zu leiten.
Er wird treu voran dir ziehn
Und zur Schönen dich begleiten,
Die dir oft im Traum erschien.

Hier verschwand die Sängerin wieder.

Am Morgen erinnerte sich Landolin des nächtlichen Besuchs vollkommen und widmete den ganzen Tag dem Geschäfte, sein Haus zu bestellen und sich zur Abreise zu rüsten.

Als die Sonne wieder aufging, ermunterte den Schlafenden ein mehrmaliges Klopfen an sein Kammerfenster. Der Wecker war ein großer Vogel, mit blauen, rothen, gelben und grünen Federn glänzend geschmückt. Er saß draußen vor dem Fenster; und als er sah, daß Landolin die Augen öffnete, rief er mit lauter Stimme:

Zu Roß, Herr Ritter, zu Roß,
Ich heiße Regenbogen
Und weither kam ich geflogen,
Zu werden dein Reisegenoß.
Wir wollen zusammen fliegen und traben,
Bis wir dein Liebchen gefunden haben.

Landolin sprang auf, warf sich in seine Kleider und befahl zu satteln. „Nimm auch deine Zither mit!“ sagte der Vogel. „Ich bin ein Freund der Tonkunst; du kannst mir manchmal in den Nachtherbergen etwas vorspielen.“ Der Ritter, der sich ohnedieß nicht gern von seiner Zither trennte, übergab sie, in einem zierlichen Gehäuse verwahrt, seinem Reisediener, der sich (weil er nach Art solcher Leute immer nur auf handgreiflichen Nutzen sah) im Stillen wunderte, wie sein Herr eine Freude daran haben könne, das brodlose Spielwerk mit sich herumzuführen.

Von einem heitern Frühlingsmorgen umlächelt, setzte sich Landolin zu Pferde. Sein geflügelter Wegweiser zog in mäßiger Höhe gegen Osten vor ihm her und sah sich fleißig um, ob der Ritter nachkomme. Dieser war so wohlgemuth, wie er sich in seinem ganzen Leben noch nicht gefühlt hatte. Er blickte nach seiner Burg zurück und sang:

Leb' wohl, du altes Schloß!
Mich trägt mein gutes Roß
Aus deinen stillen Mauern;
Doch darfst du drob nicht trauern.
Ich kehre bald zurück zu dir,
Und Lieb' und Freude folgen mir.

Trübsinn und Einsamkeit,
Sie sitzen stumm und breit
In deinen öden Hallen;
Das will mir nicht gefallen.
Die düstern Wesen müssen fort,
Und Lieb' und Freude wohnen dort.

Die Blumen, zart und hold,
Viel werther mir als Gold,
Will ich, wie mir befohlen,
Aus fernen Landen holen.
Das Leben ist nicht lebenswerth,
Wenn es der Lieb' und Freud' entbehrt.

3.

Als es Abend ward und die Reisenden eben in der Nähe eines Wirthshauses waren, sagte Regenbogen: „Genug für heute! Hier wollen wir Nachtlager halten.“ Landolin ließ sich ein Gemach anweisen; der Vogel schlüpfte mit hinein und setzte sich bescheiden in einen Winkel. „Willst du mitspeisen?“ fragte der Ritter, als man ihm Essen aufgetragen hatte. „Ich bedanke mich;“ antwortete Regenbogen. „Ich hab' unter Weges einige Hornissen, die deinen Gaul stechen wollten, aufgefangen und verschluckt; davon bin ich satt.“ Landolin belachte diese Genügsamkeit. „Ja!“ fuhr Regenbogen fort: „wir Vögel sind mäßiger als ihr Menschen! Wir machen Jagd auf Gewürm und anderes Ungeziefer, das euch belästiget und die Früchte eurer Felder und Gärten zerstört: ihr aber verschlingt uns, die euch nichts zu Leide thun; ihr schont sogar der Lerche und anderer lieblichen Sangvögel nicht; es fehlt nur noch, daß ihr auch die Nachtigall bratet. Ist das nicht Undank?“

Zitherspiel besänftigte den Grübler. Er steckte den Kopf unter den Flügel und schlief ein.

Bei Tages Anbruch wieder wach, rief er, zupfend am Bette des Ritters: „Hervor aus den Federn, du Faulenzer! Wir haben eine starke Tagereise vor uns.“ Dann flog er in den Stall und schalt tüchtig, weil die Pferde

noch nicht gesattelt waren. Indessen hatte der Wirth seinem Gaste die Rechnung gemacht, und übergab sie eben, als Regenbogen zurück kam. Er blickte hinein und schrie auf: „Spitzbube, du hast mit doppelter Kreide geschrieben!“ Der Wirth, dem es ganz unerwartet war, sich von einem Vogel so anschnurren zu hören, lief mit Schrecken davon. Landolin war etwas unzufrieden, daß sich Regenbogen in Dinge mischte, die ihn nichts angingen. „Ich gehorche dem Befehl meines Herrn, der mich gesandt hat;“ entgegnete Dieser. „Ich soll dein Wegweiser, dein Oberaufseher, dein Alles in Allem seyn.“ Das mußte sich der Ritter freilich gefallen lassen; er war aber hinter des Oberaufsehers Rücken so großmüthig, des Wirths unmäßige Rechnung ohne Abzug zu bezahlen.

Später warf sich Regenbogen sogar zum Sittenrichter auf. Das geschah in einer Stadt, wo man einen Rasttag machte, um die Pferde ruhen zu lassen. Landolin besuchte dort einen Freund, der ihn in eine Gartengesellschaft führte, die aus den feinsten Männern und Frauen des Orts bestand. Da war unter andern ein schönes Fräulein, das den Augen unsers Ritters gefiel und auch ihm nicht abhold schien. Lustwandelnd wechselten sie freundliche Worte mit einander. Auf Landolins Lippen schwebte schon eine Liebeserklärung, die er eben aussprechen wollte, als ihm Regenbogen, aus der Luft herabschießend, zurief:

Halt! ich gebiete dir:
Lieble nicht hier!
Schmetterling, bist du so flüchtig?
Hast doch die rechte Braut
Oft schon im Traum geschaut;
Mach' sie nicht eifersüchtig!

Erschrocken sah das Fräulein empor und floh mit Grausen den Liebhaber, der einen Vogel aus der Zauberwelt zum Hofmeister hatte.

Dergleichen Auftritte fielen in der Folge noch einige vor; doch dabei nicht verweilend, wollen wir uns sogleich zu einer wichtigern Begebenheit wenden.

4.

Eines Tages, als Regenbogen den Ritter durch einen öden Wald führte, erhob sich unweit ihres Weges ein jämmerliches Geschrei. „Laß uns sehen, was es dort gibt!" sagte der Vogel, indem schon Landolin dahin sprengte. Der Schreier, ein kurzer, dicker, ungefüger Mann, befand sich allerdings in einer sehr mißlichen Lage. Ein aufrecht gehender Bär war eben im Begriff, ihn mit ausgebreiteten Vorderbeinen zu umhalsen, und schien den ihm entgegengestreckten Jagdspieß, der ihn von dieser Liebkosung abschrecken sollte, nicht zu achten. „Hülfe! Hülfe!" schrie der Dicke, als er den Ritter ankommen sah. „Ich bin Fürst Ulfo — rette mich! — Ich schenke dir die Hälfte meines Reichs und gebe dir meine Tochter zur Gemahlin." —

„Topp! wir halten dich beim Worte!" sagte Regenbogen, und schon lag der Bär vom ritterlichen Schwerte zu Boden gestreckt.

Sobald sich das Thier nicht mehr regte, lebte des Fürsten Gefühl seiner hohen Würde wieder auf. „Gnädigen Dank!" sprach er mit einem vornehmen Tone, zog zugleich einen unbedeutenden goldenen Reif vom Finger und bot ihn seinem Retter, in der Meinung, die Sache damit abzuthun.

„Ist das Dinglein die Hälfte deines Reichs?“ fuhr ihn Regenbogen an und flog ihm nach dem Gesichte.

„Was hab' ich mit dir zu schaffen?“ zürnte der zurückspringende Fürst. „Wären meine Leibjäger bei der Hand gewesen, so hätte mich dieses Unthiers Erlegung keinen Blechpfennig gekostet. Ein goldner Ring, den ich selbst getragen, ist daher eine fürstliche Belohnung, und daß man sich damit begnüge, das ist mein ernstlicher Wille.“

Landolin verbat das angebotene Geschenk. „Nach Belieben!“ sagte der Fürst, steckte den Ring wieder an den Finger und wollte sich entfernen. Aber Regenbogen, den solche Wortbrüchigkeit verdroß, flüsterte dem todten Bären ein Wörtchen ins Ohr; plötzlich ward das Thier wieder lebendig, und stand, nach zwei oder drei Sprüngen, in der vorigen drohenden Stellung vor dem Fürsten. Mit Angstgeschrei bot Dieser nun abermals Reich und Tochter aus, und der gutmüthige Ritter zuckte schon wieder sein Schwert gegen den Bären. „Halt, junger Freund!“ rief Regenbogen, „wir wollen uns nicht zweimal täuschen lassen. Der unsterbliche Bär, den das ganze fürstliche Kriegsheer nicht überwinden kann, mag den gnädigsten Herrn in seine Burg begleiten und vor seinem Zimmer so lange Wache stehen, bis sich Seine Hoheit entschließt, Wort zu halten, wie andere ehrliche Leute.“

Ulfo knirschte vor Ingrimm mit den Zähnen; da er jedoch die Zauberwesen, die ihn so in die Enge trieben, mit dem Donner seiner fürstlichen Macht nicht zu Boden schlagen konnte, so ließ er sich herab zu der Bitte: ihn mit den angedrohten Zwangsanstalten gefällig zu verschonen. Er versprach bei seiner fürstlichen Ehre, die geleistete Zusage nun genau zu erfüllen. „Gut!“ sagte Regenbogen, „wir wollen sehen, was deine fürstliche Ehre werth ist! Be-

gib dich unangefochten in deine Burg; wir kommen nach!"

Sogleich fiel der Bär, der nun nicht weiter nöthig war, wieder scheintodt zur Erde; Ulfo lief aus Leibeskräften davon; der Ritter und der Vogel sahen ihm nach und machten sich über ihn lustig. „Man braucht mit dem jämmerlichen Menschen nicht viel Umstände zu machen," sagte der Vogel. „Er ist auch kein geborner Fürst, sondern der Sprößling eines niedern Geschlechts. Sein Vater würgte sich vom gemeinen Kriegsmann zum Heerführer empor, und vergoß Blut wie Wasser, um seinem Gebieter eine Spanne Land zu erobern. Plötzlich aber kehrt' er den Spieß um, wiegelte das Heer gegen den Fürsten auf, stieß ihn vom Throne und bemächtigte sich des goldenen Stuhls. Doch kaum saß er darauf, so warf ihn der Tod wieder hinab. Ulfo, der damals schon kein Jüngling mehr war, erbte die gestohlene Krone, und das Glück, das manchen Schelm begünstiget, duldete sie bis jetzt auf dem unwürdigen Haupte. Wir dürfen uns also kein Gewissen machen, die Hälfte des geraubten Reichs von dem Wichte anzunehmen, und seine schöne Tochter dazu."

Unter solchen Gesprächen zogen sie gemächlich nach der Hauptstadt, wo sie bei Sonnenuntergang anlangten.

5.

Landolin bemerkte gleich beim Eintritt verschiedene Kennzeichen, daß hier nicht der Sitz feiner Bildung und guten Geschmacks sey. Alle Häuser waren mit widrigen, schreienden Farben bemalt; die Gasthöfe und Kramläden zeichneten sich durch Zerrbilder und Inschriften voll Sprachschnitzer

aus; die Menschen auf der Straße waren unförmlich und schmutzig gekleidet, stapften plump und breit, wie aus Stein gehauen, durch einander, stießen sich links und rechts, weil sie nicht mit geschickten Wendungen auszuweichen verstanden; und wenn sich Bekannte einen guten Tag boten oder ein Gespräch begannen, so geschah es mit so heftiger, brausender Stimme, als wollten sie sich zanken und schlagen.

Das Gasthaus zur goldenen Kreuzspinne, die sich in riesenhafter Gestalt über der Thüre spreizte, war das vornehmste der Stadt; der Ritter nahm seine Herberge darin. In der Wirthsstube, wo sich eine salbadernde Gesellschaft niedergelassen hatte, ward als die neueste Neuigkeit erzählt: Der Fürst habe vor einigen Stunden einen ungeheuern Bären mit eigener Hand erlegt, indem das grimmige Thier eben einen fremden Rittersmann habe verschlingen wollen. Landolin belächelte diese stattliche Hoflüge, ohne ihr zu widersprechen. Hierauf begab er sich in das ihm angewiesene Schlafgemach, aus dessen Fenstern man einen ans Wirthshaus gränzenden großen Garten übersah.

Gegen Mitternacht, als alles Geräusch verstummt war und sogar kein Lüftchen mehr mit Baumblättern spielte, begannen zwei Nachtigallen folgenden Wechselgesang, den von Zeit zu Zeit ein alter Uhu mit heulender Stimme unterbrach.

Erste Nachtigall.

Ihr Bäume, hört mein letztes Lied!
Dann flieh' ich Ulfo's Machtgebiet,
Des Mannes, der die Künste haßt,
Den Ekel gleich und Schauer faßt,
Wenn Saitenspiel erklingen
Und Nachtigallen singen.

Der Uhu.

Er hat Recht, er hat Recht!
Ihr seyd ein müßig unnützes Geschlecht.

Zweite Nachtigall.

Der Midas mit dem langen Ohr
Vertilgte gern den ganzen Chor,
Der mit Gesang den Hain belebt,
Doch weder karrt, noch hackt, noch gräbt.
Ihm schafft es mehr Behagen,
Daß Esel Säcke tragen.

Der Uhu.

Er hat Recht, er hat Recht!
Der Esel ist wahrlich ein brauchbarer Knecht.

Erste Nachtigall.

Leb' wohl, du süßes Engelsbild,
Du Fürstentochter, zart und mild!
Um dir zu singen, dir, nur dir,
Blieb' ich wohl gern noch länger hier.
Du fandest, war dir bange,
Oft Trost in unserm Sange.

Der Uhu.

Ei, der Daus! ei, der Daus!
Die weinet um euch nun die Augen sich aus.

Zweite Nachtigall.

Ein Luftgeist hat mir heut vertraut:
Sie wird bald eines Ritters Braut,
Der macht sie von der Tyrannei
Des harten Vaters frank und frei.
Er ist schon in der Nähe;
Mich däucht, daß ich ihn sehe.

Landolin zog geschwind den Kopf aus dem Fenster zurück; der Uhu schlug ein unbändiges Gelächter auf, und die Nachtigallen schwirrten davon.

6.

Dem Ritter war es nicht unlieb, aus dem Gesange der Nachtigallen vernommen zu haben, daß des Fürsten Tochter, die er sich, als den Sprößling eines mißgeschaffenen Stammes, nicht reizend vorgestellt hatte, ein Engel sey. Er zweifelte nun keinen Augenblick, das Zauberbild seiner süßen Träume in ihr zu finden. Das befeuerte ihn gleich am frühen Morgen zu dem Entschluß, seinem künftigen Schwiegervater unverzüglich die Aufwartung zu machen und ihn um möglichste Beschleunigung des Beilagers zu ersuchen. Regenbogen, dem er dieses Vorhaben mittheilte, klapperte seltsam mit dem Schnabel, als ob er lache.

Das nicht achtend, ging Landolin aus. Er fand den Weg nach der Burg mit Menschen bedeckt; sie rauschten ihm wie ein Strom entgegen. Ganz vorn gingen lachend und singend zwanzig bis dreißig Männer und Jünglinge, die lederne Reisesäcke auf dem Rücken trugen. Hinter ihnen her zischte und schimpfte der Pöbel in unermeßlicher Zahl. So bewegte sich der Zug nach dem Thore zu. Landolin fragte in das nachziehende Volk hinein: „Wer sind denn die Leute, denen man ein so schlimmes Geleit gibt?“ Ein Dickbauch, der etwa ein Bierbrauer oder Schenkwirth seyn mochte, antwortete: „Das ist all' unnützes Volk, das der Fürst aus dem Lande treibt: ein Gemengsel von Malern, Dichtern, Sängern, Zitherspielern und mehr dergleichem Gelichter. Der Fürst liebt keine Narrenkünste. Er sieht in seinem Lande lieber Eisen, als Verse schmieden.“

Fürst Ulfo ging sonach, ohne daß er vom Philosophen Platon ein Wörtchen gehört hatte, thätig zu Werke, sein Ländchen der platonischen Republik nachzubilden, in wel-

cher die Dichter, wie bekannt, gar nicht geduldet und die Künste überhaupt beschränkt werden sollten. Landolin zog daraus die Warnung: sein Zitherspiel nicht laut werden zu lassen, und sich noch weniger als Liederdichter zu entdecken. Außer dem konnte, nach seiner Meinung, der Fürst durchaus nichts gegen ihn einwenden.

Er eilte daher frisch nach dem Schlosse. Als er aber hineinschreiten wollte, wiesen ihn zwei am Thore stehende Leibwächter mit vorgestreckten Hellebarden zurück. Er bedeutete sie: er habe mit Seiner Durchlaucht zu sprechen; sie aber entgegneten: er sey gerade Der, mit dem Seine Durchlaucht nicht sprechen wolle. Indem sie das sagten, schoß Regenbogen wie ein Blitz vom Schloßthurm auf ihre Köpfe hinab, faßte mit beiden Klauen ihre befiederten Helme und stieg damit in die Luft. Bestürzt verließen sie plötzlich ihren Posten und liefen mit wolkenan gerichteten Augen dem Räuber nach. Diesen günstigen Zeitpunkt benutzte der Ritter, das Thor und den Schloßhof mit behenden Schritten zu durcheilen.

Glücklicher Weise fand er das fürstliche Vorgemach öde und menschenleer: denn alle dort gewöhnlich aufpassende Hofdiener waren, von Ohrenweh geplagt, davongelaufen, weil eben ihr gnädigster Herr in seinem Zimmer mutterallein die Pauken schlug und sechs große Jagdhunde dazu heulten. „Was wollt Ihr? was überfallt ihr mich?“ rief Ulfo, als Landolin ungemeldet vor ihm stand. „Verzeiht!“ antwortete Dieser: „Unsere gestrige Verhandlung im Walde ließ mich hoffen, von Euch erwartet zu werden.“ Der Fürst rieb sich ängstlich die Stirn und fragte furchtsam: „Steht der Bär draußen?“ — „Nein!“ sagte der biedere Landolin: „Ich und mein Gefährte, der Vogel Regenbogen, versprachen gestern, Euch mit dieser Schildwache zu

verschonen, und wir hielten Wort; thut nun ein Gleiches!" Schweigend ging Ulfo nach der Thür, öffnete sie langsam und vorsichtig einen Finger breit und schielte hinaus. Als er nun sah, daß der Weg rein war, sprach er mit einem übermüthigen Tone: „Und ständen auch Löwen und Tiger draußen, so würde mich das nicht abhalten, Euch hiermit entscheidend zu erklären, daß Ihr, nach Verschmähung des Euch angebotenen Gnadengeschenks, keinen weitern Anspruch an mich habt." — Mit diesen Worten zog er sich hinter einen großen Tisch, wie hinter eine Brustwehr, und rief heftig hervor: „Entfernt Euch und kommt mir nicht wieder vor die Augen!" — Landolin, voll Erstaunen und Unmuth über diesen neuen Wortbuch, griff rasch nach dem Schwerte; doch eines Bessern sich besinnend, zog er die Hand zurück und sagte kalt: „Ich gehe, um hier nicht fruchtlos zu hadern; aber eine höhere Macht wird Euer unrechtliches Verfahren gegen mich ahnden, und was mir bestimmt ist, das wird mir werden!"

7.

Vor dem Burgthore fand der Ritter ganz unerwartet seinen Knappen mit den Rossen. Auf dem Sattel des einen saß Regenbogen und klapperte wiederum mit dem Schnabel, als ob er lache. „Hab's wohl gedacht, daß die Sache so ablaufen würde!" rief er dem Ritter entgegen. „Darum bestellt' ich die Pferde hierher; du sollst einen Spazierritt machen, um den in der Burg eingeschluckten Aerger zu verdauen. Ich will dich an einen Ort führen, wo es dir wahrscheinlich gefallen wird."

Rasch gings zum Thore hinaus und durch eine lange Baumstraße zu einem prächtigen Lustgarten. „Steig ab

und folge mir!“ sagte Regenbogen an der Pforte, und trippelte durch einen Theil des Gartens mit raschen Schritten voran. Endlich, nachdem er den Ritter weit hinter sich gelassen hatte, huschte er in ein Gartenhäuschen, aus welchem nach einigen Augenblicken eine junge Dame von blendender Schönheit trat. „Ha, meine Göttin!“ rief Landolin, flog auf sie zu, warf sich ihr zu Füßen und küßte die kleine Lilienhand, die sie freundlich ihm reichte. „Schöne Prinzessin,“ begann Regenbogen, „dieser Jüngling, der Euch schon oft im Traume sah und seitdem liebt und anbetet, ist der Ritter Landolin, der nach dem Willen Eures weisen Oheims Euer Gemahl werden soll. — Und diese Dame“ — sprach er zu dem Ritter — „ist Prinzessin Hyacinthe, die Tochter Ulfo's, der sie dir gestern, als du sein Leben beschütztest, zusagte, und nun, da er mit heiler Haut davon kam, sein Wort brechen will. Aber Hyacinthens mächtiger Oheim wird ihm den Kopf zurecht setzen, dafür steh' ich! Drum seyd wohlgemuth und schwatzt traulich mit einander, bis ich wieder komme. Ich will mir indessen den Garten besehen und meine hier wohnenden Brüder, die Vögel, begrüßen.“

Er flog fort. Das junge Paar ward feuerroth, als es sich allein sah, und war so scheu, so blöde, wie zarte Liebe gewöhnlich in ihrer Wiege zu seyn pflegt. Doch nach und nach wurden die leisen, bebenden Stimmen lauter und fester, die einzeln hervorgestammelten Worte bekamen Halt und Verbindung, und zuletzt kam ein recht natürliches und herzliches Gespräch in den Gang. Das ward aber bald auf eine feindliche Weise gestört. Ulfo hatte dem Ritter einige reitende Trabanten nachgesandt, um ihn, wo es auch sey, gefangen zu nehmen. Die Reisigen kamen in sausendem Gallapp vor der Gartenthür an, warfen sich von den

Pferden, stürzten in den Garten, umringten den jungen Mann und forderten ihn auf, sich zu ergeben. Aber plötzlich kam Regenbogen ihm zu Hülfe. Er rauschte wie ein Hagelwetter unter die Trabanten hinein, zerstreute sie mit seinen gewaltigen Flügeln, schaufelte damit lockern Sand vom Boden auf und warf ihn den Kriegsknechten in die Augen. Fluchend taumelten sie umher und tappten noch, wie blind, nach dem Ritter, als er ihnen schon, von Hyacinthe zur Flucht gedrängt, glücklich entronnen war und sich wieder in den Sattel geschwungen hatte.

8.

Er flüchtete, von seinem Wegweiser geführt, in einen nahen, so dicht verwachsenen Wald, daß die schweren, ungelenken Rosse der Trabanten, die ihn nach einer Weile verfolgten, nicht darin fortkommen konnten. Sie stürzten alle nach der Reihe über Wurzeln und Gesträuch. Die Reiter wurden es bald überdrüssig, auf die Nase zu fallen, und kehrten um.

Der Hain ward allmählig heller und wegsamer. Als Landolin einige Stunden darin fortgeritten war, kam er an eine Gruppe von Bäumen, die sich zur Bildung einer schattigen Laube vereint hatten. Hier fand er ein artiges Wesen, das er halb und halb schon kannte; es war die junge, mit bunten Vogelfedern bekleidete Nymphe, die ihm einsmals im Traume vorschwebte und ihn singend zur Reise nach Osten ermahnte. Am Eingange der Laube stehend, winkte sie ihm, hieß ihn willkommen, und lud ihn mit der Versicherung, daß er gute Gesellschaft finden werde, unter ihr Laubdach ein. Ungewiß, ob Regenbogen die Einkehr bei der jungen Schönen genehmigen würde, sah ihn

der Ritter mit einem fragenden Blick an. Die Antwort war ein gefälliges Kopfnicken. Er stieg also vom Pferde und trat in die Laube.

Starrend vor Verwunderung fand er innerhalb einen Greis, der dem von ihm verehrten und beschützten Bilde seines Ahnensaals so ähnlich war, als sey es verkörpert aus dem Rahmen herausgegangen. Aber noch höher stieg sein Erstaunen, als ihm der Alte die Hand bot und freundlich sagte: „Willkommen, lieber Landolin! Es überrascht dich ohne Zweifel, das lebendige Urbild eines vor länger als hundert Jahren gefertigten Conterfei's zu erblicken und beide noch einander vollkommen ähnlich zu finden. Ich hoffe, das soll noch der Fall seyn, wenn abermals hundert Jahre verflossen seyn werden: denn die Götter zeichneten mich vor andern Sterblichen aus, indem sie mir ein langes, drei bis vier Jahrhunderte umfassendes Patriarchenleben verliehen, ich bin Sarastro, vormals Fürst und Oberpriester der Gottheiten Osiris und Isis. Als Herrscher hatte ich mit meiner Erzfeindin, der Königin der Nacht, einen harten Kampf, von welchem die Nachwelt noch sprechen wird. Ein anmaßlicher Dichter wird ein abenteuerliches Schauspiel daraus fertigen; aber ein großer Meister wird sich des Dinges annehmen und des Dichterlings flache Worte mit himmlischen Tönen begleiten. — Ich war noch in jenem Kampfe begriffen, da mich als Priester das Loos traf, die weite Welt zu durchwandeln und Weisheit zu lernen und zu lehren. Auf dieser Wanderschaft kam ich zu deinem Urahn Odo, zähmte den wilden Geist, und ward sein Lehrer und Freund. Aber die Königin der Nacht benutzte indessen meine fast hundert Jahre dauernde Abwesenheit, um allerhand Feindseligkeiten gegen mich zu verüben. Unter andern ließ sie eine meiner Nichten tausend

Meilen weit entführen und lieferte sie dem schändlichen Ulfo, dessen ganze Nichtswürdigkeit ihr bekannt war, in die Hände. Er zwang sie, sein Lager mit ihm zu theilen; sie starb aber, täglich gemißhandelt, vor Gram, als sie eben Hyacinthen geboren hatte. Dieses gute Kind, dessen reines Gemüth die heilloseste Erziehung nicht vergiften konnte, aus den Händen ihres rauhen Vaters zu retten und mit einem würdigen Gatten zu verbinden, war der Hauptzweck meiner jetzigen Reise, die ich mit Ruhe und Sicherheit unternahm, da die feindliche Königin seit sechs Monden völlig besiegt ist, und ich mein beruhigtes Reich einem würdigen Nachfolger übergeben habe. — Es blieb mir nicht unbekannt, lieber Landolin, wie du von Jugend an mein Bildniß ehrtest und mit Lebensgefahr in Schutz nahmst. Darum bin ich aus Dankbarkeit entschlossen, dich mit Hyacinthen zu vermählen, weil ich dir kein holderes Weib und dem edlen Mädchen keinen bessern Gemahl zuführen könnte. Alle Anregungen, die dich aus der Einöde deiner väterlichen Burg heraus und in diese Gefilde spornten, waren mein Werk. Auch der Bär, der Hyacinthens Vater zu zerreißen drohte, war ein Blendgeschöpf meiner Zaubermacht. Ulfo verweigert zwar nun, da er sich außer Gefahr dünkt, die ausgebotenen Rettungspreise; man wird ihn aber zwingen, sein Versprechen zu halten. Ich überlasse das gegenwärtiger jungen Frau, die mit derselben Geschicklichkeit, mit welcher ihr Mann die behendesten Vögel fängt, jenen plumpen Trotzer bezähmen wird." —

„Das soll geschehen, Vater Sarastro, wenn Ihr mich mit hinreichenden Zauberkräften dazu ausrüstet!" sagte das gefiederte Weibchen.

„Davon bei Tische!" versetzte der Alte. „Trag auf, mein Kind, daß unser Gast sich erquicke!"

9.

Jeder Leser, der das durch **Mozart** weltberühmt gewordene Singspiel, die Zauberflöte, vorstellen sah, hat es schon errathen, daß Sarastro's muntere Gesellschafterin die wohlbekannte **Papagena** war. Ihr Mann, der lustige Vogelfänger **Papageno**, diente vormals der Königin der Nacht, und ward von ihr und ihren Hofdamen bisweilen tüchtig gehudelt. Als das Reich der überwundenen Sternenkönigin untergegangen war, trat er in Sarastro's Dienste. Der Schalk war in alle Sättel gerecht; er hatte besonders viel Geschick und Neigung, den Hofnarren zu spielen; aber der alte Weltweise fand selten Gefallen daran, sich mit Possen unterhalten zu lassen. Brauchbarer war ihm der Bursch als Reise-Küchenmeister. Wenn einmal in einer wüsten Gegend nichts Eßbares zu haben war, nahm Papageno seine siebenröhrige, mit Zauberkraft gesegnete Panpfeife und blies ins Blaue hinein: da kamen gebratene Hasen und Rebhühner gelaufen und geflogen; man durfte sie nur in die Schüssel legen und speisen, den Tischwein besorgte Sarastro. Er stampfte mit dem Fuß auf den Boden, und von allen Seiten stiegen kleine Erdgeister mit Flaschen voll köstlichen Weines empor.

Auf solche Weise war das Ehrenmahl für den Gast, dessen Ankunft man voraus wußte, schon vorbereitet. Papagena besetzte geschwind den Tisch damit. Es fehlte nur noch, um zu speisen, an Papageno, der tiefer in den Wald gegangen war und sich die darin einheimischen Vögel besah, ob es der Mühe werth sey, ihnen Netze zu stellen. Sein immer brennender Durst nach Wein, den er sich nicht selbst verschaffen konnte, trieb ihn aber bald herbei. Er kam singend:

Ich lobe mir den Vogelfang,
Der meisterlich mir stets gelang.
Was hilft's, daß ihr geflügelt seyd?
Ich fang' euch Vögel weit und breit!
Pickt ihr mir meine Beerlein an,
So ist's ein Spielwerk, euch zu fahn.
Wohlleben führt zur Sclaverei;
Genügsamkeit erhält sich frei.

Den Vogel Amor fing ich gern;
Dann bliebe mir kein Mädchen fern.
Nur schlimm, daß er nicht Beeren nascht,
Sonst hätt' ich ihn schon längst erhascht.
Gelingt's einst, zieh' ich durch die Welt,
Und er, in Buden aufgestellt,
Lockt alle Mädchen mir herein,
Und all' die schönsten werden mein.

„Was gehn dich die Mädchen an?“ rief Papagena. „Du hast eine Frau; damit laß dich begnügen!“

„Mit nichten!“ versetzte Papageno. „Ein Dichter kann in seinen Liedern noch zehntausend Mädchen daneben haben. Das ist ein altes Vorrecht, das ich auch mir nicht nehmen lasse.“

Unter diesem scherzhaften Wortwechsel setzte sich die kleine Gesellschaft zu Tische. Landolin fragte nach gemachter Bekanntschaft den Vogelfänger: ob man in seiner Heimath den Liebesgott auch Amor nenne. „Nein!“ sagte Papageno. „Ich erkundige mich aber auf meinen Reisen durch die Welt in jedem Lande gleich nach seinem dort gewöhnlichen Namen, damit ich ihn, wenn mir ein feines, aber sprödes Dirnlein aufstößt, flugs rufen kann, mir Beistand zu leisten.“

Das nun ernsthafter werdende Gespräch lenkte sich bald auf Ulfo und seine Tochter. Sarastro fragte den Ritter

auf's Gewissen: ob ihm Hyacinthe so gefalle, daß er sie mit unwandelbarer Treue lieben werde bis an seinen Tod. Das betheuerte Landolin und sang zur Zither ein zärtliches Liebeslied, das er auf die Prinzessin, nachdem er sie im Garten gesehen, gedichtet hatte. Indem sich die Zuhörer daran vergnügten, flogen verschiedene Vögel, mit Weintrauben in den Schnäbeln, in die Laube herein, und lieferten, dem empfangenen Befehle gemäß, die von fernen Rebenhügeln hergebrachten süßen Trauben zum Nachtisch ab.

Gegen das Ende der Mahlzeit ward beschlossen: Papagena solle, als Sarastro's Geschäftsträgerin, nach Hofe gehen und mit dem Fürsten unterhandeln, weil sich doch hoffen lasse, daß er gegen ein artiges Frauchen höflich und nachgebend seyn werde. „Für den Fall aber, daß er's nicht ist," fiel Papagena ein, „nehm' ich die Zauberpfeife mit, und Vater Sarastro muß mir erlauben, dem Starrkopf damit einen Streich zu spielen, der ihn geschmeidiger macht." — Der alte Herr, der durch einige Gläser Wein, die er getrunken, ungewöhnlich heiter geworden war, ließ sich die Sache gefallen.

10.

Papagena ging mit einem zierlichen Käfig voll seltener Vögel nach der Hauptstadt, um sich, unter dem Vorwand des Handels mit dieser lebendigen Waare, unbedenklichen Einlaß in die Burg zu verschaffen. Sie ließ dem Fürsten melden: sie habe einen Vogel zu verkaufen, der weissagen könne. „Das Wunderthier muß ich sehen!" rief Ulfo, der sich eben in einem seltsam verzierten Prunkzimmer, von Hofleuten umgeben, befand.

Er war einer alten, häßlichen Zauberin gewärtig; Pa-

pagena's blühender Jugendreiz überraschte ihn daher auf die angenehmste Weise. Auch die feierlichen Gesichter der Hofschranzen, sogar des anwesenden Oberpriesters, verzogen sich insgesammt zu einem süßlichen Lächeln.

„Willkommen, schönes Kind!" sagte der Fürst mit ungewöhnlicher Huld. „Tritt näher und zeige mir den weissagenden Vogel!"

„Dieser Vogel bin ich selbst!" antwortete Papagena mit ernstem Gesichte. „Und ich weissage Euch, Fürst Ulfo: daß Ihr Kron' und Scepter verlieren werdet, wenn Ihr dem Ritter Landolin, der den grimmigen Bären, der Euch im Walde zerreißen wollte, muthig erlegte, die dafür zugesagten Belohnungen länger verweigert."

„Du redest irre!" rief Ulfo, erglühend vor Scham, weil er seinen Hofleuten gerade das Gegentheil erzählt und sich gerühmt hatte: er sey es gewesen, der mit eigener hoher Hand zur Rettung des Ritters das Waldungeheuer getödtet habe. Er bestand auch jetzt noch auf dieser Lüge, und sagte sie der jungen Frau, als wollte er sie eines Bessern belehren, frech ins Gesicht.

„Das muß Euch geträumt haben!" erwiederte sie. „Der weise Sarastro kennt den Vorgang auf's Haar, und sandte mich zu Euch mit der Ermahnung: Ihr solltet Euch, um schlimmen Folgen auszuweichen, mit dem Retter Eures Lebens vergleichen."

„Ei! was hat mir der alte Hexenmeister vorzuschreiben?" murrte der Fürst. „Ich mag von der ganzen Sache nichts weiter hören. Das sag' in meinem Namen dem Graubart! — Aber mit dir, schönes Liebchen, will ich mich über dich selbst vergleichen. Jeder Preis, den du foderst, sey dir gewährt!" —

Das sagend, trat er mit plumpen Schritten näher und

öffnete seine Arme, um das hübsche Weibchen, das er schon gewonnen zu haben glaubte, zu umfassen. Die Schranzen freuten sich der guten Laune des gnädigsten Herrn, und legten mit allerhand zierlichen Worten und Geberden ihren unterthänigsten Beifall an den Tag. Aber Papagena, über jenen Antrag empört, stieß den zudringlichen Buhler zurück, setzte die Zauberpfeife an den Mund und ließ alle sieben Röhrchen erklingen. Zusammen schreckend, sah sie der Fürst mit stieren Augen an; sein Angesicht verwandelte sich und schrumpfte ein; die Nase ward ein kegelförmiger Schnabel; der Hals stieg lang und immer länger aus den Schultern hervor: die Arme bildeten sich zu kurzen dicken Flügeln; die Beine wuchsen hoch und dünn aus den Stiefeln heraus, und so stand nach wenigen Augenblicken ein vollendeter Strauß da.

Die Höflinge starrten diese Verwandlung mit ellenlangen Gesichtern an. Der Strauß sah sich um, ob man denn nichts für ihn unternehmen wolle. Da wurden die Bildsäulen lebendig und geberdeten sich gegen die Stifterin des Unheils sehr zornig. Einige machten sogar bedenkliche Anstalten, sie thätlich zu strafen. Wollt ihr auch verwandelt seyn?“ sagte Papagena. „Das ist in der Ordnung! Hofleute thun gern ihren Gebietern alles nach!“ — Sie pfiff, und in einem Nu gestalteten sich die anwesenden Hof- und Staatsbeamten zu Pfauen, Papageien, Habichten, Eulen, Trappen und andern Vögeln, wie es dem Geiste und der Würde jedes Einzelnen gemäß war. Sie brauchten sogleich ihre neuen Stimmen zu einem entsetzlichen Geschrei, womit sie sich vereint in Bewegung setzten, ihrer lachenden Schöpferin die Augen auszuhacken. Sie floh, von Allen verfolgt, und pfiff immerfort. Wer sie im Schlosse aufhalten wollte, ward ein Vogel. Zuletzt

wurden auch noch die Fußtrabanten, die ihr am Thore mit den Spitzen der Hellebarden entgegen traten, in hochbeinige Störche verwandelt.

11.

Als Papagena in den Wald zurück kam und ihren Gesandtschaftsbericht erstatten wollte, sagte Sarastro: „Ich weiß schon Alles! Ueberdieß haben mir meine unsichtbaren Kundschafter gemeldet: daß Hyacinthe desselben Tages, da sie Landolin in ihrem Garten besuchte, verhaftet wurde. Ihr Gefängniß ist ein fester, stark bewachter Thurm auf einem hohen einsamen Felsen. Sie daraus zu befreien, ist auf natürlichen Wegen unmöglich. Ich werde mir daher von meinem alten Freunde, dem Zauberer Prosperos, seinen Luftwagen mit dem Greifengespann erbitten. Damit fährt Landolin an einem Fenster des Thurmkerkers vor, Hyacinthe steigt ein, und die geflügelten Löwen bringen das junge Paar wohlbehalten in des Ritters Heimath. Es ist besser, ein Landgut rechtlich zu besitzen, als ein halbes Reich aus den Händen eines Räubers anzunehmen. Es war auch, als ich das Schreckbild des Bären auftreten ließ, nur darauf abgesehen, daß Ulfo die von ihm wenig geachtete Tochter für seine Rettung feil bieten sollte. Er kann keine Erdscholle seines unrechtlichen Besitzthums verschenken; er muß das ganze Land dem von seinem Vater entthronten Fürsten zurück geben. Ob er ein Strauß bleiben will oder nicht, das hängt von ihm selbst ab. Trotzt er fort, so leb' und sterb' er als Vogel! Bittet er um Erlösung, so sey sie ihm gewährt! Dir, Landolin, geb' ich dazu Macht und Gewalt. Ich werde, bevor wir uns tren-

nen, deiner Zither die Kraft ertheilen, Ulfo's und seiner Diener Bezauberung aufzuheben!"

Für einen Sterblichen war es in der That eine bedenkliche Zumuthung, sich dem luftigen Fuhrwerke anzuvertrauen, dessen sich vormals die Götter bedienten, und mit welchem auch heute (am 3ten August 1820) Apollo auf dem Dache des neuen Schauspielhauses in Berlin anlangte. — Der Ritter hielt es aber mit Recht für schimpflich, einen Schatten von Aengstlichkeit blicken zu lassen. Er müßte wohl auch Hyacinthen sehr frostig geliebt haben, wenn er nicht gern und freudig seinen Hals gewagt hätte, um sich mit ihr zu vereinigen.

Sarastro nahm ein Baumblatt, zeichnete mit einem Griffel ein paar flüchtige Züge darauf, gab es dem Vogel Regenbogen, der immer als Eilbote bei der Hand war, in den Schnabel und fertigte ihn damit an den Zauberer Prosperos ab. Nach Verlauf weniger Stunden zog der Greifenwagen hoch am Horizonte, wie eine vom Sturm gejagte Wolke, daher, und ließ sich bei der Waldlaube nieder. Landolin wollte die Wunderthiere mit Muße betrachten; aber ungeduldig schlugen sie mit den Flügeln, und Sarastro sagte: „Besteig' ungesäumt den Wagen; dieß Gespann ist nicht gewohnt, lange zu warten. Regenbogen zieht mit dir und wird dein Vorhaben zu einem glücklichen Ausgange leiten."

Die fliegenden Leuen hatten den Felsenthurm bald erreicht. Die Prinzessin stand schon, von Regenbogen darauf vorbereitet, an einem offenen Fenster, aus welchem sie bequem den Wagen beschreiten konnte. Freudig zögerte sie keinen Augenblick, sich aus dem Kerker in die Arme des Geliebten zu retten. Die Greife sahen mit ihren Adler=

köpfen klug herum, bis die Vereinigung geschehen war, und stürmten dann wieder dem Walde zu.

Sarastro umarmte seine Nichte, sprach über den Liebesbund seinen Segen, ertheilte mit einigen dunklen Worten dem Saitenspiele des Ritters die versprochene Wunderkraft, und befahl dann den Greifen, das junge Paar wohlbehalten nach Hause zu bringen. Auch trug er diesen weltberühmten, trefflichen Schatzgräbern noch auf, nach vollendeter Reise so viel Gold, als Ulfo's ganzes Fürstenthum werth sey, aus der Erde zu graben, und solches, als Brautschatz, dem Ritter zu übergeben. Hierauf schied die kleine Gesellschaft mit herzlichem Lebewohl von einander. Sarastro milderte den Schmerz der Trennung einiger Maßen durch das Versprechen, die jungen Ehegatten bald zu besuchen und einige Monate bei ihnen zu bleiben.

12.

Die Greife griffen so weidlich aus, daß die Reisenden nach wenigen Stunden schon fünfzig Meilen hinter sich hatten. Sie traten jetzt in einer Herberge ab, um ein Mittagsmahl einzunehmen. Während der Zubereitung spielte Landolin seiner Braut ein Liedchen auf der Zither vor. Bald aber unterbrach ihn Regenbogen mit der Meldung: es sey eben eine Gesellschaft vornehmer Vögel, vom Fürsten Strauß abgeordnet, angekommen und bitte dringend um Gehör. Der Ritter ließ die Gesandtschaft eintreten. Sie bestand aus fünf oder sechs ansehnlichen Personen. Unter diesen befand sich ein Pfau, der sogleich das Rad seines Schweifes feierlich aufschlug, und dadurch zu erkennen gab, daß er vor seiner Verwandlung ein überaus zierlicher Höfling gewesen war. Auch zwei Störche, die

man zur Bedeckung mitgenommen hatte, weil sie vormals als Soldaten gedient hatten, bezeichneten ganz deutlich ihren vorigen Stand, indem sie sich, wie Schildwachen, steif an die Thür stellten. Der Sprecher der Gesellschaft, ein Papagei, sah sich nach einer Rednerbühne um, fand einen im Zimmer stehenden Kasten dazu schicklich, hüpfte hinauf und sprach:

Gestrenger Ritter, sehet hold
Auf unsern Trupp hernieder!
Noch gestern deckt' uns Seid' und Gold,
Heut' scheckiges Gefieder.
Wir sollen fliegen, lieber Gott!
Und vormals sprach von uns der Spott:
Wir kröchen, wie die Schlangen.

Und könnten bis zum höchsten Stern
Wir unsern Flug auch treiben,
Uns freut es mehr, bei unserm Herrn
Zur Aufwartung zu bleiben.
Mit ihm geht's nicht so hoch hinaus;
Er kann, als schwerbeleibter Strauß,
Nur traben und nur flattern.

Und ach! das Volk macht viel Geplärr!
Auf Märkten hört man sagen:
„Gefährlich ist ein Landesherr
Mit einem Straußenmagen.
Wer Eisen ganz bequem verdaut,
Der frißt gemach mit Haar und Haut
All' seine Unterthanen.“

Und weiter heißt's: „Ein dummer Gauch
Ist doch der Strauß zu nennen,
Er steckt den Kopf in einen Strauch,
Wenn Jäger nach ihm rennen.
Er denkt, wenn er sie nur nicht sieht,
Daß dann die Schaar vorüber zieht,
Und ihn auch nicht gewahret.“

Aus all' dem Schnack wird frank und frei
Der böse Schluß gezogen:
Mit einem Strauß, als Herrscher, sey
Das ganze Land betrogen.
Drum bitten wir, Herr Landolin,
Entzaubert gütig uns und ihn,
Wie's Euch vergönnt der Alte.

Fürst Ulfo hätt' Euch selbst ersucht,
Die Gunst für ihn zu hegen,
Doch kann er seines Leibes Wucht
Nicht durch die Luft bewegen.
Stellt euch bei ihm als Retter ein!
Er will sein schönes Töchterlein
Zum Ehrenlohn Euch lassen.

Indem der Papagei diesen Vortrag herausschnarrte, konnte sich Hyacinthe, vom Unglück ihres Vaters und Vaterlandes gerührt, der Thränen nicht enthalten, und mit leiser, süßer Stimme bat sie den Geliebten, die Bitte der Bezauberten zu erfüllen. Er nickte freundlich, wandte sich dann zu den Vögeln und sprach:

Gesandte, richtet dem Fürsten Strauß,
Was ich euch sage, getreulich aus,
Zu seinem Nutzen und Frommen!
Er gebe das Reich dem Herrn zurück,
Dem's weiland sein Vater genommen.
So wird er im selbigen Augenblick
Sein Menschenbild wieder bekommen.

Die Vögel seufzten sammt und sonders gar kläglich, und der Redner fragte: ob es denn nicht möglich sey, daß Seine Hoheit die erbetene Wiedereinsetzung in den vorigen Stand unter mildern Bedingungen erhalten könne.

„Nein!“ sagte Landolin. „Denn so will es Sarastro, der Gerechte.“

„O, wir Armen!“ ächzte der Papagei. „Was soll nun aus uns werden?“

„Menschen, wie zuvor!“ rief Landolin und ließ die Zaubersaiten dazu erklingen. Sogleich geschah die gebotene Verwandlung, und die neuen Menschen bedankten sich mit tiefen Bücklingen und feinen Worten. „Wir bedauern nur, schöne Prinzessin,“ setzten sie einstimmig hinzu, „daß wir Euren Herrn Vater, der künftig keinen Hofstaat mehr unterhalten kann, werden verlassen müssen, um uns an der zurückkehrenden Sonne zu wärmen“

„Das läßt sich von euch nicht anders erwarten,“ sprach Hyacinthe. „Erzeiget nur meinem unglücklichen Vater, durch treue Ausrichtung des an ihn erhaltenen Auftrages, den letzten Dienst und saget ihm noch: er solle, wenn er wieder Mensch geworden, zu mir kommen und der liebevollsten Aufnahme und sorgfältigsten Pflege versichert seyn.“

Die Hofherren versprachen, beide Aufträge pflichtmäßig zu bestellen und traten ab.

Des folgenden Tages gelangten die Liebenden, ohne den geringsten Unfall, zur Heimath des Ritters. Regenbogen, dessen Geschäft nun vollendet war, nahm Abschied. Auch die Greife stürmten davon; doch eingedenk dessen, was ihnen Sarastro befohlen, kamen sie bald wieder und luden im Burghof einen glänzenden Goldhügel ab. Landolin und sein Weibchen bedurften dieses Schatzes nicht, um glücklich zu seyn. Liebe und Einigkeit waren ihre Hausgötter, denen sie ein wonneseliges Leben verdankten.

Nach einigen Wochen hatte Hyacinthe die Freude, ihren Vater ankommen zu sehen. Aber finster und mürrisch floh er alle Menschen, wählte sich des Schlosses dunkelstes Gemach zur Wohnung, und grollte darin über den Verlust seiner Krone. Ein gänzlicher Einsiedler, der seine fest ver-

schlossene Zelle nie verließ, ward er vollends, als sechs Monate später Sarastro mit seinen heitern Gefährten eintraf. Der alte frohsinnige Weltweise hatte selbst keine Neigung, den düstern Grämling zu sehen. So lebten sie fast ein Jahr unter Einem Dache, ohne ein Wort mit einander zu wechseln.

Jetzt erfuhr Sarastro, daß seine Fehde mit der Königin der Nacht zu einem Singspiele verarbeitet worden sey und in Wien zum ersten Mal aufgeführt werden solle. Voll Neugierde, sich selbst auf der Bühne zu sehen, unternahm er deßhalb eine Reise von beinahe zweihundert Meilen, und wohnte, ohne sich zu erkennen zu geben, der Vorstellung bei. Er fand die ihm aus dem Grunde bekannte Geschichte so falsch und wunderlich vorgetragen, daß er sich bisweilen bei den ernsthaftesten Stellen des lauten Lachens nicht enthalten konnte. Oft aber gerieth er auch bei lustigen Auftritten, die den Zuschauern ungemeines Vergnügen machten, in den heftigsten Aerger, und es fehlte nicht viel, daß er gepocht hätte. Nur Mozart's Zaubertöne beruhigten und entzückten ihn wieder, und er blieb eine geraume Zeit in Wien, um sich dieses herrlichen Genusses mehrmals zu erfreuen.

Landolin und Hyacinthe lebten fort und fort in einem irdischen Himmel. Wohlthätig schenkten sie einen Theil des Schatzes, den ihnen die Greife gebracht hatten, den Armen; einen andern Theil aber wandten sie dazu an, das beschützte Bild, das sie, als den ersten Stifter ihres Bundes, sehr werth hielten, in einen köstlichen Rahmen von gediegenem Golde fassen zu lassen.

V.

Der grüne Hut.

1.

Im See Lomond in Schottland, der sich über fünf Meilen erstreckt und einem Meere gleicht, spiegelten sich vor Zeiten zwei Felsenschlösser, die nur eine Stunde Weges von einander getrennt und von edlen Nachkommen alter Heldengeschlechter bewohnt waren. In einer dieser Burgen blühte Maria Macdonald, sechzehn Sommer alt, und damals das schönste Fräulein in Schottland. Die andere Burg war das Vaterhaus ihrer zwei Jahre ältern Freundin Betty Monro. Die Mädchen besuchten einander oft, und lustwandelten zuweilen auf den grünen Matten am Ufer des Sees.

Eines Tages, als Maria zu ihrer Freundin ging, bemerkte sie, daß der Wasserspiegel, den eben kein Lüftchen bestrich, an einer einzigen Stelle, einen Steinwurf weit vom Gestade, in Bewegung gerieth. Sie glaubte, ein Fisch erhebe sich aus der Tiefe, um an der Sonne zu spielen. Es war aber ein grüner Hut, der aus den Wellen

emporstieg, und sogleich wieder untertauchte, als Maria stehen blieb, um die seltsame Erscheinung zu betrachten. Fortgehend sah sie zurück; der grüne Hut war abermals da; doch augenblicklich verschwand er auch wieder.

Diesen Vorfall erzählte Maria ihrer Freundin. „Ei!“ sagte die lustige Betty, „das hat Dir und Deinem hübschen Gesichtchen gegolten. Nicht genug, daß Du allen Erdensöhnen gefällst; nun fangen wohl gar auch Wassergeister an, die Augen auf Dich zu werfen.“

Frau Sara, vormals Betty's Amme und jetzt hochbetraute Schaffnerin im Schlosse, machte bei dieser Neckerei ein sehr ernstes Gesicht und sagte: „Kind, scherze nicht über solche Dinge! Der See Lomond hegt und pflegt nicht blos Fische; es leben und weben noch andere Wesen darin, von welchen man in der Vorzeit mancherlei Geschichten erzählte. Damals soll ein Wassergeist in jugendlicher Mannsgestalt bisweilen aus dem See hervorgekommen seyn und sich mit freundlichen Worten zu seinen jungen Dirnen gesellt haben. Sind sie aber, wie natürlich, mit Schrecken vor ihm geflohen, so hat er sie nicht verfolgt, sondern sich mit Aechzen und Stöhnen wieder in den See gestürzt. Weniger bescheiden war ein anderer Wassergeist, der sich einmal vor uralten Zeiten — ich weiß nicht wo — bei einem Reihentanze, den man unter freiem Himmel gehalten, einstellte. Es trat nämlich, indem die Gesellschaft recht guter Dinge war, ein schöner, wohlgekleideter junger Fant in den Kreis, grüßte mit anmuthigen Geberden rechts und links, und bot allen Anwesenden die Hand; aber sie war kalt, wie ein Eiszapfen. Nach einer Weile nahm sich der ungebetene Gast die Freiheit, eine der Jungfrauen, die lieblich von Angesicht, aber leichtsinnigen Gemüths war, zum Tanz aufzufordern. Sie schwenkte sich lustig mit

ihm herum; aber nach kurzem Rundtanze flog er brausend, wie ein Wirbelwind, mit ihr aus dem Kreise, stürmte nach dem nahen Strome hin, sprang vor den Augen einiger Schiffer mit seiner Tänzerin in die Fluth, und nie wurden beide wieder gesehen.“

Marien wandelte bei dieser Erzählung ein Grauen an. Sie fürchtete sich, da es bald Abend ward, allein nach Hause zu gehen. Betty erbot sich, sie zu begleiten. Aber kaum war das Versprechen gethan, so bangte dem sonst beherzten Mädchen ebenfalls vor dem einsamen Heimwege. Mutter Sara ward aufgefordert, den Rückzug zu decken. „Gut, ich wackle mit!“ sagte die Alte. „Wir schwachen Weiblein können aber einander wenig beschützen. Der lange Daniel, der heute sonst nichts zu thun hat, mag sich mit in Bewegung setzen und unsre Schutzwache seyn.“ Der bequeme Diener murmelte verdrießlich in den Bart, als er von der hochgebietenden Schaffnerin Befehl zum Aufbruch erhielt. Er nahm auch nicht eher, bis ihm sein Leibtrank, ein Glas Whisky gereicht ward, Hut und Stab, und folgte den Frauen.

Als sie an die Stelle kamen, wo sich der grüne Hut hatte sehen lassen, zog Maria die Arme ihrer Begleiterinnen fester an sich und winkte mit den Augen nach dem See. Aber jetzt zerstörte den blauen Spiegel keine Bewegung. Maria kam ganz unangefochten nach Hause. Auch ihr Gefolge sah auf dem Rückwege keine Spur des grünen Hutes.

Dennoch war Maria so schüchtern geworden, daß sie es in den nächsten Wochen nicht wagte, längs der Seekante hinzugehen und ihre Freundin zu besuchen. Betty aber kam und ging ungestört. Dadurch ward das muthwillige Mädchen kühn genug, den Seegeist herauszufodern.

Grüner Hut, grüner Hut,
Guck' ein bischen aus der Fluth!
Dich zu sehen, hab' ich Muth.

So sang sie mehrmals; aber der grüne Hut zeigte sich nimmer.

2.

Maria glaubte nun, die von ihr gesehene Erscheinung auf dem See sey nur ein Trugbild ihrer Augen gewesen. So gewann sie wieder Muth, das Ufer ohne Begleitung zu betreten. Außer dem Nix war niemand zu fürchten; denn zu jener Zeit erlaubte sich, wie jetzt wohl, kein Mann, allein gehenden Frauen mit kecker Anrede beschwerlich zu fallen oder sich sonst unziemlich gegen sie zu betragen.

Ungestört hatte Maria schon den halben Weg zu ihrer Freundin hinter sich, als sie Harfentöne vernahm, die aus dem Wasser hervorklangen. Das unsichtbare Saitenspiel tönte so sanft, so lieblich, daß sie nicht darüber erschrack, sondern es im Gegentheil mit Vergnügen hörte, und ruhigen Schrittes ihren Weg fortsetzte. Die süßen Klänge schwammen ihr immer zur Seite und begleiteten sie bis zur Wohnung ihrer Freundin.

Dort erzählte sie von dem Ständchen, das man ihr im See gebracht hatte. „Das ist wieder ein Stückchen des grünen Hutes!" rief die Schaffnerin. „Doch Musik ist ein gutes Zeichen bei Menschen und Geistern. Ich habe nie gehört, daß sich ein böser Geist damit kund gegeben hätte."

Neugierig, die wunderbaren Töne mit eigenen Ohren zu hören, gaben Betty und Sara der jungen Freundin das Geleit. Sie hatten sich jedoch umsonst bemüht; der See blieb stumm. Doch, als sie selbander zurück gingen,

ließ sich unter dem Wasser ein helles Lachen vernehmen. „Horch, Mütterlein, der Kobold spottet über uns!“ flüsterte Betty. „Ei nicht doch!“ antwortete Sara. „Dich täuschen die plätschernden Wellen.“ — Die kluge Frau hörte das Gelächter recht gut; allein sie hatte den Grundsatz, daß man sich bei solchen Neckereien blind und taub stellen müsse, um nicht einen so gefährlichen Spottvogel zu schlimmern Unbilden zu reizen.

Maria ward noch einige Mal, wenn sie ihre Gespielin besuchte, mit Harfenlaut begrüßt. Still und ruhig ging sie vorüber, senkte den Blick bescheiden auf ihren Pfad, und sah besonders nie dahin, wo die Töne aus dem See herauf klangen.

Einsmals gab es eine neue Ueberraschung. Es sang, von der Harfe begleitet, eine anmuthige Stimme:

Die Wolken ziehen ihre Bahn,
Und schauen mich so freundlich an;
Mich grüßt der Sonne goldnes Licht
Aus unermess'ner Ferne!
Hold sieht der Mond mir ins Gesicht
Und all' das Heer der Sterne.
Ich blicke dankbar in die Höh',
Doch Himmelsgunst heilt nicht mein Weh:
Denn sie, die schönste Maid im Lande,
Blickt, wandelnd an des Ufers Rande,
Nicht auf den Trauernden im See.

Der Schluß des Liedes machte die Horcherin bestürzt. Von Natur bescheiden und von Eitelkeit unverdorben, war sie zwar weit davon entfernt, sich für das schönste Mädchen in Schottland zu halten: dennoch war es offenbar, daß der Sänger sie meinte, und das beflügelte ihre Schritte, um Betty's schützende Wohnung schnell zu erreichen. Sie schämte sich, die hell und deutlich gesungenen Worte, die

sie vollkommen verstanden und ins Gedächtniß gefaßt hatte, dort zu wiederholen. Darum verschwieg sie lieber die ganze Sache, bat jedoch um Begleitung auf dem Rückwege, damit ihr, wie sie vorgab, die Zeit nicht lang werde. Betty ging mit und scherzte so viel über den Grünhut, daß Marien nicht wohl dabei war. Er fand aber jetzt für gut, still und verborgen unter dem Wasser zu bleiben.

Dessen ungeachtet enthielt sich Maria wieder einige Wochen des Ganges zu ihrer Freundin: denn kein anderer Weg, als der am Seegestade, führte dahin, wenn sie nicht über Felsen klimmen wollte. Sie stellte sich unwohl, um nicht den wahren Grund der Stockung ihrer Besuche gestehen zu müssen. Betty ging dagegen täglich zu ihr, und so oft sie an die Stelle kam, wo der grüne Hut aus dem Wasser emporgestiegen war, unterließ sie nicht, ihn mit einem Spottliedchen zu necken.

Heh da, heh!
Junker Grünhut in dem See!
Hast du Grillen? hast du Mucken?
Willst du gar nicht wieder gucken!
Sieh doch, Mall* ist da!
Ha, ha, ha!

Aber auch diese Herausforderung blieb ohne Erfolg. Der Wassergeist schien ganz verschwunden zu seyn. Wenigstens bemühte sich Betty, Marien dessen zu überreden, um sich ihrer Gegenbesuche wieder zu erfreuen.

3.

Maria hielt es endlich selbst für eine Schwachheit, sich wie ein Kind zu fürchten, da ihr doch bisher noch nichts

* Die in England und Schottland gewöhnliche Verkürzung des Namens Maria.

zu Leide geschehen war. Kaum aber wagte sie sich wieder auf die bedenkliche Straße, so wartete schon ihrer dort ein neues Abenteuer, das wundersamer als die vorigen war. Ein engelschöner Jüngling, angethan mit einem Gewande von himmelblauer Seide, kam ihr entgegen, verbeugte sich ehrerbietig, bot ihr eine fremde Blume von unvergleichlicher Farbenpracht und sprach:

Laß Dir, als der Achtung Zeichen,
Diese Wunderblume reichen,
Der an Seltenheit und Zier
Alle Gartenkinder weichen,
Wie sich, holdes Fräulein, Dir
Keine Jungfrau kann vergleichen.
Weißt Du, wo die Blum' erblühte?
Dieser See, deß Uferrand
Deinen Zephyrtritt im Sand,
Wann die Sonne nicht mehr glühte,
Oefter sah, doch kaum empfand,
Ist ihr heitres Vaterland.
Aus des Wassergotts Gebiete
Ist die Schönheit nicht verbannt.
Dieses Sees geheimen Grund
Deckt ein Teppich goldner Auen,
Und er läßt mehr Wunder schauen
Als das ganze Erdenrund.
In Korallenwäldern thürmen
Sich kristallene Paläste,
Um geliebte fremde Gäste
Vor der Fluthen Drang zu schirmen.
Komm, sieh selbst das Wunderreich,
Dessen Geisterfürst ich bin.
Herrsche dort mit mir zugleich
Als geliebte Königin!

Behende zog er jetzt eine Krone von Perlen, die größer als Wallnüsse waren, unter dem Mantel hervor und

wollte sie Marien aufsetzen. Allein das bange Mädchen (das zwar die dargebotene Blume in der ersten Ueberraschung angenommen, aber nachher mit flüchtigen Doppelschritten dem sich zu erkennen gegebenen Geisterfürsten zu entkommen versucht hatte) entfloh der Krönung mit vollen Sprüngen, und stürzte sprach- und athemlos ihrer Freundin in die Arme.

„Gott! was ist dir begegnet?“ rief Betty.

„Gewiß hat der Grünhut das Lämmchen wieder erschreckt!“ fiel Sara ein. „Ich wünschte, man könnte die Felsen am See weiter zurückschieben, damit wir uns nicht, wenn wir einander besuchen, so nahe vorbei drücken müßten. Denn dort ist's nun einmal nicht mehr geheuer.“

Indessen hatte sich Maria wieder gefaßt, daß sie den Vorfall erzählen konnte. Sie ließ vorher nachsehen, ob jemand an der Thür horche, weil sie es für möglich hielt, daß ihr der Seefürst gefolgt sey. Er hatte sich aber sogleich, als sie die Flucht ergriff, mit betrübtem Herzen in sein Reich zurück begeben.

„Nun wird's Ernst!“ sprach die Schaffnerin. „Nun müssen wir Nachbarn des See's uns vereinigen, einen Geisterbanner zu suchen, der uns reinen Weg schafft.“

Indem sie so sprach, erhob sich vor der Thür ein Gelächter, wie von feinen Kinderstimmen, und es gab doch keine Kinder im Hause. Betty sah hinaus; es war niemand da. „Das dacht' ich wohl!“ sagte die Schaffnerin. „Die nasse Majestät hat vermuthlich ein paar Nixchen abgeschickt, uns zu behorchen. Nun mögen die Dinger doch gehört haben, was ich sagte; ich frage nichts darnach. Wir müssen um so mehr der Pauke bald ein Loch machen.“

Maria, die durch die rasche Flucht entkräftet, und doch nach Hause sich sehnend, bat um ein frommes Pferd und

freundliche Begleitung. Betty war die erste, die sich zur Gefährtin erbot. Etwas langsamer erklärte sich auch Sara dazu bereit, um nicht furchtsam zu scheinen. Aber es war mit ihrem Muthe nicht richtig. Darum foderte sie den langen Daniel auf, sich ebenfalls zum Geleite zu rüsten. Es wurden also vier Rosse gesattelt. Diese großen Anstalten waren jedoch unnöthig: der See regte sich nicht, als Maria mit ihrem Gefolge vorüberzog.

Die rückkehrende Schutzwache blieb aber auch dießmal, wie einige Zeit zuvor, nicht ungeneckt. Ein Chor sang unter dem Wasser:

Die Alte, die Alte
Auf ihrem grauen Roß,
Sie halte, sie halte
Den Mund doch unterm Schloß!
Uns Geister will sie bannen?
Darüber lachen wir.
Sie fährt dereinst von dannen,
Wir aber bleiben hier.

4.

Maria mied seit diesem Tage den See; doch Betty und Sara, die nicht zu befürchten hatten, daß ihnen der Wasserfürst mit einer Liebeserklärung in den Weg treten werde, wandelten oft den unheimlichen Pfad, und wurden fortan auch niemals erschreckt oder beleidiget. Dennoch konnte Sara das ihr gesungene Spottlied nicht vergessen, und bemühte sich eifrig, den Bann der Wassergeister zu Stande zu bringen.

Unfern des See's wohnte ein Wundarzt und Quacksalber, Namens Sebastian Mull, der viel geheime Weisheit zu besitzen vorgab, und sich oft rühmte, ein zweiter

Theophrastus Paracelsus zu seyn. Unter den Künsten, die er zu verstehen glaubte, war auch die Zauberkunst. Es schien ihm ein Leichtes, mit einigen Beschwörungsformeln, die er aus Doktor Fausts Höllenzwang oder einem andern Werklein dieses Schlages gelernt hatte, die hartnäckigsten Geister zu vertreiben, und er wünschte sich längst eine gute Gelegenheit, durch einen solchen Sieg noch berühmter zu werden, als er es nach seiner Meinung schon war. Sara's Aufforderung, die Geister des Lomondsee's aus ihrer alten Heimath zu jagen und in's fernste Meer zu verweisen, war ihm daher sehr willkommen. Er versprach in den nächsten dazu schicklichen Tagen den Bann zu unternehmen und auszuführen.

Außer dem Ruhme, den er dabei zu ernten hoffte, war sein Augenmerk auch noch auf einen andern Vortheil gerichtet. Ihn gelüstete nach den Markt- und Sparpfennigen, welche Frau Sara in zwanzig und mehrern Jahren, als regierende Schaffnerin eines angesehenen Hauses, aufgehäuft haben mußte, und er, ein alter Hagestolz, hegte schon seit geraumer Zeit in seinem Herzen den Wunsch, dieses Kapital zu heirathen. Die alte herrschsüchtige Wittib mit in den Kauf zu nehmen, war ihm freilich ungelegen. Der fünfzigjährige Graukopf, der überdieß eine unangenehme Person war, konnte jedoch als Freier keine höheren Ansprüche machen. Er trug sich daher mit verblümten Worden der Alten an. Sie lächelte beifällig und sagte: „Schafft uns nur erst die Geister vom Halse! Dann bin ich vielleicht willfährig, Euch nach Wunsche zu belohnen.“

Er beobachtete nun fleißig den Stand der Gestirne, bis sie sich in einem solchen Verhältniß gegen einander befanden, daß eine vortheilhafte Einwirkung auf den vorhabenden Geisterbann von ihnen zu erwarten war. Hierauf legte

Sebastian, um seiner stangendürren Gestalt ein ehrwürdiges, Achtung gebietendes Ansehen zu geben, und die Wassergeister, wie Knecht Ruprecht die Kinder, zu erschrecken, die vollständige Tracht eines ächten Zauberers an. Sie bestand in einem langen, bis an die Ferse reichenden schwarzen Gewande, einem hohen, pyramidenförmigen Hute und einem falschen schneeweißen Barte, der bis über den Gürtel hinab floß. So ausgerüstet, ging er um Mitternacht an den See und nahm zwei Barbierbecken mit, weil er in Zauberbüchern gelesen hatte, daß sich die Geisterbanner nicht nur gewisser Beschwörungsformeln bedienten, sondern auch zugleich durch Zusammenschlagen metallener Becken überlästige Dämonen zu vertreiben pflegten. Er machte denn ebenfalls am Seeufer eine lärmende Janitscharenmusik mit seinen messingenen Seifengefäßen und sprach dazu schauderhafte Worte, wobei ihm die eigenen Haare zu Berge stiegen. Aber die Wassergeister regten sich nicht.

In der folgenden Nacht ließ er einen noch stärkern Bannspruch über den See hin erschallen. Es erfolgte jedoch wieder keine Erklärung: ob man Gehorsam leisten wolle.

Nun erkor er aus seinem Zauberbuche den gräßlichsten Bannfluch, von welchem eine Randglosse versicherte: daß ihm die ganze Hölle nicht widerstehen könne. Diesen donnerte er in der dritten Nacht durch ein Sprachrohr den Wassergeistern zu.

Jetzt erhob sich im See ein großes Getümmel und aus den stürmischen Wogen rief eine Stimme:

O Jammer, o Weh!
Wir müssen den See,
Die liebliche Heimath, verlassen.

Der Zauberer weiß,
Auf Sara's Geheiß,
Uns unwiderstehlich zu fassen.
Auf! züchtiget ihn,
Bevor wir entfliehn,
Und sollt' er die Nacht noch erblassen!

Plötzlich wimmelte eine Schaar kleiner Wassergeister und geflügelter Fischgestalten aus dem See hervor, umzingelte den fliehenden Zauberer von allen Seiten, sprang an ihm empor, riß ihm den falschen Bart ab und die Pyramide vom Kopfe, schlug ihn und kniff ihn, und überströmte ihn mit Wasser. Als ihn die Unholde sattsam gezüchtiget hatten, ließen sie ihn laufen, und er kam triefend nach Hause.

Das Jammergeheul über den ausgesprochenen Bann war jedoch ein bloßes Gaukelspiel, womit die Seegeister den einfältigen Sebastian zum Besten hatten. Er war in der Zauberkunst ein solcher Stümper, daß er ihnen gar nichts anhaben konnte. Um aber den nächtlichen Schreier und Ruhestörer zum Schweigen zu bringen, stellten sie sich, als müßten sie seiner Macht weichen. Ueberdieß glaubten sie den feindseligen Angreifer am empfindlichsten zu strafen, wenn sie es durch scheinbare Besiegung dahin brächten, daß ihm die Hand der gebieterischen Sara zum Lohn würde. Diese Rache gelang auch vollkommen. Sebastian machte bald Hochzeit mit der ehrsamen Wittib; aber die goldenen Tage der Freiheit, da er ganze Nächte lang im Wirthshause bei einem guten Glase Whisky spielen oder aufschneiden konnte, waren vorüber. Seine gestrenge Frau gab ihm höchst selten Urlaub, ein Gläschen auswärts zu trinken; und blieb er einmal über die ihm zugestandene Zeit aus, so holte sie ihn mit Schelten und Toben.

5.

Ein edleres Liebesbündniß erblühte um dieselbe Zeit zwischen Marien und Edward Murray, einem der schönsten und wackersten jungen Ritter in Schottland, dessen Stammschloß ebenfalls ein Nachbar des Lomondsee's war. Die Väter der Liebenden, die, als treue Waffenbrüder, manchen rühmlichen Kampf gekämpft hatten, sahen schon ein Jahrzehent zuvor mit inniger Freude, daß die Herzen der Kinder sich einander zuneigten. Ihre Liebe wuchs mit den Jahren, und sie verlobten sich feierlich, als Edward von der hohen Schule zu Edinburg, wo er den Wissenschaften und ritterlichen Künsten obgelegen hatte, zurück kam.

Am Vorabend des Verlobungsfestes hatte Edward seine Braut besucht und ritt in der Nacht heim. Indem er vor seinem Schlosse vom Pferde stieg, trat hinter einer Thorsäule ein fremder Mann, mit einem funkelnden Schwerte in der Hand, plötzlich hervor und sagte trotzig: „Edward Murray, ich habe mit Euch ein Wort zu sprechen.“

„Wer seyd Ihr?“ fragte Edward. „Und was wollt Ihr von mir in dieser nächtlichen Stunde?“

„Meinen Namen,“ sagte der Fremdling, „sollt Ihr künftig erfahren. Jetzt laßt Euch an der Versicherung genügen: daß sich der edelste Ritter nicht schämen darf, mir Rede zu stehen.“

„Nun, so erklärt Euch, was habt Ihr mit mir auszumachen?“

„Ich fordere von Euch, daß Ihr Marien Macdonald entsagt!“ sprach der Fremdling mit drohend erhobenem Schwerte.

„Ich Marien entsagen?“ — rief Edward. „Und wäret ihr ein Gott, ich spräche: Nein!“

„So stirb!“ schrie jener heftig, und rannte mit vorgestrecktem Schwerte gegen ihn an. Blitzschnell aber riß Edward das seinige aus der Scheide, und begegnete damit dem feindlichen, das sogleich, indem es von jenem berührt ward, klirrend in Stücke sprang. Der entwaffnete Fremdling floh mit so geflügelter Eile hinein in die dunkle Nacht, daß ihn Edward alsbald aus den Augen verlor. Das auf der Erde liegende Bruchstück der zerschmetterten Waffe war von Krystall. Edward nahm es zu sich, um es zum Andenken des lächerlichen Kampfes aufzubewahren.

Der wunderbare Einspruch des Ungenannten, der sich leicht errathen läßt, hemmte natürlicher Weise nicht die feierliche Verlobung am folgenden Tage.

Wäre man über den Ritter mit dem gläsernen Schwerte noch einiger Maßen in Zweifel gewesen, so hätte er sich an einem der nächsten Abende doch selbst verrathen. Traulich kosend gingen die Verlobten am See vorüber; da machte der eifersüchtige Geist ein gewaltiges Getöse unter dem Wasser, und drohte mehrmals mit geballter Hand aus den Wellen hervor. Die Liebenden wandelten fort, ohne sich darum zu bekümmern.

6.

Einige Tage darauf ging Edward mit einer Armbrust ans Seegestade, um Möwen oder andere Wasservögel zu schießen. Ein Kopf, mit dem wohlbekannten grünen Hute bedeckt, hob sich bisweilen aus den Wellen; doch Edward ließ sich dadurch nicht abschrecken, seine Jagd zu beginnen. Indem er aber den ersten Pfeil abdrücken wollte, rief's

unter dem Wasser: „Halt ein!“ und mit halbem Leibe fuhr der Grünhut empor. „Weiche von hier!“ sprach er zornig. „Was erfrechst Du Dich, mein Gebiet zu verletzen? Die Wasservögel sind meine Unterthanen; ich nehme sie gegen Dich in Schutz. Geh und laß Dich nicht wieder mit Waffen hier finden!“

So scheltend, schwang er mit drohender Geberde ein neues, gläsernes Schwert, worüber sich Edward des Lachens nicht enthalten konnte. Das beleidigte den Seefürsten dermaßen, daß er Schimpfreden ausstieß, die das Ehrgefühl des jungen Ritters verletzten. Im darüber aufwallenden Zorne bedachte er nicht, daß der Beleidiger ein Geist war, dessen unartige Reden er wohl überhören konnte, ohne dadurch in den Verdacht der Feigheit zu fallen. Er richtete den Bogen nach ihm, und der abgesandte Pfeil traf sein Ziel. Mit einem gellenden Schrei fuhr der Verwundete in die Tiefe hinab, und die Stelle, wo er verschwunden war, röthete Blut auf der Oberfläche des Wassers. Edward, seinen Jähzorn bereuend, ging mit Verdruß über sich selbst von dannen, und hörte noch, als er schon fern war, viel Geräusch und Wehklagen im See.

Kurz darauf kam Sebastian mit eilfertigen Schritten des Weges, nm einen Kranken zu besuchen. Plötzlich sprang vor seinen Augen ein schnaubendes Wallroß, das einen Reiter trug, aus dem See ans Ufer. Mit Entsetzen prallte der Wundarzt zurück, wandte sich und nahm Reißaus. Aber der Reiter jagte ihm nach, verrannte ihm den Weg und sagte: „Du bist ein elender Geisterbanner, doch vielleicht ein besserer Wundarzt. Sitz' auf und fürchte dich nicht! Du sollst die Ehre haben, meinem Fürsten, der eben durch einen Bogenschuß verwundet ward, den ersten Verband anzulegen.“

„Ich bitt' um Verschonung," sagte der Wundarzt, und wünschte sich Flügel des Windes, um sich über die Felsen zu schwingen. „Ich kenne die Leibesbeschaffenheit solcher Herrschaften nicht; ich würde das hohe Leben in Gefahr setzen — —"

„Keine Ausflüchte!" rief der Reiter und ergriff das dürre Männlein am Kragen, warf es hinter sich wie einen Sack, und das Roß setzte mit einem so ungeheuern Bogensprunge in den See, daß die schäumenden Wogen felsenhoch aufspritzten.

Einige von fern stehende Augenzeugen dieser Entführung verkündeten sie in der Nachbarschaft umher, und man hielt den theuern Mann für verloren. Aber, wie ein aus dem Todtenreiche wiederkehrendes Gespenst, erschien er noch am Abend desselben Tages in Macdonalds Schlosse. Die Herrschaft und die Diener, die zu jener Zeit der Stolz noch nicht so weit, als jetzt, von einander trennte, versammelten sich um ihn in der geselligen Halle, wo wechselseitige zwanglose Gespräche die längsten Winterabende traulich verkürzten. Er erzählte zuvörderst die dem Leser schon bekannten Umstände seines gezwungenen Ritts in den See, und fuhr dann mit guter Laune fort: „Als das furchtbare Roß den entsetzlichen Sprung that, empfahl ich Gott meine arme Seele; denn ich glaubte, das Wasser, das ich zeitlebens gehaßt habe, werde mich jetzt, da ich in seiner Gewalt war, augenblicklich tödten. Es that mir aber kein Leid; ich ward nicht einmal naß; nur die reißende Geschwindigkeit, mit welcher ich, wie ein aus den Wolken fallender Stein, wohl tausend Fuß tief hinab schoß, versetzte mir dergestalt den Athem, daß ich zu dem Hofmarschall, der mich vor dem kristallenen Pallaste des Fürsten empfing, nicht sagen konnte: Unterthäniger Diener. Er gab mir mit einem

großen Stabe, den er in der Hand trug, ein Zeichen, ihm zu folgen. Wir gingen durch eine Reihe Gemächer, in welchen sich zierliche Männlein befanden, die ich für pflichtschuldigst betrübte Hofleute hielt, weil sie sich über alle Maßen kläglich geberdeten, die Hände rangen, seufzten und weinten. An der Thür des letzten Zimmers lagen zwei ungeheure Seehunde, mit weit aufgerissenen Rachen und sahen mich grimmig an, als wollten sie mich verschlingen. Ich trug erhebliches Bedenken, zwischen den schrecklichen Thürhütern hindurch zu gehen. Vorwärts, Herr Doctor! sagte der Marschall. Dir geschieht kein Leid; Du wirst im Gegentheil herrlich belohnt, wenn Du des Fürsten Wunde heilst. Wendest Du aber Deine Kunst nicht treulich an, oder übtest Du wohl gar die Bosheit, mit giftigen Salben das Uebel noch schlimmer zu machen, so werfen wir Dich diesen Ungeheuern vor, und augenblicklich werden Dich die Schwerter ihres Rachens zernichten. — Ich mußte denn vorwärts, und fand den Fürsten, von Blutverlust erschöpft, auf einem Ruhebette. Ohne Laut, ohne Bewegung, ließ er mich die Wunde in seiner Brust untersuchen. Herr Murray hat ihn tüchtig getroffen. Ist ein solcher Wassermensch nicht unsterblich, so stirbt dieser gewiß. Ich that indessen, was meines Amtes war, und verband die Wunde nach meinem besten Wissen und Gewissen. Der steife Hofmarschall geleitete mich wieder vor den Palast hinaus. Da hielt derselbe Reiter, der mich entführt hatte; doch jetzt in der guten Absicht, mich wieder auf's feste Land zu bringen. Ich kletterte geschwind auf das Seepferd; es flog wie ein Pfeil hinauf nach dem Ufer. Dort sprang ich ab, und lief fort ohne Abschied zu nehmen. Halt! rief der Reiter mir nach: Morgen, bei Sonnenaufgang, bin ich wieder hier, um Dich zum Kran-

kenbesuch abzuholen. Laß Dich nicht vergebens erwarten! — Nein, nein, rief ich zurück: ich komme gewiß. — Aber darauf mag er lange passen. Ich lasse mich sobald nicht wieder am Ufer sehen, und sollt' ich alle meine Kunden in dieser Gegend verlieren. Ich habe jedoch die gute Hoffnung, daß der tödtlich verwundete Halbgeist stirbt und der Weg dadurch rein wird: denn der Tod eines solchen Häuptlings hat, wie man sagt, die Folge, daß gleich nachher das ganze Volk auswandert und sich einen neuen Aufenthalt sucht." —

So schien es auch in der That. Jede Spur der Seebewohner war seit diesem Tage verschwunden. Edward ging mehrmals das Ufer entlang, erlaubte sich sogar, das fürstliche Verbot zu übertreten und Wasservögel zu schießen; doch niemals ließ sich ein Geist sehen oder hören.

7.

Indessen rückte die Zeit heran, da Edward's und Mariens Vermählung gefeiert werden sollte. Zu diesem Feste wollte man unter andern Gästen einen Freund einladen, der eine der kleinen Inseln des Lomonds bewohnte. Drei Tage vor der Hochzeit dingte deßhalb der Bräutigam ein Fahrzeug, um hinüber zu schiffen. Das Wetter war heiter und ein günstiger Wind schwellte sanft das Segel. Doch auf der Mitte des Weges erhob sich plötzlich ein heulender Sturm; der See, wüthend und wallend, trieb mit dem leichten Nachen ein furchtbares Spiel; und indem das von einer Seite zur andern geworfene Schifflein umzuschlagen drohte, fuhr eine Riesenhand aus dem Wogengewühl empor, ergriff den jungen Ritter und riß ihn vor den Augen des Schiffers, der vergebens Rettung versuchte,

aus dem Kahn in den Abgrund. Gleich darauf legte sich der Sturm; der treue Schiffer durchkreuzte noch einige Stunden den See, um den verschwundenen Jüngling zu finden; doch alle Mühe war umsonst. Er steuerte nun nach dem Lande zurück und erzählte die traurige Begebenheit Edwards Dienern, die sofort mit brennenden Fackeln, weil es schon Abend geworden war, nach dem See eilten, um ihren geliebten Herrn zu finden. Aber auch sie bemühten sich fruchtlos die ganze Nacht, und sahen sich nun genöthiget, den unglücklichen Vorfall in Macdonalds Schlosse zu melden.

Das Morgenroth eines Sommertages glänzte hinter den Bergen hervor. Der Baron und seine Diener schliefen noch; nur Maria hatte, von bösen Träumen geängstet, ihr Lager schon verlassen und war in ihr Gärtlein gegangen. Hier fanden sie Edwards Diener und machten ihr, ohne vorsichtige Einleitung, die Schreckenskunde bekannt. Sie schlug Marien, die sonst bei jedem widrigen Geschicke sehr gefaßt war, wie ein Wetterstrahl nieder. Aber sogleich hauchte die allmächtige Liebe ihr Geist und Leben wieder ein. Stärker und feuriger als jemals empfand jetzt Maria, wie herzinnig sie ihren Bräutigam liebte. Ihn noch wo möglich zu retten, war ihr schneller Entschluß. „Geht, ihr guten Leute,“ sagte sie zu den Dienern, „geht still von hinnen, und verschweigt Allen, die euch begegnen, das Unglück, das eurem Herrn widerfuhr. Kann er noch gerettet werden, so vermag's niemand als ich, und ich will für ihn das Aeußerste wagen.“

Gehorsam, doch ohne Hoffnung, entfernten sich die Diener. Maria ging auf den Zehen, um die Schlafenden nicht zu wecken, in ihr Gemach, vertauschte schnell ihr leichtes Morgengewand gegen ein anderes Kleid, mit welchem

sie sich auf der Straße sehen lassen konnte, und eilte fort nach dem See. Sie hoffte, Edward sey nicht todt, sondern nur Gefangener des Wassergeistes, den sie durch dringende Bitten zu bewegen dachte, ihrem Geliebten die Freiheit zu schenken.

Als sie das Schloß kaum hundert Schritte hinter sich hatte, kam ihr, wie auf den Fittichen des Windes schwebend, ein junges weibliches Wesen von überirdischer Schönheit entgegen, grüßte liebreich und sagte:

Maria, find' ich Dich schon hier?
Mein rascher Wanderschritt galt Dir.
Ich weiß des Seegeists Uebelthat,
Und bringe guten Trost und Rath.

Am besten, daß ich gleich gesteh':
Auch meine Heimath ist der See.
Der mächt'ge Seefürst liebte mich,
Bevor sein Herz zu Dir entwich.

Was er in seinem Reich auch gilt,
Dir ist er doch ein Schauerbild.
Du bist dem jungen Edward hold,
Und drob hat Jener längst gegrollt.

Des Nebenbuhlers los zu seyn
Und seiner Rachlust ihn zu weihn,
Zog er das arme junge Blut
Hinunter in die kalte Fluth.

In Todten ähnlicher Gestalt
Liegt dort der Leichnam starr und kalt;
Doch greift ihn der Verwesung Zahn
Noch nicht, wie andre Todten, an.

Denn Edwards treue Seele fuhr
Nicht fesselfrei zur Sternenflur:
Sie hemmt ein Kerker eng' und klein,
Da zwängte sie der Geist hinein.

Des gläsernen Gefässes Mund
Schließt ein mit ihm verschmolzner Spund,
Und der Gefangnen glückt es nicht,
Daß sie dieß Zaubersiegel bricht.

Gelingt's einst, daß sie frei entschwebt,
Flugs wird der Körper neu belebt,
Und dieses Rettungswerk vermag
Ein rasch geführter Hammerschlag.

Hier biet' ich Dir ein Hämmerlein,
Des Jünglings Seele zu befrei'n.
Verbirg es säuberlich und geh'
Getrost den Weg entlang den See.

Und zeigt er sich, der Wassergeist,
So zage nicht und folg' ihm dreist,
Wenn er Dich ladet, mitzugehn
Und seines Reiches Pracht zu sehn.

Er führet Dich, den werthen Gast,
In seinen glänzenden Palast.
Begleit' ihn, mit der Liebe Schein,
Durch seiner Zimmer lange Reihn.

Der schönsten Blumen bunt Gemisch
Bedeckt auf einem goldnen Tisch
Das Glas im letzten Prunkgemach;
Doch wende keinen Blick danach.

Zum nächsten Sessel wanke hin
Und ächze sanft: „Wie matt ich bin!
O, hätt' ich einen Tropfen Wein,
Der würde neue Kraft verleihn."

Und eilt der Fürst auf dieses Wort
Zu seinem Kellermeister fort,
Flugs schlage mit des Hammers Macht
Gewaltsam in die Blumenpracht.

Und klirrt das Glas, dann flieh' mit Hast!
Ich warte Deiner am Palast,
Und leite mit getreuer Hand
Dich durch die Fluth an's feste Land.

8.

Mit innerem Grauen, aber durch die Liebe zur Heldin geworden, entschloß sich Maria sogleich, in die gefahrvolle Wasserwelt, wie Orpheus ins Reich der Todten, hinabzusteigen und ihren Edward zu retten. Das Seefräulein, das sich vermuthlich durch das angerathene Unternehmen an dem treulosen Liebhaber rächen wollte, begleitete sie bis an den äußersten Saum des Lomonds, tauchte schnell hier unter und verschwand.

Einsam ging nun Maria mit zagenden Schritten am Ufer hin, und sang, um ruhig zu scheinen und ihre Gegenwart dem Seefürsten anzumelden, ein fröhliches Lied. Es währte nicht lange, als er in derselben anmuthigen Gestalt, wie er sich ihr schon einmal außerhalb des Wassers gezeigt hatte, vor ihr stand und sie einlud, die Herrlichkeiten seines Reiches zu schauen.

„Ich hätte wohl Lust," antwortete sie, „aber die Wellen

tragen mich nicht, wie Euch; ich würde meine Neugier mit dem Leben büßen."

„Besorgt das nicht, schönes Fräulein!" sagte der Geist. „Seht, hier steigt eine krystallene Brücke von den Pforten meines Palastes bis ans Ufer herauf. Sie trägt Euch so sicher, als Felsenstufen, und kein Wassertropfen benetzt Euch."

„Ich will's glauben," erwiederte sie: „doch hält mich noch ein anderes Bedenken zurück. Ihr werdet mich, wenn ich unten bin, nicht wieder herauf lassen. Gelobet mir, daß Ihr mich keinen Augenblick länger, als ich zu bleiben Lust habe, aufhalten wollt."

Er gab ihr nach verschiedenen Einwendungen, die nicht angenommen wurden, seine kalte Hand darauf, und sie ließ sich nun von ihm in sein Reich hinabführen.

Die erste Ehrenbezeugung, die er ihr nach der glücklichen Ankunft in seiner Glasburg erwies, war ganz im Geiste der Kaiser und Könige des festen Landes, die, hohen Gästen zu Ehren, einen feierlichen Aufzug ihrer Truppen veranstalten. Auf ein von ihm gegebenes Zeichen ertönten Muschelhörner, von untergeordneten Seegeistern geblasen, und ein Heer von Wallfischen, Seewölfen und andern Meerungeheuern schwamm in geschlossenen Reihen vorüber. Nach dieser Prunkschau brachte der Geisterfürst, zu Mariens innigstem Vergnügen, einen Spaziergang durch die Zimmer und Säle seiner Hofburg in Vorschlag. Im letzten Gemache stand, wie das Seefräulein voraus sagte, das gläserne Seelengefängniß auf einem goldenen Tische, mit einem Hügel von Blumen bedeckt. Maria konnte sich bei diesem Anblicke kaum der Thränen enthalten; aber sie bezwang ihren Schmerz, und stellte sich mit dem vollkommen-

sten Scheine der Wahrheit ermüdet und durstig. Der Seefürst bat tausendmal um Verzeihung, daß er ihr noch keine Erfrischungen angeboten, und eilte fort, um dem Küchenmeister und dem Mundschenken die nöthigen Befehle zu ertheilen.

Kaum war er aus dem Zimmer, da huschte Maria vom Sessel, auf dem sie Platz genommen, an den goldenen Tisch, schlug mit dem Hammer kräftig in die Blumen, das darunter verborgene und zertrümmerte Glas klirrte, und ein Schmetterling flog aus den Blumen zum Fenster hinaus. Sie aber stürzte durch die Reihe der vorhin durchwandelten Gemächer zurück und war schon in einem der letzten, als sie weit hinter sich die Stimme des Seefürsten hörte. Er rief ihren Namen und bat mit den rührendsten Worten, ihn nicht zu verlassen. Desto schneller floh sie der Pforte zu, und mit dem ehrlichen Seefräulein, das sie dort fand, immer weiter fort nach der Brücke. Flüche und Wasserströme rauschten jetzt hinter ihnen her, und kaum hatten sie die Mitte der Brücke erreicht, als diese, wie von einem Erdbeben erschüttert, unter ihnen einstürzte. Aber das Seefräulein faßte Marien in die Arme und schwebte mit ihr nach dem Ufer empor.

Freudig empfing hier Edward, dessen Seele sich schon mit dem Körper wieder vereiniget hatte, seine heldenmüthige Retterin und drückte sie an sein dankbares Herz.

Kaum hatten sich die Liebenden umarmt, da durchschauerte sie ein Jammergeschrei des Seefräuleins, das der Geisterfürst, aus den Fluthen emporfahrend, vor ihren Augen wüthend ergriff, mit einem Dolche durchstieß und hinunter riß in den Abgrund.

Nach dieser grausamen That unterfing er sich hinfort nicht mehr, um die Gunst schöner Erdentöchter zu buhlen, und hielt sich, von keinem menschlichen Auge weiter gesehen, in den Tiefen seines Reiches wie ein büßender Einsiedler verborgen.

Der Sonderling

und seine Söhne.

1.

Der Valetschmaus.

„Auf frohes Wiedersehen, lieber Hermann!“ sagte der ehrwürdige Pfarrer Brok, und stieß mit dem Jüngling die Gläser zusammen. „Es ist für jetzt der letzte Abend, der uns an diesem Tische vereint; aber es wäre Thorheit, diese köstlichen Stunden mit Seufzern und Thränen hinzubringen.“

„Das ist auch nicht meine Sache,“ erwiederte Hermann. „Und warum sollt' ich den Kopf hängen? Ich wandere frisch und gesund in die Welt, um das Glück aufzusuchen, und es wird sich finden lassen, da ich wenig von ihm begehre. Weicht es mir aber aus, so geh' ich heim zu meinem lieben Vater, der mich mit offenen Armen wieder aufnimmt.“

„Darauf verlaß dich, mein Sohn!“ sprach der Pfarrer. „Nur kehre nicht sogleich um, wenn dir ein Unwetter des Aprilenglücks entgegenschlägt. Der Mensch kann auf der Heerstraße des Lebens nicht immer im Sonnenschein wandeln; er muß, gehüllt in den Mantel des Muthes, den Stürmen trotzen, die ihn umtoben. Das ist eine uralte Lehre; doch kann man sie jungen Leuten, die in die Welt treten, nicht oft genug empfehlen.“

„Nun, ich habe so einen Reisemantel,“ sagte Hermann.

„Halt' ihn fest!“ versetzte der Pfarrer. „Es sind elende Menschen, die ihn entbehren und lebenslang von dem Froste

der Unzufriedenheit geschüttelt werden. Viele, die sich unglücklich nennen, sind es entweder gar nicht, oder wenigstens in keinem so hohen Grade, als sie glauben. Dagegen ist der Beneidete oft minder glücklich, als seine Neider. Ich erinnere mich hierbei eines Mährchens, das diese Wahrheit sehr anschaulich darstellt.“ —

„O, ich bitte dich,“ fiel die Pfarrerin ein, „bringe so spät am Abend keine Mährchen aufs Tapet! Man hat schwere Träume davon.“

„Sorge nicht,“ sprach er lächelnd. „Mein Mährchen ist nicht von der schauerlichen Art.“

„So erzähl' es in Gottes Namen!“ sagte sie, und er begann, wie folgt.

2.

Unzufriedenheit und Strafe.

„In der Vorzeit lebte ein finstrer Grämling, Namens Job, der mit seinem Loose höchst unzufrieden war, ob er gleich alles besaß, was ein genügsamer Mensch bedarf. Gesund, wie ein Hirsch, bewohnte er mit einem jungen, braven Weibe ein bequemes eigenes Haus, und hatte sein gemächliches Auskommen, wenn er die Hände nicht in den Schooß legte. Das war aber gerade der Platz, wo sie sich am liebsten aufhielten. Murrend ging er jeden Morgen an sein Tagewerk, nannte sich ein unglückliches Lastthier, und haderte mit dem Himmel über die Versagung der Reichthümer, die er sich oft auf den Knien erbat. Er wollte Schätze finden oder durch ein Wunder in den Besitz goldner Berge gesetzt seyn; doch jenseits der Sterne nahm man keine Kunde davon. Der unverschämte

Bettler mußte nach wie vor arbeiten oder — hungern; und das war ihm ganz recht. Da er nun sah, daß sich der Himmel ihm eisern verschloß, so klopfte er an die Pforte der Hölle, und citirte, wie Doktor Faust, den Teufel." —

„Hab' ichs nicht gedacht!" rief die Pfarrerin, und sprang auf, um den Tisch zu verlassen.

„Bleib, Mütterchen, bleib!" sagte der Pfarrer. „Der Böse kommt nicht! Er ließ sich vergebens vorladen, und der Beschwörer mußte nachher mit noch größerer Anstrengung arbeiten, weil er bei den fruchtlosen Verhandlungen mit dem tauben Geiste viel Zeit versäumt hatte. Dennoch gab er seinen thörichten Wunsch, ein reicher Tagdieb zu werden, nicht auf. Er trug einem alten Einsiedler, der als ein mächtiger Zauberer berühmt war, sein Anliegen vor. Aber auch der Waldbruder war nicht geneigt, ihm gefällig zu seyn. Er geizte sogar mit einer armseligen Wünschelruthe, die sich Job ausbat, und ermahnte den begehrlichen Menschen, sich mit dem, was er habe, zu begnügen; denn er sey in seinem beschränkten Zustande glücklicher, als mancher Ritter und Fürst.

Das wollte Job durchaus nicht einräumen. Ich weiß besser als Ihr, sprach er, wie es in den Ritterburgen zugeht! Von dem Götterleben der Fürsten will ich gar nicht reden. Ich wäre vollkommen zufrieden, wenn ich mich nur zum Beispiel so pflegen könnte, wie Ritter Dagobert, in dessen Burg ich vormals, eh' er den Kreuzzug ins heilige Land unternahm, oft aus- und einging. — Er schilderte nun mit lüsterner Beredtsamkeit, wie er den Ritter fort und fort hinter einem mit großen Weinhumpen bepflanzten Tische, auf einem Faulbette liegend, gefunden habe. — Das kann seyn, antwortete der Waldbruder: aber der

gute Ritter hatte vielleicht manchen geheimen Kummer, den er im Weine zu ertränken suchte. — Was frag' ich darnach, versetzte Job: wär' ich nur Dagobert und könnte immer trinken und immer ruhen, so möchte alles übrige gehen, wie es wollte. —

Mit dergleichen Geschwätzen störte er oft die Einsamkeit des Eremiten, der sich mehrmals diese langweiligen Besuche verbat. Dennoch überlief ihn Job immerfort, sang sein altes Lied, und begehrte unablässig, den Zauberstab zu seinem Vortheil in Bewegung zu setzen. Am Ende riß dem Waldbruder die Geduld aus. Er beschloß, sich den unleidlichen Gesellen vom Halse zu schaffen. Als er nun eines Tages wieder einsprach und Dagoberts Wonneleben wie gewöhnlich rühmte, fuhr ihn der Graubart an: Ihr seyd ein hirnloser Thor, daß Ihr den Ritter beneidet. Ich sage Euch: er war nicht so glücklich als Ihr; er hatte keine frohe Stunde in seinem Hause; er zog deßhalb nach Palästina, und ist dort (wie mir eben meine dienstbaren Geister gemeldet haben) vor einigen Stunden unter dem Schwerte der Mahomedaner gefallen. — Es wäre mir nun ein Leichtes, Euch des Entseelten Gestalt so täuschend zu verleihen, daß Ihr ohne Gefahr, als ein Betrüger entlarvt zu werden, von seinem Ruhepolster und Weinkeller Besitz ergreifen könntet; ich bin auch, um Eurer Zudringlichkeit los zu werden, zu dieser Verwandlung bereit: aber ich rathe wohlmeinend, nehmt mein Erbieten nicht an; denn wahrlich, Ihr würdet Euch in des Ritters Haut übel befinden, und sein Wein, nach dem Ihr so lechzet, würde Euch zu Gift werden! —

Job hörte von allen diesen Worten nichts, als die Nachricht von Dagoberts Tode, und daß er nun in die erledigte Ruhestelle einrücken könne. Des Einsiedlers Warnung

streifte vor seinen Ohren vorbei. Er drang auf die erwünschte Verwandlung, und der Zauberstab schlug ihn auf der Stelle zum Ritter. Welche Freude! Er forderte einen Spiegel. Die Eremitenklause war nicht damit versehen. Er mußte sein neues Angesicht in einer nahen Quelle beschauen. Frohlockend kam er zurück. Er hatte sich dem niedergehauenen Ritter vollkommen ähnlich gefunden, und dankte mit dessen Stimme dem Zauberer dafür. Freilich war er in Einer Sekunde zwanzig Jahre älter geworden; doch das kümmerte ihn nicht. Er hoffte, durch den Genuß des Weines (den ein berühmter Arzt die Milch der Alten nennt) die verlorne Jugend wieder zu ersetzen und sich zu einem Nestor zu trinken. Freudig nahm er Abschied, um in Dagoberts Burg seinen Einzug zu halten. Der Eremit errinnerte ihn an seine Gattin, und stellte ihm vor, daß sie durch sein Verschwinden in Angst und Elend gestürzt werde. Was geht das mich an? sagte der Egoist. Sie glaube meinetwegen, ich sey gestorben, und helfe sich allein durch die Welt. Ich bin mir selbst der Nächste. — Hiermit eilte er fort. Der Einsiedler schlug Kreuze hinter ihm, schloß seine Zelle und dachte, man werde wohl im Schlosse dafür sorgen, daß er sie dem schlimmen Kunden nie wieder öffnen müsse.

Job zweifelte keinen Augenblick an einer guten Aufnahme in der Burg; denn der Zauberstab hatte ihm nicht nur Dagoberts Gestalt, sondern auch eine vollständige Ritterkleidung verliehen. Ein Paar Doggen, die sich eben vor der Burgpforte sonnten, erkannten ihn auch sogleich für ihren Herrn, sprangen ihm mit Freudenbezeugungen entgegen, erwiesen ihm stürmische Liebkosungen, stürzten dann in den Schloßhof vor ihm her, und meldeten mit lautem Gebell seine Ankunft. Er ging stracks hinein. Das Hausge-

sinde erhob ein Jubelgeschrei und küßte ihm die Hände. Er benahm sich gegen alle sehr huldreich und nannte sie nach der Reihe bei ihren Namen, die ihm von alten Zeiten her bekannt waren. Dann ging er mit einiger Bangigkeit weiter, um Isabellen, Dagoberts Gemahlin, als die seinige zu begrüßen. Sie, ein junges, üppiges und verbuhltes Weib, hatte sich von dem bejahrten Eheherrn, als er ins gelobte Land zog, mit Vergnügen getrennt, und ganz darauf gerechnet, ihn nimmer wieder zu sehen. Es war daher kein freudiges Schrecken, das bei ihr in einen gellenden Schrei ausbrach, als sie plötzlich die verhaßte Gestalt vor sich erblickte. Die Echtheit seiner Person zu bezweifeln, fiel ihr nicht ein. Sie duldete seine zärtliche Umarmung wie eine kalte Bildsäule und fragte ihn frostig: warum er schon zurück kehre, da doch, ihres Wissens, die Eroberung des heiligen Grabes noch nicht gelungen sey. Er gab zur Antwort: er müsse dieses Geschäft jüngern Helden überlassen, weil er bald nach seiner Ankunft in Palästina gefühlt habe, daß er in seinen Jahren die Beschwerlichkeiten der Feldzüge nicht mehr ertragen könne. Sie rümpfte die Nase und ermahnte ihn höhnisch, seinen alten Platz auf dem Faulbette wieder einzunehmen. Das ließ er sich nicht zwei Mal heißen; er hatte sich lange nach dieser weichen Stelle gesehnt. Isabelle sah seiner frohen Niederlassung mit einem verächtlichen Blicke zu und entfernte sich.

Er glaubte, sie sey weggegangen, um für ihn eine köstliche Mahlzeit zu bereiten; aber er wartete von einer Stunde zur andern vergebens darauf. Es bot ihm niemand einen Trunk Wasser. Er zog endlich die Klingel. Ein Knappe erschien. Ritter Job forderte Wein. Der Diener ging und kam nicht wieder. Job klingelte nochmals und erhielt

nun ein Getränk, das wie Wein aussah und wie Essig schmeckte. Er schalt, und verlangte von einer bessern Gattung. Der Diener (ein ehrlicher Graukopf und vormals Dagoberts Liebling und Vertrauter) zuckte die Achseln und sagte mit Thränen: es stehe nicht in seiner Macht, diesem Befehl zu gehorchen; denn der Kellerschlüssel befinde sich in den Händen der gestrengen Frau, und sie habe erklärt, der Wein sey gut genug. Job trank seufzend den Krätzer und stillte seinen Hunger mit trocknem Brode. Er blieb bei diesem Genuß so nüchtern, daß er über seinen gegenwärtigen Zustand hell und klar nachdenken und Isabellens schnöde Behandlung mit dem gutmüthigen Benehmen seiner verlassenen Gattin vergleichen konnte. Diese empfing ihn, wenn er Abends heim kam, mit herzlicher Liebe und tischte das Beste auf, was sie im Hause hatte. Jetzt, kalt und verächtlich aufgenommen, mußte er mit Ritterzähnen an harten Brodkrusten nagen. Er hatte auf der Stelle nicht den Muth, Isabellen darüber zur Rechenschaft zu ziehen; aber er nahm sich vor, des folgenden Tages das Rauhe herauszukehren und die Rolle des Hausherrn mit Nachdruck zu spielen.

Er that es; nur leider mit schlechtem Erfolg. Isabelle lachte ihm, ohne weitere Antwort, ins Gesicht. Bei der Mittagstafel, wo sie sich einfand, schien sie nur darum gegenwärtig zu seyn, um sich an seinem Aerger über die aufgetragenen unschmackhaften Gerichte zu weiden. Das ist Bettlerskost! fuhr er auf. Sie antwortete: wenn er künftig die Speisen würzreicher verlange, so möge er nur die aus Palästina mitgebrachten Lorbeern in die Küche abliefern. Dieser Spott traf ihn eigentlich nicht; doch seine Rittermaske nöthigte ihn, sich darüber zu entrüsten. Es entstand ein heftiger Wortwechsel, und zuletzt gar ein

Handgemenge, wobei Isabelle den Kürzern zog. Sie floh mit dem Angesicht einer Furie und drohte Rache.

Einige Stunden darauf erschien sie in Begleitung eines baumlangen, stämmigen Ritters, den sie dem staunenden Job als ihren Beschützer vorstellte. Der Cicisbeo, dem der Raufsinn auf der Stirn geschrieben stand, erklärte sich selbst mit frechen Worten zu ihrem Protector, und schlug dabei so kräftig an sein Schwert, daß der Afterritter zu beben begann und es nicht wagte, dem unbefugten Schiedsrichter seiner häuslichen Händel die Thür zu weisen. Er versprach mit zitternder Stimme, sich künftig gegen seine Gemahlin anständiger zu betragen, und so kam er für dieß Mal mit einem Verweise davon.

Isabelle trotzte seitdem bei jeder Gelegenheit auf ihren furchtbaren Schirmhalter. Job durfte nicht mucken, wenn er nicht von dem Raufbold vor die Klinge gefordert seyn wollte. Er hatte zur Handhabung des Schwertes weder Muth noch Geschick, und mußte sich also von der boshaften Xantippe die härtesten Kränkungen gefallen lassen. Diese gingen am Ende so weit, daß er sie nicht länger ertragen konnte. Er begab sich zu dem Waldbruder und bat auf den Knieen, ihn von der lästigen Rittergestalt zu befreien und ihm seinen ursprünglichen Körper wieder zu geben. Er wolle gern, sprach er, doppelt so viel arbeiten als vorher, wenn er sich nur seiner ruhigen Hütte und seines guten, treuen Weibes wieder erfreuen könnte. Aber der Einsiedler sagte: das sey vorbei, und trieb ihn, mit ernster Vorhaltung seiner ehemaligen Unzufriedenheit, aus der Klause. Job ging traurig in die Marterburg zurück und verwünschte die Stunde, da er sich zuerst hineingesehnt hatte.

Kurz darauf fing die Dame an, sich freundlicher gegen ihn zu betragen. Sie forschte täglich, was er gern speisen möchte, bewirthete ihn ohne Widerspruch damit und schonte nicht des besten Weines im Keller. Jetzt ward dem Dulder wohl; er schmauste fröhlich; aber es waren Henkermahle. Isabelle, die ihren Buhler ins Ehebett aufzunehmen und sich daher des alten Gemahls zu entledigen wünschte, bereitete ihm ein Successionspulver und vergiftete damit süßen Wein, den sie selbst in einem goldenen Becher ihm reichte. Er trank ihn hastig aus und starb wenige Stunden darauf, sich selbst und seine Thorheit verfluchend. — Man behauptet: Dagoberts Geist sey ihm in der Todesstunde gräßlich erschienen und habe dann Isabellen so lange verfolgt, bis sie sich aus Verzweiflung in den Schloßbrunnen gestürzt habe. Auch sollen sich, wie die Sage geht, in den Ruinen jener Burg noch jetzt um Mitternacht zwei Ritter von ähnlicher Gestalt sehen lassen, wovon einer den andern mit gezücktem Schwerte aus den wüsten Mauern hinaustreibt.“ —

„Laß ruhn die Todten!“ sagte die Pfarrerin und blickte ängstlich nach der Thür, als besorgte sie, die Geister würden hereinbrechen und sich um den Tisch herumjagen.

Ihr Gatte beruhigte sie und zog aus der erzählten Geschichte sehr vernünftige Nutzanwendungen, die aber füglich ungedruckt bleiben, weil sie der Leser, wenn er sich sonst mit Moral befassen will, selbst machen kann. Außerdem ist es räthlich, uns bei dem Mährchen nicht länger aufzuhalten; denn wir laufen ohnedieß schon Gefahr, daß es ein oder der andere Kunstrichter als ein hors d'oeuvre betrachten werde.

3.

Das Geheimniß.

Als Hermann am folgenden Morgen sein Reisebündel gepackt hatte, und im Begriff stand, Abschied zu nehmen, führte ihn der Pfarrer mit einer geheimnißvollen Miene in seine Studierstube und verriegelte die Thür hinter sich. „Mein guter Hermann," sprach er, „ich habe dir, ehe wir scheiden, eine wichtige Entdeckung zu machen. Ich liebe dich seit neunzehn Jahren wie einen leiblichen Sohn; aber du bist es nicht! — Du wurdest mir von deinem Vater, dessen Namen ich dir noch nicht nennen darf, in der frühesten Jugend anvertraut, und ich habe dich nach seinen Vorschriften schlicht und kunstlos erzogen."

Hermann starrte den Pastor an und stürzte ihm mit liebevoller Heftigkeit in die Arme. „Ich will keinen andern Vater!" rief er aus. „Ich bin und bleibe Ihr Sohn! Ich kann keinen Andern so lieben, und am wenigsten den Unbekannten, der mich vermuthlich bloß darum von sich entfernte, um der lästigen Erziehungssorgen überhoben zu seyn. — Oder thu' ich ihm vielleicht Unrecht?" fuhr er mit sanfterer Stimme fort: „Zwangen ihn etwa unabänderliche Verhältnisse, sich von mir zu trennen?" —

„Dringe nicht mit solchen Fragen in mich!" sagte der Pfarrer. „Ich darf sie nicht beantworten; ich muß dich an die Zukunft verweisen, die alle Dunkelheiten dir aufhellen wird. Aber bis zu diesem Zeitpunkte werden wohl noch zehn Jahre verstreichen." —

„Seltsam genug!" rief Hermann. „Mein Vater will mir erst dann erscheinen, wenn ich keiner väterlichen Un-

terstützung mehr bedarf! — Nun, ich muß mich darein fügen, und ich wage ohne Bangigkeit den Versuch, meine eigene Stütze zu seyn. — Aber wie soll ich mich nennen? Ich verliere den theuren Namen Brok, und erhalte keinen andern dafür.“ —

„Dieser Knoten ist leicht zu lösen;“ antwortete sein Pflegevater. „Du kannst ohne Bedenken meinen Namen fortführen; denn es ist, außer meiner Frau und einem vertrauten Freunde, keinem Menschen bekannt, daß du nicht mein Sohn bist. Eine ehrliche Bäurin, die in einer entfernten Gegend wohnte und schon seit vielen Jahren todt ist, war deine Amme. Aus ihren Händen empfing ich dich im zwölften Monate deines Alters auf der Reise, als ich, von weitem her kommend, mein hiesiges Pfarramt antrat. Du zogst in diesem Hause mit mir ein, galtst für mein Kind, und es konnte niemanden einfallen, daran zu zweifeln.“ —

Das beruhigte den Jüngling. Der Pfarrer versah ihn nun mit mancherlei guten Lehren, empfahl ihm besonders männlichen Gleichmuth bei widrigen Schicksalen, warnte ihn vor Müßiggang und böser Gesellschaft, und erinnerte ihn an Herders treffliche Worte:

Wie der Schatten früh am Morgen
Ist die Freundschaft mit dem Bösen,
Stund' auf Stunde nimmt er ab.
Aber Freundschaft mit dem Guten
Wächset wie der Abendschatten,
Bis des Lebens Sonne sinkt.

Hermann schrieb diese Verse in sein Taschenbuch, nahm von seinen Pflegeeltern Abschied, und wanderte fort.

Wir können ihn jetzt nicht begleiten, werden ihn aber zu rechter Zeit wieder einholen.

4.

Die Geschichte geht zwanzig Jahre rückwärts.

Im Schlosse Eibenburg erwartete man damals einen Stammerben. Herr von Falkenhof ging, unruhig horchend, in seinem Zimmer auf und ab, und versah sich jeden Augenblick einer Botschaft von der glücklichen Entbindung seiner Gemahlin. Schon lagen zwei Goldstücke von ungleichem Werthe bereit, um den Eilboten nach dem Verhältniß der Erfreulichkeit seiner Nachricht zu beschenken. Ein Doppel-Louisd'or war für einen Sohn, ein einfacher Dukaten für eine Tochter zum Preise bestimmt. „Ei, ei!" wird manche Leserin denken oder sagen: „War unser Geschlecht dem Knauser so gleichgültig?" — Nichts weniger! Aber Falkenhofs Güter waren Mann- oder Schwertlehen; es konnten nur männliche Nachkommen darin zur Erbfolge gelangen, und es war ihm aus diesem Grunde nicht zu verdenken, daß sich seine Wünsche zu einem Sohne hinneigten.

Bei aller seiner Vorsicht war er dennoch auf den Fall, der endlich eintrat, nicht gefaßt. Die Hebamme überraschte ihn mit der Meldung, daß ihn der Himmel mit schönen und gesunden Zwillingssöhnen beschenkt habe. Außer sich vor Freude, umarmte er die Frau, so alt und häßlich sie war, und verdoppelte den Preis, den er auf die Verkündigung eines Stammhalters ausgesetzt hatte.

Als er wieder allein war, geberdete sich der vierzigjäh-

rige Mann wie ein Kind, dem man eine Puppe geschenkt hat. Er sprang auf Einem Beine, klatschte in die Hände, ergriff seinen Hausarzt, den Doktor Wigmund, der ihm gerade in den Wurf kam, und wirbelte sich so lange gewaltsam mit ihm herum, bis beide schwindelig wurden und aufs Kanapee sanken.

„Nun, Doktor, wie steht's?“ keuchte Herr von Falkenhof: „Was machen meine Jungen?“

„Beide befinden sich vortrefflich,“ sagte der Arzt. „Sie zeigen eine Fülle von Munterkeit und Lebenskraft, wie man sie bei Zwillingen selten antrifft.“ —

„Und die Mutter?“ —

„Ist die gesundeste Wöchnerin, die ich jemals gesehen habe.“ —

„O, was bin ich für ein glücklicher Mann!“ rief Falkenhof: „Und ich gestehe Ihnen, Freund, daß mir meine Zwillinge lieber sind, als drei andere Söhne, die einzeln angekommen wären.“

„Wie so?“ fragte Wigmund.

„Erstens“ — antwortete Falkenhof — „ist eine Zwillingsgeburt kein ganz gewöhnliches Ereigniß. Es wird unter den Leuten, die mich und meine Frau kennen, einiges Aufsehen machen, und das lieb' ich. Zweitens bin ich nun auf Einmal im Stande, einen gewissen Versuch auszuführen, dessen Entwurf ich schon lange im Kopfe herumtrage. Ich will nämlich einen meiner Söhne mit der möglichsten Sorgfalt, wie ein Fürstenkind, erziehen lassen, und den andern wie einen gebornen Bettler in die Welt hinausstoßen.“ —

„Sie scherzen, Herr von Falkenhof!“ sagte der Arzt. „Wozu sollte diese Sonderbarkeit führen!“ —

„Zu der Erfahrung, wer am Ende von Beiden der glücklichste ist.“ —

Wigmund schüttelte den Kopf. Von Glück, sagte er, könne unter solchen Umständen gar nicht die Rede seyn; denn weder der verzärtelte, noch der rohe Mensch sey wahrhaft glücklich, und aus einer so abenteuerlichen Erziehung könne auf keiner Seite etwas Gutes entstehen. „Ich bitte Sie, Herr von Falkenhof,“ fuhr er fort, „machen Sie mit Ihren Kindern, wenn sie Ihnen lieb sind, keine so ausschweifenden Sprünge! Bleiben Sie fein auf der goldnen Mittelstraße!“ —

„Schweigen Sie mir von Ihrer Mittelstraße!“ rief Falkenhof. „Ich hasse diesen ausgetretenen Allerweltstummelplatz und gehe meinen Weg gern allein. — Doch ein ander Mal mehr darüber. Jetzt will ich Frau und Kinder besuchen.“ —

5.

Der Sonderling.

Herr von Falkenhof machte in seiner Jugend die damals sogenannte große Tour durch England, Frankreich, die Schweiz und Italien, und hielt sich am längsten in England auf. Da kamen ihm denn mancherlei Eulenspiegelstreiche brittischer Sonderlinge zu Ohren und Gesicht, und er bewunderte, nach alter deutscher Weise, diese Narrheiten so sehr, daß er sie, als er ins Vaterland zurückgekehrt war, bestmöglichst nachzuäffen suchte. Alles mußte bei ihm anders, als bei andern Menschen seyn. Er trug einen grünen Hut, rothe Stiefeln, ließ ein Gespann weißer Pferde wie Panther malen und baute seinen Hunden einen kleinen

Palast. Kurz, er schonte kein Geld, um sich von vernünftigen Leuten als ein Phantast auslachen zu lassen, und dieser erwünschten Ehre genoß er in vollem Maße. Dagegen fehlte es ihm aber auch nicht an Schmeichlern, die für das Honorar einer guten Mahlzeit alle Einfälle seines verschrobenen Kopfes sehr genialisch fanden und ihm darüber Beifall zuklatschten. Das ermunterte ihn, seine tollen Streiche immer weiter zu treiben. Bei dem allem war er ein ganz leidlicher Querkopf, weil ihn sein gutes Herz unfähig machte, sich den plumpen Egoismus reicher Großbritten anzueignen.

Er hatte das vierzigste Jahr seines Alters angetreten, als er einst zu einigen Tischfreunden sagte: er wolle allen seinen bisher begangenen Thorheiten die Krone aufsetzen und — heirathen. Bei diesen Worten (die sein Geschichtschreiber mit Widerwillen und Mißbilligung anführt) entfärbten sich die Parasiten; denn es ward ihnen bange, daß eine sparsame Frau die Herrschaft des Hauses gewinnen und den gastfreundlichen Falkenhof in einen Knauser umschaffen möchte. In dieser Gefahr wagten sie es, ihm von seinem Vorhaben abzurathen. Aber die armen Tropfen kannten ihren Patron noch nicht genug: er that immer gerade das, wovor man ihn warnte. Dieser Mucke erinnerten sie sich erst, als er sie in einem ziemlich herrischen Tone beschied: er bedürfe keiner Rathgeber und werde seinem eigenen Kopfe folgen. Sie lenkten nun ein und billigten seinen Entschluß, in der Hoffnung, er werde, nach seiner gewöhnlichen Art, gegen den Strom schwimmen. Allein er durchschaute ihre List und ließ sich nicht irre machen. Im Gegentheil versicherte er mit lachendem Munde: er werde unfehlbar, sie möchten ihn loben oder tad eln, bin-

nen acht Tagen Bräutigam seyn, ohne sich deßhalb aus dem Hause zu bewegen oder eine Zeile zu schreiben.

Und des folgenden Tages sandte er in einen Umkreis von acht bis zehn Meilen reitende Boten aus, durch die er alle dort herum wohnende Adelsfamilien, in welchen sich heirathsfähige Fräulein befanden, auf einen gewissen Tag zur Tafel einladen ließ. Aus dieser Mädchenflor wollte er seine künftige Gattin wählen. Aber weder Auge noch Herz sollte bei dieser Wahl eine Stimme haben, sondern blos der blinde Zufall entscheiden. Er wollte seine Hand demjenigen Fräulein antragen, das am Tage des Gastmahls zuerst in seinen Hof einfahren würde.

Ein Bedienter, der bei der Tafel aufwartete, als man für und wider das Heirathen sprach, erhaschte davon einige Worte, die in der Bedientenstube, wo er sie sogleich wieder bekannt machte, großes Aufsehen erregten. Man rieth hin und her, aus welchem Hause die Braut heimgeführt werden würde; aber die Meinungen blieben so lange schwankend, bis Herr von Falkenhof zu satteln und aufzusitzen befahl, und das Verzeichniß der einzuladenden Gäste den beorderten Eilboten überlieferte. Daraus ergab sich nun deutlich, daß es bei dem großen Gastmahle, wozu er nur adelige Jungfrauen mit ihren Verwandten berufen ließ, auf eine Brautschau und Brautwahl abgesehen war. Diese Bemerkung theilten die Boten in allen Häusern, wo sie Einladungen zu bestellen hatten, den Bedienten mit, und so kam sie auch bald zu den Ohren der Herrschaften. Bei dieser Kunde blieben die Fräulein nicht gleichgültig. Herr von Falkenhof besaß zwei der größten Rittergüter im Lande, und außer der Sucht, den Sonderling zu spielen, haftete kein Tadel an ihm. Man hielt es also sehr der Mühe werth, durch den sorgfältigsten Schmuck nach dem

goldnen Apfel zu streben, den dieser neue Paris der Schönsten ertheilen wollte. Aber eben am Putztische, wo man dieses Glück durch mühsame, zeitversplitternde Künsteleien zu gewinnen glaubte, ward es versäumt: denn die geschwätzigen Boten konnten Falkenhofs Entschluß, die zuerst Kommende zu wählen, nicht ausplaudern, weil er ihn niemanden entdeckt hatte.

6.

Der Heirathsantrag auf der Treppe.

Die Perle der eingeladenen weiblichen Jugend war Auguste von Lingen. Ihre Graziengestalt bedurfte keines Schmucks, und ihre anspruchlose Bescheidenheit verschmähte ihn. Ihr kastanienbraunes Haar ringelte sich von selbst in natürliche Locken, die ein leichter Strohhut, ohne sie zu zerstören, gegen Wind und Wetter beschützte. Mit diesem einfachen Kopfschmucke verband sie gewöhnlich nur ein weißes Kleid von feinem Nesseltuch, und damit glaubte sie auch bei dem gegenwärtigen Brautfeste auszukommen. Von keiner Mutter abhängig (denn die ihrige war schon gestorben), konnte sie frei über ihren Anzug schalten: sonst hätte mütterliches Dichten und Trachten, die Eroberung des reichen Bräutigams durch Waffen des Putzes zu bewerkstelligen, sie ohne Zweifel an diesem Tage länger an die Toilette gefesselt. Aber ihr Vater, ein alter, deutscher Degenknopf, redete desto weniger darein, da er sich, wegen seiner äußerst beschränkten Umstände, auf einen hochbegüterten Tochtermann, wie Falkenhof, keine Rechnung machte.

Auguste war daher am Tage des Gastmahls sehr früh zur Abreise fertig. Ihr Vater brauchte zur Anlegung seiner

bequemen Armeeuniform (die er, als pensionirter Rittmeister, bei Feierlichkeiten trug) noch weniger Zeit, und überdieß war er da, wo es etwas zu schmausen gab, nicht gern der Letzte. Sie fuhren also zeitig ab; der Weg nach Eibenburg war nicht weit; die Pferde liefen, als triebe sie Hymen mit brennender Fackel; und so geschah es denn, daß die schöne Auguste unter allen Gästen zuerst in Falkenhofs Schlosse eintraf.

Er lauerte schon seit einer Stunde am Fenster, und flog mit jugendlichem Feuer die Treppe hinab, als er die wohlbekannte altväterische Halbkutsche des Rittmeisters erblickte. Sie war unter allen Equipagen, die er an diesem Tage bei sich erwartete, das armseligste Fuhrwerk; aber er hätte sie jetzt nicht um den goldnen Krönungswagen eines Königs oder Kaisers vertauscht. Auguste war längst unter allen Mädchen, die er kannte, sein Idol. Er hätte sie ohne Umschweife zur Gattin gewählt, wenn ein so gerader Weg zum Ziele für einen Sonderling schicklich gewesen wäre. Drum war er seinem Brautwerber, dem Zufall, recht sehr dafür verbunden, daß er ihn so verständig und erwünscht bedient hatte.

Schon im Fluge zum Wagen ließ er seine Freude laut erschallen. „Willkommen, alter Kriegsmann!“ rief er: „Du machst mich ewig glücklich, daß du so zeitig aufbrachst! Ich möchte dich auf der Stelle dafür zum Feldmarschall erheben!“ — Hiermit schlug er die lederne Schürze der Halbkutsche rasch zurück, hob Augusten heraus, führte sie die Treppe hinauf, erklärte ihr wandelndes Fußes seine Liebe, that ihr Schlag auf Schlag einen Heirathsantrag, und war mit dem allen auf der letzten Stufe fertig. Bestürzt konnte Auguste nicht antworten. Sie schwankte, wie träumend, in das vor ihr geöffnete Zimmer, und sah sich ängstlich

nach ihrem Vater um, der gemächlich die Treppe herauf stieg. „Komm, Schwiegerpapa!“ rief Falkenhof: „Komm geschwind und gib uns deinen Segen!“ — Der Rittmeister machte große Augen; Falkenhof schob ihn zu der Tochter ins Zimmer und verschwand mit den Worten: er werde nach fünf Minuten wieder kommen und sich seine Sentenz abholen.

Auguste erklärte ihrem staunenden Vater das Räthsel. Er rieth wohlmeinend, den Antrag nicht abzuweisen. Ihr Herz war noch frei; des Vaters Rath und Wünsche galten ihr wie Gesetze, und Falkenhofs Person hatte für sie nichts Abschreckendes. So erhielt er denn, als er nach verflossener Bedenkzeit erschien, ohne Umstände das Jawort. Er war hochvergnügt, bat aber vor der Hand um Geheimhaltung, weil er bei der Tafel die Gesellschaft mit dieser Neuigkeit überraschen wolle.

7.

Die Masken.

Nun kam ein Wagen nach dem andern in den Hof gerollt. Blühende und verblühte Schönen hüpften heraus, und jede war nach ihrer Weise geschäftig, den Sieg zu erhalten und sich zur Heldin des Tages zu erheben. Manche schwärmten ausgelassen fröhlich, um dem Ehekandidaten eine recht heitere und wohlgelaunte Lebensgefährtin anzubieten; Andere versuchten durch zärtliche Feuerblicke sein Herz in Brand zu stecken; eine dritte Klasse schlug zimpernd die Augen nieder, weil sie glaubte, daß Falkenhof ein empfindsames, lammfrommes Weibchen jedem andern vorziehen würde. Kurz, es war lustig, die verschiedenen

Charaktermasken in Bewegung zu sehen. Falkenhof merkte, daß man ihm in die Karte geschielt hatte; aber, anstatt sie sogleich offen aufzulegen, war er grausam genug, durch Artigkeiten und Schmeicheleien bald dieser, bald jener Dame zum Gewinn des großen Spiels Hoffnung zu machen. Sie, die es schon gewonnen hatte, saß indessen ganz unbeachtet, und selbst Falkenhof gab sich das Ansehen, sie kaum zu bemerken.

So standen die Sachen, bis sich das Gastmahl zum Ende neigte und der Nachtisch aufgetragen war. Jetzt ergriff Falkenhof sein Glas und brachte mit lauter Stimme den Trinkspruch aus: „Meine Braut, Auguste von Lingen, soll leben!“ — Da war's nicht anders, als hätte der Donner mitten auf der Tafel eingeschlagen. Alle Gesichter, die gemalten ausgenommen, erblaßten und sahen den arglistigen Schadenfroh wie Marmorbilder an. Er hielt lächelnd sein Glas empor und erwartete, daß man mit ihm anstoßen sollte. Aber nur der Rittmeister fand sich freiwillig dazu ein. Die übrigen mußten nochmals aufgefordert werden. Aus Scham rückten sie endlich mit ihren Gläsern langsam heran. Ein paar ältliche Fräulein, die ihren letzten Hoffnungsanker in Falkenhofs Herz ausgeworfen hatten, zitterten so stark, daß sie unter Weges einen Theil ihres Weines vergoßen. Die Gläser küßten sich matt und erklangen dumpf wie Trauergeläut; die Lippen berührten den Wein nur oberflächlich, als wär' er vergiftet, und die Stelle der Glückwünsche vertrat ein leises, unverständliches Gemurmel. Scherz und Freude waren unwiederbringlich verschwunden; die Larven fielen; man sah fast auf allen Gesichtern Verdruß und Zorn ohne Hülle, und ehe noch dem Nachtisch sein volles Recht wiederfahren war, rückten einige mißvergnügte Fräulein, die sich durch Augenwinke dazu beredet

hatten, mit den Stühlen, und gaben so das Zeichen zum Aufbruch. Vergebens bat der Wirth, es sich noch länger in seinem Hause gefallen zu lassen. Die Mißvergnügten blickten auf ihre Taschenuhren und versicherten einmüthig, es sey die höchste Zeit zur Heimreise. Die Wagen wurden eilig bespannt, kalte Komplimente gewechselt, und schnell sah sich Falkenhof mit seiner Braut und ihrem Vater allein.

8.

Fürst und Bauer.

Auguste, die einige Wochen nachher ihr Vermählungsfest feierte, war eine so weiche, biegsame Seele, wie es die Gattin des Sonderlings seyn mußte, wenn eine gute Ehe daraus entstehen sollte. Das fromme Weibchen fügte sich ohne Widerspruch in den wunderlichen Geist; sie lebten daher äußerst zufrieden mit einander. Es zeigte sich bald Hoffnung zu einem Erben, und hiermit öffnete sich dem fröhlichen Vater ein neues Feld, seine Steckenpferde zu tummeln. Er las eine ganze Bibliothek von Erziehungsschriften; doch keineswegs in der Absicht, um zu lernen, wie er den Knaben, dem er entgegen sah, zu behandeln habe: im Gegentheil machte er sich mit den Lehren der Pädagogen blos darum bekannt, damit er von dem Wege, den sie vorzeichneten, desto weiter abweichen könne; und am Ende dieser unmäßigen Leserei beschloß er, seinen künftigen Sohn, ohne alle Erziehung, wie einen Baum im Walde aufwachsen zu lassen.

Doch bald ward er andern Sinnes. Er bedachte, daß sein Vorsatz kein origineller Gedanke sey, sondern daß er damit nur vielen andern Eltern, die ihre Kinder in die

wohlfeile Schule der Natur schicken, nachhinken würde. Geschwind sprang er nun zu dem entgegengesetzten Extrem über, und entwarf Plane zu einer üppigen Prinzenerziehung, weil ihm sein beträchtliches Vermögen hinreichende Mittel dazu bot, und er überzeugt war, daß es kein anderer Edelmann in diesem Punkte mit ihm aushalten könne. Bisweilen schielte er aber noch mit Wohlgefallen nach seinem erstern Einfall zurück, und so unentschlossen blieb er, bis die Zwillinge erschienen, und er nun plötzlich auf den Gedanken fiel, beide Extreme zu verwirklichen.

Der Streit, in den er darüber mit seinem Hausarzt gerieth, ward in der Wochenstube fortgesetzt. Wigmund warnte besonders vor dem verderblichen Luxus, mit welchem einer der beiden Neugebornen erzogen werden sollte. „Verzärtelung," sprach er, „ist nicht viel besser als Kindermord: denn die Reise durchs Leben wird mit jedem Tage schwerer und theurer; man hat mehr als jemals Muth, Kraft und Genügsamkeit dazu nöthig; und sogar für geborne Prinzen ist Unersättlichkeit in Bedürfnissen jetzt eine gefährliche Sache. — Durch ihr Gold können sie zwar gewöhnlich ihre eigensinnigsten Wünsche befriedigen und werden auf dienenden Händen durch die Welt getragen, damit ihr Fuß an keinen Stein stoße: aber wer bürgt dafür, daß nicht einst auch in ihren hohen Regionen eine rauhe, stürmische Zeit hereinbricht, und die Götter dieser Welt fühlen läßt, daß sie Menschen sind? — Wenn also — das wollt' ich eigentlich sagen — wenn selbst Fürsten ihre Kinder gegen mögliche Widerwärtigkeiten durch Erziehung stählen sollten: um so mehr ist dieß die Pflicht anderer Eltern, die es offenbar voraus sehen, daß mancher Weltsturm ihre Söhne anfallen wird. — Auch als Arzt muß

ich körperliche Abhärtung, als den besten Harnisch gegen viele Krankheiten, dringend empfehlen." —

„Gut, gut, lieber Doktor!" sagte Falkenhof. „Sie predigen sich ganz aus dem Athem, und es wird sich doch mit der Zeit alles von selbst finden. Jetzt will ich über die Knaben das Loos werfen."

Er nahm zwei Zettel, schrieb auf den einen: Fürst, auf den andern: Bauer, rollte sie zusammen und mischte sie in der hohlen Hand. Dann ließ er die Knaben, etwas entfernt von einander, auf einen Tisch legen, warf in den Zwischenraum die Zettel und erklärte dabei, daß jeder derselben das Schicksal des Kindes, dem er am nächsten falle, entscheiden solle. Der Doktor schüttelte bei dieser Ceremonie finster den Kopf, und fragte hinter Falkenhofs Rücken die Wöchnerin leise, was sie dazu sage. Sie faltete mit Ergebung die Hände, blickte gen Himmel und seufzte. Das war ihre einzige Antwort.

9.

Hermanns erste Reise.

Indessen hatte Falkenhof die Loose geöffnet, und das mit dem Worte Bauer bezeichnete Blättchen an der Seite des erstgebornen Knaben gefunden. „Kommen Sie her, Doktor!" rief er: „Was halten Sie von diesem Jungen? Ist seine Natur stärker oder schwächer, als die seines Bruders?"

„Diese Frage kommt etwas zu früh!" versetzte der Doktor. „Können Sie wohl über zwei Hälmchen, die eben erst aus der Erde gesproßt sind, mit Gewißheit entscheiden, welches davon am höchsten aufwachsen und die meiste Frucht

tragen werde? — So ist es auch hier! Ihre Frage läßt sich erst nach mehreren Monaten mit einiger Gründlichkeit beantworten. Gnügt Ihnen aber jetzt ein unsichres Urtheil, so halte ich, dem äußern Ansehen nach, allerdings dafür, daß der Erstgeborne seinen Bruder einst an körperlicher Kraft übertreffen werde.“ —

„Das ist mir sehr lieb;“ antwortete Falkenhof: „er wird sie brauchen! Denn ihn traf das Loos, aller Bequemlichkeiten des Lebens, die sein Bruder im Vaterhause genießen wird, außerhalb desselben beraubt zu seyn. Erst nach dreißig Jahren — an meinem siebzigsten Geburtstage — will ich ihn, wenn er sich indessen wacker gehalten hat, in meine Arme schließen und ihm sagen: Du bist mein Sohn!“ —

„Wissen Sie gewiß, daß Sie so lange leben?“ fragte Wigmund in einem kalten, verdrießlichen, fast höhnischen Tone.

„Das denk' ich!“ sagte Falkenhof. „Und ich verlasse mich in diesem Stücke ganz auf Sie!“

„Es soll mir lieb seyn, wenn ich so lange mit Ihnen um die Wette lebe;“ versetzte der Arzt. „Und in diesem Falle werde ich mein Bestes thun, Sie bis zu dem wichtigen Tage, an welchem Sie diesem armen Wesen eine dreißigjährige Härte vergüten wollen, gesund zu erhalten.“ —

„Sie behandeln aber auch die Sache verdammt tragisch!“ sagte Falkenhof. „Es ist ja nicht meine Absicht, das Kind auf die Heerstraße zu setzen und hülflos liegen zu lassen. Nein, ich will es bei einem Pfarrer oder Schulmeister unterbringen und Kostgeld bezahlen, bis der Bursch sein Brod selbst verdienen kann. Der Pflegevater muß aber durchaus ein Mann seyn, der ein Geheimniß zu bewahren versteht. Ist Ihnen vielleicht ein solcher bekannt?“ —

Wigmund hatte schon seinen Universitätsfreund, den Pfarrer Brok, im Sinne, und schlug ihn mit der Empfehlung vor, daß er ein braver und gelehrter Mann, und nichts weniger als waschhaft sey.

„Das ist schön!" sagte Falkenhof. „Nur seine Gelehrsamkeit kann ich nicht brauchen. Mein Sohn soll zur Nothdurft lesen und schreiben lernen, und damit genug!"

„Das hängt von Ihren Befehlen ab!" antwortete der Arzt. Er war des Streitens müde, und wußte doch, daß sein Freund den Knaben nicht werde verwildern lassen.

Nun kamen die Taufnamen, die den Zwillingen beigelegt werden sollten, zur Sprache. Den ältern wollte der Vater Hans Caspar benennen. Die Mutter wagte mit leiser Stimme den Einwand: diese Namen klängen doch allzu herbe, und brachte, vom Arzt unterstützt, den altdeutschen Namen Hermann in Vorschlag. Herr von Falkenhof, der von seiner Gemahlin keines Widerspruchs gewohnt war, stutzte und murrte darüber, gab aber nach und machte sich blos die Bedingung, daß ihm bei der Benamung des zweiten Täuflings keine Kritteleien gemacht würden. „Dieser soll Emil, Florentin, Magnus, Leopold, Alexis, Eduard heißen!" sprach er, und die Wöchnerin lächelte beifällig. Der Arzt verzog spöttisch den Mund, ohne jedoch diesen Ueberfluß prächtiger Namen weiter anzufechten.

Die Wahl der Taufpathen veranlaßte einen neuen Streit. Die Mutter schlug ihre nächsten Verwandten und andere Edelleute vor; der Vater hingegen bestand darauf, das ganze Dorf, in dessen Mitte das Schloß Eibenburg lag, zu Gevatter zu bitten, und alle Feierlichkeiten, unter dem Schein einer Nothtaufe, zu vermeiden. Er wünschte, daß man nach kurzer Zeit den kleinen Hermann für todt halte; daher schien ihm eine Nothtaufe die beste Vorbereitung auf

das Gerücht, das er ausstreuen wollte. Mit schwerem Herzen willigte die Wöchnerin ein, und die Taufe ging nach einigen Stunden vor sich. Die Abgeordneten des Dorfs waren mit dieser Gevatterschaft ungemein zufrieden; denn statt des Aufwands, der sonst mit einer Pathenstelle verbunden ist, wurden sie reichlich beschenkt, und für sich und ihre Nachbarn mit verschiedenen kleinen Freiheiten begabt, um die das Dorf bisher vergebens angesucht hatte.

Jetzt stand dem mütterlichen Herzen der schwerste Kampf bevor. Es sollte und mußte sich von dem Erstgebornen trennen, weil ihn der seltsame Vater schon an demselben Tage aus dem Hause verwies. Wigmund hatte sich etwas zu voreilig verlauten lassen, daß er in einem fernen Dorfe eine junge, gesunde Bäuerin kenne, die eben ein neugebornes Kind durch den Tod verloren habe, und sich werde bereit finden lassen, ein fremdes zu säugen. Diese Nachricht war dem Herrn von Falkenhof sehr willkommen, und dringend erbat er sich vom Doktor die Gefälligkeit, den kleinen Hermann sofort als ein Kind der Liebe, dessen Aeltern unbekannt bleiben wollten, jener Bäuerin zu übergeben. Es half keine Gegenvorstellung, keine Ausrede; der Arzt mußte sich in der Abenddämmerung, mit dem Wickelkinde auf dem Schooße, zu Wagen setzen, und der Vater lenkte selbst die Pferde vom Bock herab, um seinen Kutscher nicht zum Mitvertrauten des Geheimnisses zu machen. Den Schloßbewohnern und andern Leuten, die sich über des Kindes plötzliche Deportation wunderten, ward gesagt: die zarte Leibesbeschaffenheit der Wöchnerin gestatte ihr nicht, beide Knaben zu säugen: es werde deshalb der, den man bei Nacht und Nebel fortschaffte, zu einer auswärtigen Freundin in Pension gebracht.

Die Bäuerin nahm den Zögling an, und behandelte

ihn nicht besser und nicht schlechter, als den Sohn eines Landmanns. Wigmund holte ihn, als er beinahe ein Jahr alt war, wieder von ihr ab, und übergab ihn dem Pfarrer Brok, den damals sein Weg bei dem Wohnorte der Amme nahe vorbei führte. Indessen aber hatte Falkenhof schon seinen Freunden und Bekannten den vorgeblichen Tod seines ältern Zwillingssöhnleins gemeldet und Beileidsbezeugungen angenommen.

10.

Florentin.

Mit dem Prinzen von Eibenburg (unter dessen sechs Taufnamen Florentin die Ehre hatte, zum gewöhnlichen Rufnamen erkoren zu werden) ging man indessen so behutsam und säuberlich um, als ob er das Goldblättchen der Wahrheit wäre, das man, wie ein Sprüchwort sagt, auf Baumwolle legen muß. Es geschah alles, was sich nur erfinden ließ, ihm sein junges Leben anmuthig zu machen und die geringste Unannehmlichkeit von ihm zu entfernen. Mit großen Kosten verschrieb der Vater eine sehr künstliche schwebende Wiege, und bei derselben ward eine eigene Fliegenjägerin angestellt, die den ganzen langen Tag keine andere Beschäftigung hatte, als den vornehmen Schläfer vor jenem lästigen Geflügel zu schützen. Das Schloß war zum Glück mit keinem von Fröschen bewohnten Graben umgeben; sonst hätten wahrscheinlich die Eibenburger Bauern (wie vormals als Frohndienst in Frankreich geschah) das Wasser bei Tag und Nacht mit Ruthen peitschen müssen, um die quakenden Sumpfbürger abzuschrecken, ihr ewiges, ruhestörendes Wreckekeks-Koax hören

zu lassen. Eine treffliche Beschwichtigungsart, die nur leider in der Literaturwelt unwirksam ist; denn da stimmt mancher eintönige Frosch sein altes Lied immer wieder von neuem an, ungeachtet ihm von Zeit zu Zeit mit der kritischen Ruthe derb genug auf den Kopf getippt wird. — Das Beste bei diesem Uebel ist, daß man bei solchem alltäglichen Singsang recht sanft einschlafen kann, dahingegen der wirklichen Frösche Concert im Schlummer stört. — Doch das im Vorbeigehen!

Herr von Falkenhof hielt sich, weil er sonst eben nichts zu thun hatte, den größten Theil des Tages in der Kinderstube auf, hätschelte seinen Florentin, und wachte strenge darüber, daß er auch von allen Personen, die zu seiner Wartung und Bedienung angewiesen waren, gehätschelt werden mußte. Wer sich auf irgend ein Art an dem kleinen Abgott versündigte, ward mit unerbittlicher Härte dafür bestraft. Hiervon wollen wir nur folgendes Beispiel anführen, das dem Leser für mehrere ähnliche Fälle, die wir mit Stillschweigen übergehen, zum Maßstabe dienen kann.

Florentin, der von Anbeginn die Sprache der Wiegenkinder, das Weinen und Schreien, oft zu vernehmen gab, ließ einst sein Silberstimmchen ganz besonders laut erschallen. Der Vater eilte zu ihm hin und entdeckte sogleich am Lager seines Lieblings eine Unordnung, die ihn in Bestürzung und Zorn setzte. „Donner und Wetter!“ fuhr er die Wärterin an: „Mein armer Florentin muß wohl weinen und klagen! Sein Bettlaken ist voll Falten, die ihn schmerzlich drücken.“ — Die Wärterin antwortete: das Tuch habe nicht mehr Falten, als man in jedem andern Bette finde, und es sey überdieß so überfein und zart, daß es auf keine Weise einen empfindlichen Druck

verursachen könne. Indem sie das sagte, strich sie mit raschen Hand das Tuch glatt und berührte dabei unglücklicher Weise etwas unsanft den jungen Herrn, der diese Beleidigung sehr übel nahm und ärger schrie als vorher. Herr von Falkenhof gerieth außer sich, beschuldigte die ehrliche Frau, das liebe Kind geschlagen zu haben, und jagte sie auf der Stelle aus dem Hause.

11.

Die Todesstrafe.

Florentin begriff bald, daß man auf seine kleine Person einen großen Werth setzte, und er versäumte nicht, von dieser Bemerkung fleißig Nutzen zu ziehen und den Zwingherrn zu spielen. Streckte er, ehe er sich noch durch Worte verständlich machen konnte, nach irgend einer Sache, die ihm in die Augen stach, die Hand aus, und es ward ihm nicht mit der größten Behendigkeit gewillfahrt, so that er einen grimmigen Schrei und strampelte wie ein Besessener mit Händen und Füßen. Das machte seinen Eltern und seinem ganzen Hofstaat schnelle Beine. Sie stürzten fort, holten das Verlangte, es mochte so kostbar und zerbrechlich seyn als es wollte, übergaben es ihm und besänftigten mit Bitten und Schmeicheleien seinen Zorn. So herrschte und gebot er, ohne gehorchen zu lernen, was doch billig jenem vorangehen sollte.

Es konnte nicht fehlen, ihn auf diesem Wege zu einem eigensinnigen Egoisten zu bilden und sein Gemüth zu verhärten. Er war gegen Menschen und Thiere, die ihn beleidiget hatten, unversöhnlich. Das bewies er unter andern, als er etwa sieben Jahre alt war, an einem Hunde. Es

war ein frommes Thier, das ihm zum Marterholze diente. Die einfältigen Eltern (die in diesem Punkte viel ihres Gleichen haben) lachten darüber und lobten laut und öffentlich den Henkerwitz des bösen Buben, der für das unglückliche Geschöpf, das man seinen Launen Preis gab, immer neue Qualen ersann. Doch ein getretener Wurm krümmt sich, und der Hund schnappte zuletzt auch nach der Hand, die ihn einst allzu lange an den Ohren herumschleifte. Unverwundet, aber höchst aufgebracht, lief Florentin zu seinem Vater, verklagte mit einem Zetergeschrei den Verbrecher, und forderte zur Genugthuung, daß er sogleich erschossen werden sollte. Der bestürzte Vater legte für den Hund, der auf der Jagd sehr brauchbar war, eine Fürbitte ein und that den Vorschlag, die ihm zuerkannte Todesstrafe, so sehr er sie auch verdient habe, in eine tüchtige Tracht Prügel zu verwandeln. Florentin wollte von keiner Milderung hören. Das machte dem Alten viel Unruhe; doch nach einigem Besinnen faßte er den heroischen Entschluß, das ihm zustehende Recht über Leben und Tod seiner Hunde geltend zu machen und den Missethäter zu begnadigen. Florentin stampfte bei dieser Erklärung mit dem Fuße, setzte sich in einen Winkel und schmollte. Vergebens bot der Vater für einen freundlichen Blick alle Schätze seines Schlosses. Der zürnende Sohn kehrte ihm hartnäckig den Rücken, wehrte seine Liebkosungen von sich ab und gab murrend zu verstehen, er möge nichts von einem Vater wissen, der einen beißigen Hund lieber habe, als seinen leiblichen Sohn. Was war bei diesen Umständen zu thun? Der alte Schwachkopf bequemte sich, das Todesurtheil zu bestätigen und die Exekution im Schloßgarten anzuordnen.

Er that es in der gewissen Zuversicht, daß Florentin, der bei den Anstalten zugegen war, noch zu rechter Zeit

Pardon rufen werde. Aber weit gefehlt! Er sah mit stiller Freude den Jäger laden, zielen und den Hund stürzen. „So wollt' ichs haben!" sprach er und küßte versöhnt dem Vater die Hand. Dieser begnügte sich, ihm lächelnd mit dem Finger zu drohen und ihn ein Trotzköpfchen zu nennen. Damit war die Sache abgethan.

12.

Die alte Französin.

Ehe noch Florentin deutsch lallen konnte, war schon eine französische Gouvernante bereit, um seine ersten Sprachlaute gleichsam aufzufangen und nach Frankreich zu entführen. Mademoiselle Grillon sollte, nach einer alten Sage, vor Zeiten schön gewesen seyn und in ihrem Vaterlande viele Verehrer gehabt haben; jetzt war sie häßlich, wie die Nacht, und es liebte sie niemand, weil sie in ihrem ganzen Thun und Wesen eine sehr unangenehme Person war. Von ihren vormaligen Anbetern nicht bereichert oder durch Verschwendung in Armuth versunken, und zu bettelstolz, sich durch Arbeiten zu nähren, hatte sie den Ruf nach Deutschland angenommen. Sie fand zwar alles, was deutsch war, entsetzlich abgeschmackt und ungeschickt; doch mit dem deutschen Brode machte sie, in Ermangelung des französischen, eine Ausnahme und ließ es sich wohl schmecken. Dessen ungeachtet mäckelte sie bei jeder Mahlzeit die Speisen und hielt Lobreden auf die französische Kochkunst, die nach ihrer Behauptung einzig und allein fähig seyn sollte, einen feinen Gaumen zu befriedigen. Man hätte der leckern Demoiselle antworten sollen: sie möchte je eher je lieber nach Frankreich zurückreisen und sich dort nach

ihrem Hochgeschmack bewirthen lassen; allein man hatte für die französische Dame so viel deutschen Respekt, daß man sich nie unterstand, sie mit einem muthigen Worte zur Ruhe zu weisen. Im Gegentheil wurden ihre verschwenderischen Küchenrecepte, die sie fleißig vorschrieb, gehorsamst befolgt, ob sich gleich der Tafelaufwand im Schlosse Eibenburg dadurch ansehnlich vermehrte.

Mademoiselle Grillon war aber ihrem Munde eine harte Stiefmutter, wenn sie ihn aus eigener Börse zu beköstigen hatte. Das geschah dann und wann in der Hauptstadt, wo sich Herr von Falkenhof bisweilen Monate lang aufhielt und von da aus mit seiner Familie kleine Landreisen machte, bei welchen er die Gouvernante entbehrlich fand. Sie blieb indessen in der Stadt zurück, und erhielt so reichliches Kostgeld, daß sie sich von einem der französischen Köche, die dort öffentlichen Gasthäusern vorstanden, speisen lassen konnte. Aber die Preise der Herren Landsleute waren ihr zu theuer. Sie wählte die wohlfeilste deutsche Garküche und fastete mitunter ganz, um die ihr ausgezahlten Tischgelder zu schonen. Eine löbliche Sparsamkeit, die man auch in den neuesten Zeiten bei vielen ihrer Landsleute in ähnlichen Fällen bemerkt haben will. —

Da Mademoiselle Grillon geraume Jahre vor der Revolution ihr Vaterland verließ und die französischen Bauern also noch damals die Froschlachen peitschen und alle andere willkührliche Sklavendienste verrichten mußten: so wunderte sie sich nicht wenig, daß man in Deutschland mit dieser Coquinaille, wie sie zu sagen pflegte, etwas besser umging. Sie konnte sich durchaus nicht daran gewöhnen, die Bauern als wahre, wirkliche Menschen zu betrachten. Begegnete ihr, bei Spaziergängen mit ihrem unartigen Eleven, ein Landmann, so nahm sie, statt des schuldigen Danks für

seinen Gruß, eine Prise Schnupftabak, und klagte mit verzogenem Gesicht, daß ihr die Atmosphäre solcher Halunken Vapeurs verursache. Auch Florentin hielt sein Näschen zu und öffnete dagegen sehr aufmerksam die Ohren, wenn sie ihn von der Würde seines Standes unterrichtete und ihn belehrte, daß der Bauer durchaus blos für den Edelmann geschaffen sey und sich für ihn todt arbeiten müsse, ohne auf den geringsten Dank Anspruch zu haben. Diese goldnen Worte bewahrte Florentin lebenslang, wie einen Schatz der Weisheit in seinem Herzen.

Ueberhaupt säete die alte, grämliche Aja viel Unkraut in sein Gemüth, und erzog ihn besonders durch ihr Beispiel zu einem ewig unzufriedenen Murrkopf. Sie tadelte alles, was um sie her vorging. Weder Gott noch Menschen konnten ihr etwas recht machen. Das Wetter war ihr bald zu heiß, bald zu kalt, bald zu naß, bald zu trocken; und kein Bedienter war geschickt genug, ihr mit dem ehrerbietigen Anstand, den sie forderte, einen Teller zu reichen. Der Stoff zum Schelten und Klagen ging ihr also nie aus. Florentin, der immer um sie war und alle ihre Untugenden nachahmte, gab mithin das seltsame und widrige Schauspiel eines Hypochondristen, der noch bisweilen auf den Armen getragen wurde.

13.

Magister Kürbis.

Von den vielen Hofmeistern, die in spätern Jahren für den Junker angenommen, und immer bald, weil sie ihn nicht zart genug behandelt haben sollten, wieder verabschiedet wurden, ließe sich ein langes Kapitel schreiben; wir

wollen uns aber dabei nicht aufhalten. Florentin nahm jeden ernstlichen Versuch, ihn von Unarten zu entwöhnen, als Beleidigung auf. Drum waren ihm alle seine Erzieher, die ihre Schuldigkeit thaten, in den Tod verhaßt, und er machte sich sobald als möglich wieder von ihnen frei. Das ward ihm auch eben nicht schwer. Er besaß eine große Fertigkeit im Lügen, und verwandte sie bei solchen Gelegenheiten zu Klagen über Mißhandlungen, die er von seinem Hofmeister erduldet haben wollte. Herr von Falkenhof nahm sofort mit auflodernder Hitze den Beschuldigten ins Verhör. Dieser läugnete natürlich; doch das half ihm nichts. Florentin stellte sich mit eiserner Stirn ihm gegenüber und sagte ihm alle erdichtete Klagepunkte frech ins Gesicht. Das war dem verblendeten Vater Beweises genug. Er schalt und tobte, warf eine Hand voll Dukaten auf den Tisch und befahl dem Verklagten, sich mit diesem Reisegelde ohne Verzug aus dem Hause zu entfernen. Auf diese schändliche Art erhielten mehr als zehn junge wackre Männer plötzlich ihre Entlassung, und das Schloß Eibenburg ward dadurch allen ehrliebenden Gelehrten, die sich dem Erziehungsgeschäfte widmeten, ein Noli me tangere! Nur Magister Kürbis, ein alter, fast verdorbener Kandidat der Gottesgelahrtheit, war am Ende noch beherzt genug, die Berufung zu diesem gefährlichen Posten nicht abzulehnen, und durch kriechende Unterwürfigkeit gelang es ihm, sich darin zu behaupten. Geduldiger, als der Hund, der seine Nothwehr mit dem Leben büßen mußte, ließ er sich, um die gute Brodstelle nicht wieder zu verlieren, von dem ungezogenen Junker verlachen und verspotten. Florentin brauchte ihn zur Zielscheibe des boshaftesten Muthwillens. Er malte ihm, wenn er schlief, einen Knebelbart, füllte seine Tabakspfeife mit Knallpulver, nagelte ihm die Perücke,

wenn er sie gerade sehr nöthig und schnell brauchte, auf den Perückenstock, oder spickte sie mit Kletten, und verübte noch hundert andere Bubenstreiche, die keiner Erwähnung verdienen. Magister Kürbis lächelte zu allen diesen Thaten und rühmte sie sogar seinem gnädigen Patron als witzige Einfälle. Mitunter ward wohl auch, wenn es dem jungen Herrn beliebte, ein halbes Stündchen auf Lehren und Lernen verwandt; und so ging es fort, bis er sein achtzehntes Lebensjahr erreicht hatte und nun Lust bekam, das einförmige Alltagsleben im väterlichen Hause mit den abwechselnden Vergnügungen einer berühmten Universitätsstadt zu vertauschen. Die Universität selbst kam bei ihm nicht in Betrachtung; es war ihm blos um die lebhafte Stadt mit ihren Bällen, Schauspielen und Mädchen zu thun.

Er hatte sich indessen, von Seiten des Körpers, zu einem feinen Knaben ausgebildet. Sein Wuchs war zierlich schlank und seine Gesichtsbildung verkündigte mehr Geist, als er wirklich besaß. Er wäre in der That ein vollkommen schöner und einnehmender Jüngling gewesen, hätten nicht grelle Züge von Uebermuth, Eigendünkel und Selbstgenügsamkeit auf die natürliche Anmuth seiner Physiognomie einen nachtheiligen Schatten geworfen. Das diene jedem von sich eingenommenen Zierbengel zur Lehre! Mancher süffisante Geck, den man (wie ein berühmter Schriftsteller sagt) nicht ansehen kann, ohne an Ohrfeigen zu denken, würde ein sehr liebenswürdiger Mensch seyn, wenn er sich bescheiden betrüge, und nicht Eigenliebe und Selbstsucht ganz unverhüllt auf seiner hochstrebenden Nase thronen ließe.

14.

Der Waschbär.

Mit einem ansehnlichen Gefolge, an dessen Spitze sich Magister Kürbis befand, zog Florentin auf die Universität. Seine Equipage und sein kleiner, mit einigen trefflichen Reitpferden besetzter Marstall machte bei den Musensöhnen nicht wenig Aufsehen, erweckte aber auch ihren Neid, und spornte sie zu mancherlei Versuchen, den zu demüthigen, der sich so glänzend über sie erhob. Es gelang ihnen auf verschiedene Art, ihn zu züchtigen und seinen Stolz zu kränken; doch bewirkten sie dadurch keine Grundheilung seines Uebermuths, der sich immer frecher aufbäumte, je mehr sie ihn niederzuschlagen suchten.

Dieses Niederschlagen geschah bisweilen sogar im buchstäblichen Wortverstande. Unter andern ereignete sich ein solcher Auftritt in einem Gasthause, wo Florentin, nebst mehrern andern wohlhabenden Studenten, zu speisen pflegte, und sich durch Hoffart, Vorwitzigkeit und unverschämte Anmaßungen so lange verhaßt machte, bis endlich folgender Vorfall seinen beleidigten Tischgenossen Gelegenheit gab, ihr Müthchen an ihm zu kühlen.

Ein ziemlich betagter Doktor der Rechte, der öffentliche Vorlesungen hielt, nahm auch in jenem Speisehause seine täglichen Mahlzeiten ein. Etwas rauh und ungehobelt, ließ er sich manchen Verstoß wider die feine Lebensart zu Schulden kommen; doch man verzieh es ihm gern und behandelte ihn, wegen seines Alters und seiner nicht gemeinen Gelehrsamkeit, mit Achtung. Nur Falkenhof führte sich

unartig gegen ihn auf, und spottete frech über ihn und seine Eigenheiten.

Unter diese gehörte, daß er in einem weiten Umkreise seines Platzes nicht das kleinste Brodkrümchen auf der Tafel leiden konnte. Sobald er sich gesetzt hatte, reinigte er sein Gebiet, indem er einige Minuten lang rechts und links mit beiden Händen, die unnatürlich groß und breit waren, das Tischtuch glatt strich. Wegen dieser Verrichtung, die er niemals unterließ, gab ihm Florenten den Spitznamen: Waschbär, weil ein gewisser amerikanischer Bär, den man so nennt (und mit welchem unser Junker in einer Schaubude Bekanntschaft gemacht hatte) auf ähnliche Art den Platz, wo er seine Speise verzehren will, mit den Vordertatzen säubert.

Florentin machte sich überdieß das kindisch-boshafte Vergnügen, die Gegend, wo sich der alte Herr gewöhnlich niederließ, vor seiner Ankunft mit Krümlein zu übersäen und ihm auf solche Art sein Reinigungsgeschäft zu erschweren. Ein Aufwärter, den der Doktor wegen dieser verhaßten Unordnung auf dem Tische mehrmals ausschalt, zeigte ihm endlich, um alle Schuld von sich abzuwälzen, unter vier Augen den Thäter an und verrieth ihm zugleich den erhaltenen Bärentitel. Der Doktor, vormals in seinen Studentenjahren ein muthiger Raufbold, überraschte des folgenden Tages (nach einer kurzen Vorrede: daß er sich, ein Bär gescholten, auch wie ein Bär benehmen wolle) den Herrn von Falkenhof bei der Tafel mit einigen unerwarteten Backenstreichen, und alle Anwesende lachten und klatschten ihm Beifall zu. Florentin fuhr grimmig auf, und seine Jugend hätte wahrscheinlich über des Gegners Alter einen entscheidenden Sieg erfochten; doch die sämmtliche Tischgesellschaft schlug sich zu des Letztern Partei

und warf den unerträglichen Gast gemeinschaftlich zu eben der Thür hinaus, durch die schon sein feiger Mentor Kürbis, anstatt ihn zu vertheidigen, die schimpflichste Flucht ergriffen hatte.

Des Doktors Bundesgenossen erwarteten Herausforderungsbriefe; aber Florentin schonte Dinte und Blut, und ließ sich in jenem Gasthause nicht wieder sehen.

15.

Der Prachtsessel.

Ein anderes unangenehmes Abenteuer widerfuhr ihm in einem akademischen Hörsaale, den er gern besuchte, weil er zufällig in einer der Vorlesungen, die darin gehalten wurden, der einzige adelige Zuhörer war, und ihn deßhalb der Professor sehr auszeichnete. Er widmete nicht nur bei dem Anfange jeder Lehrstunde dem jungen Domino generosissimo eine besondere schmeichelhafte Anrede, sondern ließ auch aus seinem Prunkzimmer einen mit Seide überzogenen und vergoldeten Lehnsessel für den vornehmen Gast ins Auditorium tragen, und vorn an die Spitze der Schemel und Bänke, die den gemeinen Kunden angewiesen waren, hinstellen.

Dieses Thrones bediente sich Florentin meistens als einer Schaukel. Er beugte sich zurück, zwang den Stuhl, auf den Hinterfüßen zu stehen, und wiegte sich so während der ganzen Vorlesung, mit einem Zahnstocher im Munde, in gedankenloser Behaglichkeit. Diesen Zeitvertreib gönnte man ihm gern; es verdroß aber die übrigen Studenten, die das Collegium mit ihm hörten, daß er sie beim Kommen und Gehen keiner Begrüßung werth hielt, sondern sich,

mit dem Hut auf dem Kopfe, durch ihre Reihen, wie durch einen Pöbelhaufen, hindurchdrängte, und sie auch sonst auf alle mögliche Art seine Verachtung empfinden ließ.

Daraus entstand eine Verschwörung, Rache an ihm zu nehmen; und dieser schon an sich unlöbliche Entschluß ward auf eine Weise ausgeführt, die mit kindischen Schulstreichen sehr nahe verwandt war. Der unschuldige Prachtsessel mußte dabei zum Opfer dienen. Einer der Studenten sägte ihm mit einem feinen Werkzeuge die Hinterbeine halb durch und verband die Wunden so geschickt mit Wachs, daß sie nicht zu bemerken waren. Dieses Geschäft ging, von keinem Verräther belauscht, glücklich von Statten. Falkenhof, der so wenig, als der ihm sehr ergebene Famulus des Professors, die geringste Ahnung davon hatte, setzte sich sorglos auf den gefährlichen Platz. Der Stuhl trug ihn so lange, als er sich mit dem Anstande eines gesitteten Menschen darauf ruhig verhielt. Er fing aber, sobald der Professor den Katheder betreten hatte, sein gewöhnliches Schaukelspiel an, und plötzlich brach der Stuhl unter ihm zusammen. Der krachende Fall und der Verschworenen tobendes Gelächter verursachten einen ungeheuern Tumult.

Bestürzt eilte der Professor von seinem, wie durch ein Erdbeben, erschütterten Lehrstuhle herab, und half mit eigner Hand dem Gefallenen vom Boden auf. Sie untersuchten den verunglückten Sessel, und fanden sogleich die Spur der feindlichen Säge. Aber welche ruchlose Hand hatte sie geführt? Das war ein unauflösliches Räthsel. Der Professor hielt gegen den Unbekannten eine donnernde Strafrede, ließ die Trümmer des Stuhls beseitigen, einen andern von gleichem Werth und Glanz herbeischaffen, und sprach einen derben Fluch über Jeden aus, der sich an dem-

selben vergreifen würde. So ward die Ruhe wieder hergestellt, und die Vorlesung hatte ihren Fortgang; doch Florentin traute dem neuen Stuhle noch so wenig, daß er es nicht wagte, ihn zu einer Wiege zu brauchen.

Als sich der Professor, nach abgelaufener Lehrstunde, hinweg begeben hatte, brach das bis dahin verhaltene Gelächter mit verdoppelter Macht aus. Florentin warf zornige Blicke um sich her. Sie fruchteten nichts. Er ließ Schimpfworte darauf folgen, und schnell erhoben sich hundert Hände, ihn dafür zu bestrafen; er machte sich aber geschwind aus dem Staube. Die Beleidigten hielten nun Rath und beschlossen, ihn Mann für Mann mit Einladungen zu Zweikämpfen zu ängstigen.

Am folgenden Morgen glich seine Wohnung einer Postexpedition. Es kam Brief auf Brief, und in allen war von Degen oder Pistolen die Rede. Er fand nicht für gut, sich mit solchen Dingen zu bemengen, und gab sich daher selbst das consilium abeundi; das heißt: er verließ die Universität.

16.

Das Dintenfaß.

Herr von Falkenhof, der Vater, legte bei dieser Begebenheit seine Sonderlingsmaske auf die Seite und betrug sich wie ein gewöhnlicher Mensch. Er empfing mit den zärtlichsten Umarmungen seinen unvermuthet ankommenden Sohn, und lobte höchlich die Klugheit, mit welcher er das Sprüchwort: Weit davon ist gut vor dem Schuß, in Anwendung gebracht hatte. Uebrigens fiel es dem Affenvater nicht ein, Florentins akademische und von ihm

selbst mit Ruhmredigkeit eingestandene Ungezogenheiten zu tadeln. Aber was Jener verbrochen hatte, mußte Magister Kürbis entgelten. Er ward, wegen seiner feigen und treulosen Flucht bei der Schlägerei im Gasthause, sofort in Ungnaden entlassen.

Nach einer halbjährigen Ausruhe im väterlichen Hause begab sich Florentin, um seine sogenannten Studien zu vollenden, auf eine andere hohe Schule, die mehr als jene im guten Rufe der Friedfertigkeit stand. Das gebrannte Kind fürchtete auch nun das Feuer der Zwietracht, und hütete sich, es irgendwo muthwillig anzufachen. Bei dieser löblichen Vorsicht verfloß ihm der Rest seiner Universitätsjahre ohne weitere Fehden. Er unterwarf sich jetzt dem gewöhnlichen Examen; und ob er gleich kaum das A B C der Rechtswissenschaft begriffen hatte, so bestand er doch herrlich, weil die Fülle seines Geldbeutels der Leere des Kopfes zu Hülfe kam.

Der unwissende Vater, der die angeblichen, mit einem Aufwande von mehr als fünfzehn tausend Thalern erkauften Kenntnisse seines Sohnes nicht beurtheilen konnte, hielt ihn für ein Licht der Welt, und hoffte noch an ihm einen Staatsminister zu erleben. Es war daher sein unmaßgeblicher Wunsch, daß der junge Gelehrte die Bahn der öffentlichen Geschäfte betreten möchte. Florentin nahm diesen Vorschlag mit Vergnügen an, denn er sehnte sich nach der Hauptstadt, um dort ganz andere Geschäfte zu treiben, als sein Vater im Sinne hatte.

Er ward als Regierungsassessor angestellt, gefiel sich aber auf diesem Platze so wenig, als er andern gefiel. Die langweiligen Akten, aus welchen er Vorträge fertigen sollte, widerten ihn an, und er wußte nicht recht, was er damit anfangen sollte. Zum Glück wußte das ein geschick-

ter Sekretär, der sich für ein gutes Honorar bereit finden ließ, die Relationen in geheim für ihn auszuarbeiten. Der Nothhelfer schrieb eine deutliche Hand; der Assessor konnte sie sehr gut lesen; die wohlgerathenen Vorträge gingen ihm daher im Collegio flink vom Munde, und er legte einige Mal viel Ehre damit ein.

Unglücklicher Weise unterbrach ihn aber einst der Präsident mit der Frage nach einem Umstande, der zur Sache gehörte. Florentin antwortete kühn: die Akten gäben keine Auskunft darüber; und hiermit las er geschwind weiter. Doch wie erschrack er, als er bald nachher plötzlich auf den Punkt stieß, den er, aus Unbekanntschaft mit dem Inhalt der Akten, verläugnet hatte! Die davon handelnde Periode war schon zur Hälfte herausgeschnattert; er konnte seine Worte nicht wieder zurück nehmen; mit schamrothen Wangen mußte er fortfahren und enden. Der Präsident lächelte schweigend; aber nach der Sitzung erbat er sich unter vier Augen das Concept des Vortrags. Ungern rückte der Assessor damit hervor. Jener kannte beim ersten Blick die Handschrift des wahren Verfassers. Alle Ausreden waren vergebens; es setzte einen scharfen Verweis.

Aeußerst dadurch verstimmt, warf sich der Assessor des folgenden Tages in der Regierungs-Kanzlei auf seinen Stuhl. Der Aufwärter hatte eben den Tisch abgestäubt, und dabei zufälliger Weise die gewöhnlichen Plätze des Dintenfasses und der Streusandbüchse verwechselt. Das nicht bemerkend, ergriff Florentin, um etwas zu schreiben, hastig die Feder, und stieß sie mit Gewalt in den Sand. Ein anderer hätte darüber keine Miene verzogen; er aber stampfte wie ein Wahnsinniger mit den Füßen, und warf schäumend und fluchend dem Aufwärter das volle Dintenfaß ins Gesicht.

Dieser, ein alter Ex-Soldat, hatte ziemlich Lust, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Nur der Geist der Subordination, an deren Zaum und Gebiß er von Jugend auf gewöhnt war, fesselte seine Hand, doch nicht seine Zunge. „Rasen der Herr Assessor?“ rief er aus: „Bin ich denn der Teufel und sind Sie Doktor Luther, daß Sie so mit mir umspringen?“ — Mit diesen Worten stürzte er mohrenschwarz fort ins Sessionszimmer, und klagte dem Präsidenten und den Räthen die erlittene Unbilde.

Herr von Falkenhof ward gerufen. Der Präsident that ihm Vorhaltung und ließ in seine Strafpredigt verschiedene beißende Anspielungen auf die Geschichte des vorigen Tages einfließen. Das litt unser Assessor ein paar Minuten geduldig; doch plötzlich brach er in die kecken und unhöflichen Worte aus: er verbitte sich solche Hudelei; denn er sey kein Lohnarbeiter im Weinberge des Staats, sondern diene blos par honneur. — „Das heißt auf deutsch: ehrenhalber;“ entgegnete der kaltblütige Präsident: „Aber, mein Herr, ich finde nicht, daß Sie sich Ehre machen, oder daß wir Ehre von Ihnen haben. — Wir sprechen über dieses Kapitel weiter mit einander. Indessen sind Sie entamtet!“ —

Falkenhof forderte noch desselben Tages, um einer unwillkührlichen Verabschiedung zuvor zu kommen, seine Dimission, und erhielt sie.

17.

Die Sentenzen.

Auch wir wollen den Taugenichts jetzt auf einige Zeit von diesen Blättern entlassen und uns zu seinem bessern Bruder wenden.

Vater Querkopf wollte, wie bekannt, daß sein den Mutterarmen entrissener Sohn wie ein Halbwilder aufwachsen, und allenfalls nur ein wenig lesen und schreiben lernen sollte. Mit dieser Verordnung übergab Doktor Wigmund das Knäblein dem Pfarrer; doch er hohnlächelte dabei und stellte es seinem Freunde anheim, dem väterlichen Verhaltungsbefehle so weit entgegen zu handeln, als es zu Hermanns künftiger Wohlfahrt nothwendig sey. Ohne diese Erklärung hätte auch der edle und verständige Brok den Pflegling nicht angenommen. Es wäre mit seinem Gewissen unverträglich gewesen, zur planmäßigen Verwilderung eines Menschen die Hand zu bieten.

Er führte fleißig zwei Sentenzen im Munde, die er für Grundsäulen irdischer Glückseligkeit hielt. Eine war zum Theil aus dem Euripides, und lautete so: „Arbeit ist die Mutter des Ruhms und der Zufriedenheit.“ — (Die letztern drei Worte waren ein eigenmächtiger Zusatz; denn der alte Grieche erwähnt dieser Tochter der Arbeit nicht, und leider lebt sie auch oft mit ihrem Bruder, dem Ruhme, in Zwiespalt). Die zweite Sentenz stammte vom Socrates her, und hieß: „Wer am wenigsten bedarf, ist den Göttern am nächsten.“ — Diese beiden Sinnsprüche waren immer und überall des Pfarrers Richtschnur im Denken und Handeln, und er ließ sie auch bei Hermanns Erziehung nicht aus den Augen. Er gewöhnte den Knaben, sobald er ihn unter seine Aufsicht bekam, an Entbehrungen aller Art, versagte ihm oft mit sanfter Strenge seine bescheidensten Wünsche, und nöthigte ihn bisweilen sogar, von dem kleinen Vorrath seiner Spielsachen irgend ein vorzüglich geliebtes Hauptstück an ein fremdes, armes Kind zu verschenken. Hermann sträubte sich freilich Anfangs ein wenig bei dergleichen herz-

angreifenden Zumuthungen; doch bald ertrug er sie mit Gelassenheit; und wenn in der Folge der Pfarrer Lust bezeigte, auf Kosten seines Pflegesohns freigebig zu seyn, so kam ihm dieser mit gutmüthiger Bereitwilligkeit zuvor, und bot seine ganze Habschaft zur Auswahl. Auf diese Weise ward die socratische Lehre ins junge Herz gepflanzt; und eben so geschah auch mit der Zeit dem Denkspruch des Euripides ein Genüge. Hermann durfte von seinem vierten Jahre an nicht müßig gehen; er mußte immer Kopf oder Hand nützlich beschäftigen.

Doch man denke sich hierbei ihn nicht unter der Fuchtel eines mürrischen Schulmonarchen, der seine Unterthanen an den bestäubten Büchertisch fesselt, und jeden davon abgleitenden Blick mit Scheltworten und Schlägen bestraft. Brok lehrte gern, wie Aristoteles, wandelnd. Feld und Hain waren im Sommer seine gewöhnlichen Hörsäle, und er benutzte sie auch sogar an heitern Tagen des Winters. So lernte Hermann meistens unter freiem Himmel alles, was ein Knabe lernen muß, der einst als ein verständiger und brauchbarer Mann in der Welt auftreten soll. Wandelnde Federübungen waren nicht möglich, und wurden also natürlicher Weise in der Stube und vor dem Dintenfasse gehalten.

18.

Der reisende Schulmeister.

Hermann war acht oder neun Jahre alt, als seinen Vater plötzlich die Lust anwandelte, ihn zu sehen und sich mit eignen Augen zu überzeugen, ob seiner Erziehungsvorschrift gebührende Folge geleistet werde. Er wollte, da

ihn der Pfarrer nicht von Person kannte, bei dieser Untersuchung ein strenges Incognito beobachten, verschnappte sich aber gegen den Doktor Wigmund. Dieser machte dem Pfarrer sogleich durch ein warnendes Eilschreiben den drohenden Besuch bekannt, und legte eine Art von Steckbrief bei, worin er des Herrn von Falkenhof Person mit der größten Genauigkeit beschrieb. Brok war nun auf seiner Huth, und bereitete auch mit Klugheit seinen Zögling auf die angemeldete Erscheinung vor. Er ermahnte ihn bei einer schicklichen Gelegenheit, gegen unbekannte Personen vorsichtig zu seyn, und sich nicht zu weit mit ihnen in ein Gespräch einzulassen. „Es streichen bisweilen," sprach er, „listige Gauner im Lande herum, die sich in die Häuser einschleichen und plauderhafte Kinder ausforschen, um die Aeltern in Verdruß und Schaden zu bringen. Andere Fremdlinge haben zwar keine so gefährlichen Absichten; aber pedantisch erlauben sie sich, den Kindern abzufragen, was sie gelernt haben, und lachen sie aus, wenn die Antworten nicht klug und gelehrt genug ausfallen. Kurz, mein Sohn, es ist jederzeit besser, mehr zu wissen, als zu reden." —

Herr von Falkenhof war lange unschlüssig, unter welcher Verlarvung er sich ins Pfarrhaus begeben wollte. Die Maske eines reisenden Schulmeisters schien ihm endlich die beste, weil er in dieser Gestalt, so zu sagen, das Handwerk begrüßen, und einer freundlicheu Aufnahme gewärtig seyn konnte.

Von einem vertrauten Diener begleitet und mit der nöthigen Rollentracht im Koffer, fuhr er bis in ein Dorf, das von Broks Pfarrei nur eine Stunde Weges entfernt lag. Hier, wo ihn niemand kannte, in der Nacht angekommen, hüllte er sich bei Anbruch des folgenden Tages in das mitgenommene schwarze Gewand, bedeckte sein Haupt

mit einer runden Perücke und stapelte fort, ehe noch jemand im Wirthshause das Bett verlassen hatte.

Da er in Broks Wohndorf so früh einwanderte, glaubte er für gewiß, das Pfarrhaus, dessen rothes Ziegeldach sein Leitstern war, noch mit geschlossenen Fensterladen zu finden. Allein er irrte sich. Schneeweiße Vorhänge leuchteten schon überall durch spiegelhelle Scheiben, und alle Umgebungen des geistlichen Gebäudes waren so nett und reinlich, als hielte man sich auf vornehme Gäste gefaßt. Das gefiel ihm, und er klopfte bescheidener an die Thür, als er bei einem unordentlich aussehenden Hause gethan hätte.

Die Pfarrerin öffnete ihm. Ihr guter Anstand und ihre zierliche Tracht, die den Schneeglanz der Fensterbekleidung noch übertraf, setzte ihn in eine so ehrerbietige Thätigkeit, daß er den Hut mit einem schnellen und heftigen Ruck abzog und die Perücke dadurch aus ihrem Gleichgewichte brachte. Die feingesittete Frau schien diesen Uebelstand nicht zu bemerken; er aber fühlte ihn mit Erröthen und fragte fast verzagt, ob er die Ehre haben könne, den Herrn Pastor zu sprechen. „Sehr gern!" sagte sie und führte ihn durchs Haus in den anstoßenden Garten, wo eben Brok und Hermann auf den Blumenfeldern beschäftiget waren.

Der Pfarrer, der ein scharfes Auge und den Steckbrief im Kopfe hatte, sah schon von fern den erwarteten Patron aus der Schulmeisterhülse hervorgucken, und lachte mit dem ernsthaftesten Gesichte in sich hinein, als ihn Jener, um sich noch unkenntlicher zu machen und ganz den Schulfuchs zu spielen, mit einigen mühsam vom Munde gehenden lateinischen Floskeln begrüßte. Brok fragte deutsch: was zu Diensten stehe. Der Pseudoschulmeister, dessen römischer Sprachschatz bereits erschöpft war, bediente sich nun auch

der vaterländischen Zunge und gab vor: er komme weit her und wolle weit hin, um eine Erbschaft zu heben; er habe, um der angenehmen Luftkühle zu genießen, einen starken Nachtmarsch gemacht, und bitte deßhalb um Erlaubniß, hier ein Stündlein zu rasten.

Gastfreundlich führte ihn der Pfarrer ins Haus zurück und ließ ein Frühstück auftragen. Unvermerkt zog er indessen den Knaben bei Seite und flüsterte ihm zu: „Sieh, das ist ein solcher schulsteifer Pedant, wie ich dir neulich beschrieb. Gib Achtung, er wird bald ein langes und breites Examen mit dir beginnen! Laß ihn aber anlaufen und antworte kurz: du verständest von seiner Weisheit kein Wort.“ —

Kurz darauf that auch wirklich der verkappte Vater einen lateinischen Ausfall auf seinen Sohn. „O, mein Herr, sprechen Sie deutsch mit mir;“ sagte der kleine Schlaukopf. „Ich weiß nicht, ob Sie Griechisch oder Hebräisch reden.“ —

Deutsch fragte nun der Ausforscher: was er lerne, was er gelernt habe, und was er einst für einen Stand zu wählen gedenke.“

„Ein Landwirth will ich werden;“ versetzte Hermann. „Ich habe kein Sitzfleisch bei den Büchern.“ —

Der Examinator schüttelte mißbilligend die Perücke, ungeachtet er mit den Antworten seines Sohnes vollkommen zufrieden war. Zur Strafe für sein arglistiges Einschleichen nahm ihn nun der Pfarrer ins Verhör und ängstigte ihn mit Schulgelehrsamkeit, daß ihm der Schweiß ausbrach. Er war zuvor Willens gewesen, den ganzen Tag in der Pfarre zu verweilen und seinen alten schwarzen Rock, dessen er sich auf der Straße schämte, erst im kühlen Abenddunkel nach dem Dorfe zurückzutragen, wo sein Wagen

stand; aber der Pfarrer setzte ihm so unbarmherzig zu, daß er noch vor dem Mittagessen Abschied nahm und während der stärksten Sonnenglut unaufhaltsam wieder forteilte.

19.

Der Bildnißmaler.

Hermann war ein fähiger Kopf und lernte mit Lust; als aber seine Wißbegierde das Ziel der Nothwendigkeit erreicht hatte, hielt sie der Pfarrer allmählig in Schranken oder lenkte sie vielmehr von geistigen Dingen auf körperliche Brodkünste, die einst den Jüngling, so lange sich sein Vater vor ihm verläugnete, in der Welt fortbringen konnten. Das beste Mittel zu diesem Zweck schien die Landwirthschaft, die Brok selbst aus dem Grunde verstand und auf seinem Pfarrgute mit Vortheil betrieb. Bei diesem Geschäfte ward Hermann bald ein geschickter und thätiger Gehülfe. Noch mehr Neigung aber zeigte der lebhafte Junge zur Jägerei. Er ging bei einem wackern Forstbedienten, der im Dorfe seinen Sitz hatte, fleißig aus und ein, durchzog mit ihm die Wälder, und ward so nach wenigen Jahren ein jagdgerechter Weidmann, der besonders den Bau und die Wartung des Holzes besser verstand, als hundert andere hohe und niedere Nimrode, die das Pürschen und Hetzen sehr mit Unrecht für das Hauptfach ihres Berufs halten. Ein uralter Irrthum, dessen nachtheilige Folgen wir jetzt fühlen, indem er ungleich mehr, als Fichtenraupen und Borkenkäfer, und Verschwendung auf Herden und in Oefen, an dem immer stärker einreißenden Holzmangel vieler Gegenden Schuld ist.

Zufällig fand Hermann auch in seinem neunzehnten Jahre Gelegenheit, ein Bildnißmaler zu werden. Ein französischer Priester, den der Revolutionssturm nach Deutschland verschlagen hatte, durchwanderte das Dorf, ward aber hinter demselben durch ein plötzliches Ungewitter zur Umkehr gezwungen und flüchtete sich unter das geistliche Dach. Der Pfarrer, der gegen Andersglaubende, wie billig, sehr duldsam war, nahm ihn liebreich auf und bot ihm, da das ungestüme Wetter bis zum späten Abend fortdauerte, ein Nachtlager an. Der Emigrant ließ sich diesen freundlichen Vorschlag dankbar gefallen, belebte die Abendmahlzeit mit der Erzählung seiner Schicksale und sagte am Ende: es sey jetzt sein größtes Glück, daß er nicht seine ganze Lebenszeit der Theologie ausschließlich gewidmet, sondern nebenher den Lernfleiß seiner Jugend noch auf manche andere Kenntnisse gerichtet habe, die ihm nun unter fremden Himmelsstrichen den Verlust seines Amtes ersetzen müßten. „Ich bin, zum Beispiel, ein leidlicher Porträtmaler!“ fuhr er fort. „Diese Kunst läßt Keinen sinken, der sie mit Geschicklichkeit ausübt. Sie selbst ruht fest und sicher auf den zwei Säulen: Liebe und Eitelkeit. Jene wünscht, ein getreues Abbild geliebter Gesichtszüge zu besitzen: und diese, die sich selbst und über alles liebt, schont keinen Aufwand, um ihr werthes Ich, von der Schmeichelei des Pinsels verschönert, immer vor sich zu haben. Die Aufrichtigkeit des Spiegels thut solchen Ichlingen kein Genüge, und besonders die Damen hassen ihn, sobald sie alt werden, eben so sehr, als sie in der Jugend ihn liebten.“ —

Nach diesem satyrischen Wespenstiche, den die Leserinnen einem zur Ehelosigkeit gezwungenen Manne verzeihen werden, zeigte er einige kleine, von ihm verfertigte Bildnisse vor, deren Feinheit viel Lob verdiente.

Am folgenden Morgen, als er den Weg wieder unter die Füße nehmen wollte, machte ihm dieß ein anhaltender Landregen fast unmöglich, und der mitleidige Pfarrer nöthigte ihn, noch einige Tage in seinem Hause zu verweilen und bessere Witterung abzuwarten. „Ich bleibe mit Vergnügen," sagte der Franzmann: „aber damit ich die Ihnen verursachenden Beschwerlichkeiten einiger Maßen vergüte, so erzeigen Sie mir die Ehre, sich von mir malen zu lassen."

Das geschah, und gelang so vortrefflich, daß Hermann über die sprechende Aehnlichkeit des Gemäldes ganz außer sich gerieth. Es war das erste Porträt, das er mit dem lebenden Originale vergleichen konnte, und machte daher einen so starken Eindruck auf ihn. Er drang in den Künstler, ihn mit den Anfangsgründen der Bildnißmalerei bekannt zu machen. Der gefällige Fremdling erfüllte seinen Wunsch, und fand an ihm einen gelehrigen Schüler, von ungewöhnlicher Anlage und Emsigkeit. Er verschob, den Bitten der gastfreundlichen Familie nachgebend, seine Abreise von einem Tage zum andern. Ein Nachtlager dehnte sich zu einem Aufenthalte von drei Monaten aus, und als er nun schied, hinterließ er einen Lehrling, der den Pinsel beinahe eben so gut als sein Meister zu führen wußte.

Hermann konterfeite zur Uebung alle Bewohner des Hauses, mit Einschluß der Hunde und Katzen. Dann kam die Reihe an die Bauern, die Anfangs einiges Bedenken trugen, ihre Gesichter — wie sie es nannten — abschreiben zu lassen. Da sie aber von ihrem Beichtvater die Versicherung erhielten, daß dergleichen Abschriften weder Schmerzen verursachten, noch zu Zaubereien gemißbraucht würden, und überdieß auch kein Geld kosteten, wie die Copeien des Gerichtshalters; so bequemten sie sich, dem

Maler zu sitzen. Er wählte die bedeutendsten Physiognomien, und verwandelte nach und nach seines Pflegevaters Studierstube in eine Gallerie, wo die Bildnisse des größten Theils seiner Kirchkinder um ihn her hingen.

20.

Ein Befehl aus Eibenburg.

Unter solchen mannigfaltigen Beschäftigungen, die durch keinen bedeutenden Vorfall gestört wurden, erreichte Hermann das zwanzigste Jahr seines Alters.

Jetzt meldete Doktor Wigmund dem Pfarrer: er sey durch ein Schreiben aus dem Schlosse Eibenburg befehliget worden, officiel zu erklären, daß hinfort weiter kein Kostgeld für Hermann bezahlt werde, indem er nun im Stande seyn müsse, sein eigner Ernährer zu seyn, und deßhalb das Haus seines Erziehers unverzüglich verlassen solle.

Brok legte diesen unangenehmen Brief in das geheimste Fach seines Pultes, und ging über des hohen Befehls unvermeidliche Vollstreckung im Stillen mit sich zu Rathe. Nach einer sorgenvollen Woche, die noch keinen festen Entschluß bei ihm erzeugt hatte, erfuhr er von ungefähr, daß ein ihm bekannter reicher Edelmann, der in der Entfernung einiger Tagreisen auf seinen Gütern lebte, einen gesetzten Jüngling von guter Herkunft suche, den er als Büchsenspanner, Leibschützen und Jagdgesellschafter in Dienste nehmen wolle, um des unmittelbaren und allzu nahen Verkehrs mit den Livreebedienten überhoben zu seyn. Herr von Föhrwald (so hieß dieser Edelmann) war ein gewaltiger Jäger: aber die Menschenjagden des Kriegsgottes, denen er in seiner Jugend beiwohnte, hatten ihm den rechten Arm

gelähmt und gesteift; er konnte ohne fremden Beistand nicht mit dem Gewehr umgehen, und war also noch unbehülflicher und ungelenker, als es, nach Mirabeau's Meinung, die Engländer sind, von denen er sagte: sie hätten zwei linke Arme. — Das Gegentheil beweisen sie seinen Landsleuten zur See. —

Der Pfarrer fragte seinen Pflegsohn: ob er Lust habe, des Herrn von Föhrwald rechte Hand zu werden. „Warum nicht?" antwortete Hermann mit Freudigkeit; denn er hatte schon seit geraumer Zeit gewünscht, seinem vermeinten Vater nicht länger, als ein nichts schaffender und nichts erwerbender Zehrer, zur Last zu fallen. Mancher junge, doch schon ansehnlich bebartete Fant, der im Vaterhause eben so ruhig faulenzet, wie sich die Drohnen im Bienenstocke von den Arbeitsbienen ernähren lassen, wird freilich jene Bedenklichkeit lächerlich finden: aber Hermann war nun einmal ein solcher Grübler, und bat recht dringend, seine Anstellung bei dem Edelmanne ohne Verzug zu Stande zu bringen, damit ihm kein anderer Mitwerber zuvorkomme.

Brok schrieb also an den Herrn von Föhrwald, und die Gnadenthür war glücklich noch offen. „Schicken Sie mir Ihren Sohn!" antwortete der Edelmann. „Ich werde ihn, aus Achtung gegen Sie, mit Liebe behandeln und ihn an meiner eigenen Tafel speisen lassen. Seinen Jahrgehalt bestimme ich erst nach näherer Bekanntschaft. Bin ich, wie ich hoffe, mit ihm zufrieden, so soll er's auch gewiß mit mir seyn."

Kurz darauf trat Hermann die Reise an, wovon im Anfange dieser Geschichte die Rede war. Er that es mit dem löblichen Vorsatz, sich in seine neuen Verhältnisse nach Möglichkeit zu fügen, der Schweizerkrankheit des Heimwehes herzhaft zu widerstehen, und auch in dem Falle,

daß er sich mit seinem künftigen Gebieter nicht sollte vertragen können, lieber in die Welt tiefer hineinzugehen, als muthlos zum väterlichen Herde zurückzukehren.

21.

Vorschmack der Zukunft.

„Wohin geht die Reise, junger Gesell?“ fragte der Gastwirth eines Städtchens, wo Hermann auf dem Mittelpunkte seines Weges übernachtete.

Er antwortete offenherzig: er gehe nach Hirschfeld, um seinen Dienst als Leibschütz des Herrn von Föhrwald anzutreten.

„Wie lange denken Sie dort auszuhalten?“ fragte der Wirth mit einem hinterhältigen Lächeln.

„Ich merke, Sie wollen mir bange machen;“ erwiederte Hermann: „aber diese Mühe ist umsonst. Es erschreckt mich nicht im mindesten, wenn Sie mir auch allenfalls meinen künftigen Herrn als einen harten und unverträglichen Mann schildern. Ich bin durch Leute, die ihn wahrscheinlich besser kennen, vom Gegentheil überzeugt.“ —

„Ehre, dem Ehre gebührt!“ sprach Jener. „Ich habe nichts gegen den Herrn von Föhrwald, und der Dienst bei ihm wär' ohne Tadel, wenn sich der gute, gnädige Herr nur nicht selbst unter dem Scepter einer alten, zänkischen Haushälterin befände. Aber das ist ein Höllenweib, die Madame Klotz! Ich kann ein Lied von ihr singen, denn auch ich stand noch vor zehn Jahren, als Bedienter des Herrn von Föhrwald, unter ihrer Botmäßigkeit.“ —

Das sey lange her, versetzte Hermann: indessen könne wohl Frau Klotz einen sanftern Sinn angenommen haben.

Der Gasthalter brach darüber in ein schallendes Gelächter aus. „Da hört man," rief er, „daß der Herr noch jung ist und Welt und Menschen nicht kennt! — Nein, nein, mein Freund, ein solcher eingefleischter Teufel ändert sein Gemüth nicht; da heißt's: je älter, je schlimmer!"

Er begann nun eine lange Reihe von Erzählungen aus der Aerger- und Lästergeschichte des Schlosses Hirschfeld, und besonders aus dem Lebenslaufe der hochgebietenden Haushälterin. Es waren meistens Anekdoten aus der Bedientenstube, bei deren Unterdrückung der Leser nichts einbüßt. Eine einzige zeichnete sich ein wenig vor den übrigen aus, und diese wird Referent, des bequemern Vortrags wegen, hier so nacherzählen, als ob er selbst bei dem Verlauf derselben gegenwärtig gewesen wäre.

Herr von Föhrwald, der ein Hagestolz und kinderlos war, ließ einst einige Jahre lang einen armen Verwandten bei sich erziehen. Der Hauslehrer dieses Junkers war ein wohlgebildeter junger Mann, der sich durch Kanzelberedsamkeit rühmlich bekannt gemacht hatte, und daher, nach einem kurzen Aufenthalte in Hirschfeld, ohne sein Gesuch den Ruf zu einem ansehnlichen Pfarramte bekam. Madame Kloß (die eigentlich eine alte Jungfer war und sich nur, wegen ihrer weit vorgerückten Jahre, den Frauentitel selbst beigelegt hatte) hielt diese Gelegenheit für sehr bequem, nun wirklich mit Ehren unter die Haube zu kommen; und sie zweifelte gar nicht, daß der künftige Pfarrherr ihre wirthschaftlichen Kenntnisse, ihr schönes Bett- und Leinenzeug, und die reiche Ausstattung, die sie noch überdieß wegen gewisser alter Verhältnisse vom Herrn von Föhrwald zu erwarten hatte, bei der Einrichtung eines eignen Hauswesens sehr brauchbar finden werde. Sie lud ihn durch süße Worte und Blicke fleißig ein, die ihm zugedach-

ten Schätze in Besitz zu nehmen; aber er schien das zärtliche Glimmern ihrer kleinen grauen Augen nicht zu verstehen, und war stumm wie eine Wand, wenn sie auf den biblischen Spruch: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey,“ anspielte. Da solche feine Lockmittel nichts fruchteten und Gefahr bei längerm Verzuge war, mußte sie endlich mit der Sprache deutlich herausgehen, und dem blöden Schäfer erklären, daß sie entschlossen sey, ihn glücklich zu machen. Er lobte die Großmuth ihrer Gesinnungen mit vielen wohlklingenden Worten; allein hinterher kam ein hinkender Bote mit der Trauerpost, daß er schon Bräutigam sey.

Madame Klotz verlor vor Schrecken die Sprache und zog sich stumm zurück; doch dieser Windstille folgte bald ein heftiger Sturm. Sie tobte wie ein Poltergeist durchs Schloß, warf alle Thüren beinahe aus den Angeln, und ihren Schlüsselbund nach den Köpfen der Hausmädchen. Der verhaßte Bräutigam einer Fremden, dem sie bisher, so lange sie ihn noch zu dem ihrigen zu machen hoffte, jeden Abend einige köstlich zubereitete Schüsseln auf sein Zimmer gesandt hatte, erhielt nun zur Strafe einen kahlen Teller mit Butterbrod. Sie verwandte die Zeit, die sie sonst seinetwegen am Herde zubrachte, zu einem schnellen Ausfluge in die ansehnlichsten Häuser des Dorfes, um ihn zu verläumden. Die geringste ihrer schändlichen Erdichtungen war die Sage, daß er auswärts ein Mädchen in den Zustand gesetzt habe, bald Mutter zu werden. Die gläubigen Zuhörer kreuzten und segneten sich, und gingen fortan dem Verunglimpften, wie einem Aussätzigen, weit aus dem Wege.

Da seine Abreise von Hirschfeld sehr nahe war, so schien es ihm der beste Rath, einen Kampf mit dem Drachen, dessen Gifthauch ihn doch nach wenigen Tagen nicht mehr

erreichen konnte, zu vermeiden. Er stellte sich also, als ob ihm von den bösen Gerüchten, die von ihm das Dorf durchflogen, nichts bekannt sey. Aber er nahm sich vor, seine Feindin an einem Orte zu strafen, wo sie das furchtbare Schwert ihrer Zunge nicht brauchen konnte. Diese Freistätte für ihn war die Kanzel. Da wollte er, wie aus einer Festung, einen heftigen Ausfall thun; doch nicht eher, als einige Stunden vor seinem Wegzuge von Hirschfeld, wozu er den nächsten Sonntag bestimmt hatte. Der Pfarrer des Orts, der sich des Predigens gern überheben ließ, trat ihm mit Vergnügen für diesen Tag den Rednerstuhl ab.

Der junge Prädicant fürchtete nur, daß Madame Klotz, ungeachtet sie sonst die fleißigste Kirchengängerin war, seiner Abschiedspredigt die Ehre ihrer Gegenwart versagen würde. Aber mit nichten. Sie gehorchte, wie gewöhnlich, der einladenden Stimme der Thurmglocke und zog finster, wie eine Gewitterwolke, durch das Schiff der Kirche hin gegen den Altar, in dessen Nachbarschaft sie auf ebener Erde ein nettes, buntgemaltes Betstübchen bewohnte.

Die erste Hälfte der Predigt enthielt keinen Stachel gegen sie. Darum thronte sie keck auf ihrem damastenen Stuhle und schickte bisweilen, wenn Tugend, Frömmigkeit und gute Sitten von dem Redner empfohlen wurden, ihren umher zerstreuten Vertrauten mit scheinheiligem Achselzucken scharfe Blicke zu, die deutlich sagten: „Hört doch den Heuchler!“ —

So trieb sie es frech bis in den zweiten Theil der Predigt hinein. Jetzt aber ward der hämischen Krittlerin das Handwerk gelegt. Der Redner, der bisher gegen das gesammte Heer der Sünder und Tugendlosen zu Felde gezogen war, fiel nun plötzlich über die schwarze Legion der

bösen Weiber besonders her und griff sie mit einem schrecklichen Kartätschenfeuer an. Er holte dazu die Munition aus der Bibel, die sehr reichlich damit versehen ist, woraus man schließen kann, daß schon in der Urwelt viele Hauskriege geführt wurden.

Die böseste Frau, die jetzt in der Kirche zu Hirschfeld war, hielt ein paar Streifschüsse der geistlichen Batterie standhaft aus. Aber bald führte der Feind das grobe Geschütz auf und donnerte aus Sirachs Hauptmörser: „Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem bösen Weibe. Wenn sie zornig wird, so verstellt sie ihre Geberde, und wird scheußlich wie ein Sack.“ Diese Bombe schlug in dem Betstübchen ein. Madame Klotz fuhr mit Entsetzen empor, plusterte sich auf, wie ein calcutischer Hahn, stürzte aus ihrem Cabinet ins Kirchenschiff, und, mit geballter Faust nach der Kanzel hinauf drohend, rannte sie mit Sturmschritten, wie eine Furie, den Tempel entlang und zur Pforte hinaus.

Dieser unerhörte Bruch des heiligen Burgfriedens verursachte einen ärgerlichen Aufstand. Die ganze Gemeine riß ihre Schnupftücher aus der Tasche und kicherte hinein. Einige, die nicht geschwind genug zu diesem Dämpfer griffen, ließen sich sogar ein lautes Gelächter entwischen. Selbst der Prediger hatte Mühe, den Ernst seines Angesichts zu behaupten. Er brach so schnell als möglich ab und verließ Kanzel und Dorf, ohne Madame Klotz wieder zu sehen.

22.

Hermann folgt dem Kalbfelle.

Der Wirth ließ sich am folgenden Morgen Zehrung und Herberge sehr theuer bezahlen, weil er vermuthlich die

Schüssel voll Anekdoten, die er seinem Gast aufgetischt hatte, mit in Rechnung brachte.

Hermann zog dann weiter nach Hirschfeld zu. Je näher er kam, je häufiger begegneten ihm schlimme Sagen von der dort waltenden Hausfürstin. Jeder, dem er die Absicht seiner Reise bekannt machte, bedauerte ihn und rieth wohlmeinend, vor der Höhle des Drachen umzukehren. Aber so feig war er nicht. Es lüstete ihn im Gegentheil, die Unholdin kennen zu lernen, um sie mit einer grundguten Frau, der Gattin seines Pflegevaters, zu vergleichen. Mit dieser Neugier kam er gegen Abend in Hirschfeld glücklich an.

Als er ins Schloß trat, war das Gerassel einer Trommel die erste Merkwürdigkeit, die ihm aufstieß. Dieses kriegerische Concert (das seither in Deutschland von Virtuosen aus ganz Europa bis zum höchsten Ueberdruß aufgeführt wurde) leitete ihn eine Treppe hinauf in einen offenen Vorsaal. Da horchte mit schelmischem Gesicht ein allerliebstes junges Mädchen an der Thür eines Zimmers, aus welchem das Getöse des geschlagenen Kalbfelles, mit Zank und Gelächter vermischt, erschallte. Er war leise aufgetreten; die Horcherin bemerkte ihn nicht. Das verschaffte ihm Muße, sie ein Weilchen ungestört zu betrachten; und sie war in der That des Ansehens werth. Nach ihrer Kleidung gehörte sie zwar nur in die dienende Klasse, aber sie war von so herrschender Schönheit, daß sich gewiß manche Dame mit Vergnügen entschließen würde, eine Zeit lang die Geschäfte eines Hausmädchens maskirt zu verrichten, wenn sie damit eine ähnliche reizvolle Gestalt als Jahrlohn gewinnen könnte.

„Es ist mir doch sehr lieb, daß ich nicht wie ein Hase umkehrte,“ sagte Hermann zu sich selbst. „Die Welt spricht

nur immer Böses, aber das Gute verschweigt sie. Hat mir wohl von allen den Unglückspropheten, die mir die häßliche Häushälterin wie einen Floh ins Ohr setzten, ein Einziger gesagt, daß ich auch hier ein nettes Mädchen finden würde? — Die Nachbarschaft eines freundlichen Wesens ist ein angenehmer Trost, und das härteste Joch wird dadurch leicht, wie des Winters Stürme durch einen Phantasieblick in den nahen Frühling gemildert werden." —

Indem er noch, auf der Saalschwelle stehend, so mit sich selbst sprach, schwiegen plötzlich die Wirbel der Trommel, die Horcherin flog windschnell von der Thüre hinweg, stutzte einen Augenblick über den Fremdling, huschte aber mit Schamröthe bei ihm vorbei und die Treppe hinunter.

Er schwankte eine Secunde lang zwischen Nachflucht und ruhiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Aus dieser Unentschlossenheit riß ihn ein Krachen, mit welchem die Thür des Concertzimmers von innen aufgerannt wurde. Erhitzt, wie ein Kampfhahn, stürmte eine dicke Matrone heraus, die sich durch die Zornglut ihres breiten Antlitzes sogleich als Madame Klotz ankündigte. Ihre Mienen und Geberden zankten noch rückwärts mit einem ältlichen Manne, der wie ein ehrsamer Verwalter aussah, und ihr, siegfroh lächelnd, auf dem Fuße folgte. Die dritte Erscheinung war ein zwergartiger, verwachsener Graubart, von ernstem Angesicht und Wesen, und belastet mit einer großen Trommel, die wenigstens die Hälfte seiner Gnomenfigur von der Vorderseite unsichtbar machte. Er drückte, als Schlußglied des Aufzuges, die Thür hinter sich zu. Inwendig schallten noch männliche Lachtöne.

„Wer ist er? Was will er!" schnob Madame Klotz unsern Jüngling an.

Ihn verschnupfte dieser Unglimpf; doch fand er weder

Zeit noch Ort dazu geschickt, sein Mißfallen darüber zu äußern. Er nannte also höflich seinen Namen, mit dem Zusatz: er habe einen Brief (den er vorzeigte) an Herrn von Föhrwald abzugeben.

„Aha! vom Pastor Brok!“ sagte sie barsch und riß ihm den Brief aus der Hand. Sie besah Aufschrift und Siegel und machte Miene, sich am letztern, wie ein Sieger in Feindes Landen, zu vergreifen. Doch, eines bessern sich besinnend, stieß sie die Epistel dem Trommelschläger unter die Nase und schnurrte ihn an: „Knips! trag' er den Wisch hinein und meld' er den Menschen!“

Der Gnom nahm den Brief und setzte sich nach der Thüre zurück in Bewegung.

„Hans Ungeschick!“ rief sie, am Kragen ihn fassend. „Kann er nicht seine verfluchte Lärmtonne indessen ablegen? Es wird sich niemand daran bereichern.“ —

Der kleine Krüppel glotzte sie flämisch an, schüttelte unwirsch den Kopf und machte mit beiden Trommelstäben in der Luft eine drohende Pantomime, als ob er von neuem aufs Kalbfell lospauken wollte. Sie kehrte ihm mit einer pöbelhaften Geberde den Rücken und strampfte von dannen. Knips halfterte sich nun, immer noch kopfschüttelnd, von der Trommel los, übergab den Brief an die Behörde, kam zurück, schlug die Thür weit auf und sagte: „Spaziere der Herr hinein!“

23.

Das Jagdexamen.

Herr von Föhrwald befand sich in einem großen Zimmer, dessen Thüren mit Hirschgeweihen gekrönt waren.

Da er ohne Gemahlin lebte, so gaben diese Trophäen bei ihm kein so schlimmes Anzeichen, wie einst in der Vorzeit, da ein gewisser wollüstiger Fürst an allen Häusern, wo er mit schönen Frauen geheimer Minne gepflogen hatte, solches Gehörn befestigen ließ, und dadurch die unsterbliche Redensart: „Hörner aufsetzen," in den Gang brachte; denn die Sache selbst war schon lange vorher gebräuchlich. Herr von Föhrwald, der sein Leben lang im Felde der Geschichte wenig auf die Jagd gegangen war, wußte wahrscheinlich von jener fürstlichen Kurzweil kein Wort, und betrachtete die Geweihe der von ihm erlegten Hirsche als rühmliche Siegeszeichen. Sein Zimmer glich übrigens einer Rüstkammer. Gewehre aller Art hingen an den Wänden herum. Auch bezeugte die Gegenwart verschiedener Jagdhunde, daß ein Erznimrod hier hause.

Er war eben, als Hermann vor ihn trat, mit dem Anschrauben eines Flintenschlosses beschäftiget. Diese Arbeit ging ihm, bei dem Invalidenstande seines rechten Armes, nicht sonderlich von Statten, und er hatte sich schon ein wenig darüber geärgert. „Sie kommen mir wie gerufen, Monsieur Brok!" sprach er, ohne Wegsehen vom Schlosse. „Bringen Sie mir doch gleich dieses Gewehr in Ordnung!"

Hermann war in wenigen Minuten damit fertig.

„Bravo!" rief der Edelmann. „Ich sehe, Sie verstehen Ihr Fach. Laden Sie nun auch gleich die Flinte zur Probe!"

Es geschah mit Geschwindigkeit und Anstand.

„Schön! vortrefflich! — Nun, was macht mein alter Freund, Ihr Herr Vater? Noch wohl auf?"

Die Antwort nicht abwartend, hob er schnell ein anderes Feuergewehr von der Wand, und befahl, die Ladung herauszuziehen. Das war im Nu gethan, und er be-

lohnte diese Fertigkeit wieder mit einem Ausruf des Beifalls. Dann folgte eine prüfende Unterredung von Wildbahnen und Fährten, von Saufindern und Leithunden, von Feld- und Wasserjagden, und hundert andern zum Waidwerk gehörigen Dingen. Hermann antwortete rasch und bestimmt; der Edelmann war ungemein mit ihm zufrieden.

„Für heute genug von Geschäften! Sie werden hungrig und durstig seyn.“ Mit diesen Worten zog er die Klingel, und befahl dem eintretenden Bedienten, ein Abendessen für zwei Personen in der Küche zu bestellen.

Der Bursch blieb stehen. Er schien einen Einwand auf der Zunge zu haben. Doch ging er endlich, kam nach fünf Minuten wieder, und sagte seinem Herrn etwas ins Ohr.

„Bedenken?“ — fuhr dieser laut auf. „Alle Teufel! Die Köchin hat Bedenken, ihrem Herrn etwas zu essen zu geben? — Ei, da soll doch der Donner drein schlagen! Laß sie gleich herkommen!“ —

Sie kam. Es war ein altes Weibsbild von widrigem Ansehen. Herr von Föhrwald setzte sie über ihre Weigerung, ihm ein Abendessen zu bereiten, zornig zur Rede. Sie schob die Schuld auf Madame Klotz, die ihr, wie sie sagte, vor einer Viertelstunde ausdrücklich verboten habe, diesen Abend auf dem Herde Feuer anzuzünden.

„Tausend Element! was untersteht sich die Alte? — Sie will mir auf meinem eignen Herde das Feuer verbieten? — Das ist lustig! — Ich, der Herr im Hause, ich befehle hiermit, daß augenblicklich ein großes Feuer gemacht und gesotten und gebraten werde. Ich verlange Ragout, Forellen oder Aal, ein Paar Rebhühner und Desert. Alles Nöthige dazu ist im Hause; drum nicht gemuckt und rasch an die Arbeit gegangen! In höchstens anderthalb Stunden will ich speisen.“ —

Diesen Wortschwall ausstoßen und die Köchin zur Thür hinausschieben, war das Werk eines Augenblicks.

24.

Eine Hiobspost.

Herr von Föhrwald ging mit weiten Schritten auf und ab und schien mit seinem bewiesenen Heldenmuthe zufrieden. „Sehn Sie,“ sprach er, „so muß ich mich bisweilen mit den Hexen herumkampeln! Aber Sie werden hernach finden, daß das alte Küchengespenst in der Kochkunst eine wahre Meisterin ist.“ —

Er stopfte sich eine Pfeife, und donnerte von neuem wie Jupiter aus Wolken: „Feuer verbieten — mich fasten lassen — Unerhört! Wär' ein solches Ungethüm nicht werth, daß man's in eine Wildhaut steckte und mit Hunden zu Tode hetzte?“

„Sie stellen sich härter, als Sie sind, Herr von Föhrwald!“ sagte Hermann. „Aber ein Bischof, unter dessen Krummstabe wahrscheinlich nicht gut wohnen war, übte wirklich (wie mir mein Vater mehrmals erzählte) vor ein paar hundert Jahren eine solche Grausamkeit aus.“ —

„Ein Bischof? — Nun, so könnte ja wohl ein Jäger und Soldat noch viel eher so eine Parforce-Jagd anstellen! — Wie hieß denn der edle Krummstäbler?“ —

„Es war Michael, Bischof zu Salzburg, der im sechzehnten Jahrhunderte regierte.“

„Ein löblicher Regent! Erzählen Sie mir doch die Geschichte!“ —

„Der Bischof jagte; ein angeschweißter Hirsch entkam, verbarg sich im hohen Getreide und verendete darin.“ —

„Sie erzählen gut!“ unterbrach ihn Herr von Föhrwald. „Anschweißen und verenden sind ächte Weidmännische Kunst- und Kernworte. Nun weiter!“ —

„Der Feldbesitzer, ein armer Bauer, freute sich des Fundes, und verzehrte das Wild in geheim mit den Seinigen. Aber der Bischof erhielt Kunde davon und befahl zornig, den Bauer in die Hirschhaut einzunähen und ihn den Hunden Preis zu geben. Man bat von allen Seiten für den Unglücklichen: da sagte der Tyrann: Ich schenk' ihm das Leben, wenn es ihm gelingt, auf Händen und Füßen laufend, den Hunden zu entkommen. — Wie war das möglich? Er ward zerrissen. Aber sein Mörder, der selbst mit dem Jagdhorne zum Angriff blies, stürzte des folgenden Tages auf dem Blutfelde mit dem Pferde und brach den Hals.“ —

„Ein gerechtes Gottesurtheil!“ rief Herr von Föhrwald mit empörtem Gefühl. „Ich liebe die Jagd; aber ich verabscheue die Gewaltthaten, die deßhalb von Fürsten der ältern und neuern Zeit begangen wurden, und noch heutiges Tages hier und da, wenn auch in einem schwächern Grade, vorfallen. Man schmiedet jetzt Wilddiebe nicht mehr auf Hirsche; aber es bestehen noch Jagdgesetze, die drohend gebieten, das Wild ungestört da ernten zu lassen, wo der Landmann gesäet hat: und wer die Früchte seines Schweißes gegen des Waldes Raubhorden zu vertheidigen wagt, den wirft man in Ketten.“ * —

* Es ist nöthig zu bemerken, daß dieses Gespräch im zweiten Jahre nach dem Ausbruch der französischen Revolution geführt wurde. Das seitdem durch Deutschland ewig tosende Waffengetümmel hat die Jagdmandate, wie viele andere Gesetze, ziemlich zum Schweigen gebracht und die ungebetenen Feldgäste vermindert. Aber diese Kur war freilich schlimmer als die Krankheit.

Diese Unterhaltung lenkte sich nun auf minder wichtige Dinge. Herr von Föhrwald sprach immer dazwischen von dem leckern Abendschmause, den die Köchin bereiten werde, und freute sich seines Triumphs über die Haushälterin.

Auf ein Mal trat der Trommelschläger mit dem düstern Gesichte eines Unglücksboten ins Zimmer. „Ich habe," sprach er seufzend und achselzuckend, „einen unangenehmen Rapport abzustatten. Man hat mich zu dieser Sendung erkoren, weil man glaubt und hofft, daß Ew. Gnaden an mir, als einer gleich der Sonne am Himmel unschuldigen Person, keinen Zorn auslassen werden." —

„Zur Sache, alter Salbader!" rief Herr von Föhrwald.

„Ew. Gnaden," fuhr das Männlein fort, „hatten vorhin die Zubereitung einer Abendmahlzeit anzuordnen geruht, und es ist nichts billiger, als daß Dieselben, nach getragener Last und Hitze des Tages, einige Erfrischungen — —"

Der Edelmann stampfte ungeduldig mit dem Fuße und hob drohend die Hand.

„Ja, ja, ich will mich so kurz als möglich fassen!" sagte der Berichterstatter, und sprang ängstlich einige Schritte zurück. „Ew. Gnaden ließen, wie Denenselben noch erinnerlich seyn wird, die Köchin vorfordern, um ihr die nöthigen Befehle zu ertheilen; aber unter der Zeit, als sie gehorsamst erschien und einige Minuten in diesem herrschaftlichen Zimmer verweilte, ward von Madame Klotz, welche die angeordneten Küchenoperationen zu mißbilligen scheint, eine behende Diversion unternommen und ausgeführt. Sie verschloß die Küche, legte noch einen eisernen Kettenhund, ein faustdickes Hängeschloß vor, lief sodann in ihre Wohnstube, riegelte mit großem Geräusch hinter sich zu, und lachte darin mutterseelenallein, wie eine Lach-

taube. Nun kam die Köchin, um ihres Amtes zu warten, und stand vor der verschlossenen Küchenthüre, wie — mit Respekt zu melden — wie die Ochsen am Berge. Sie eilte sogleich zur Madame, pochte säuberlich an, und bat um Auslieferung der Schlüssel. Es erfolgte keine Antwort. Pauline und ich, wir standen auch dabei, und bezeugten mit Eidschwüren, daß der gnädige Herr diesen Abend durchaus warm zu speisen verlange. Madame antwortete nicht, rumorte aber gewaltig mit ihren Mobilien. Ich spähte durch's Schlüsselloch und sah mit Erstaunen, daß sie Schränke, Commoden, Tische und Stühle zusammenschob, über einander thürmte, und so dicht an der Thür einen hohen Wall erbaute. „O Himmel!“ rief ich durch gedachtes Schlüsselloch, „was machen Madame für kriegerische Anstalten?“ Und kaum waren diese Worte durch's Schloß passirt, so empfing ich in mein ehrliches Gesicht einen Strom von Dinte, welche die böse Madame, aus wahrscheinlichem Mangel anderer Feuchtigkeiten, in ein Spritzchen geladen hatte, und mir so mittheilte. Dabei erklärte sie mit heftiger Stimme: sie habe noch eine mächtige Flasche voll Dinte in Bereitschaft, und werde Jeden, der die Nase ins Schloß stecke, damit taufen. Ich mußte mich waschen lassen wie ein Kind, und wir zogen endlich sammt und sonders ab, da sich bei sothanen Umständen die Festung schlechterdings zu keiner Capitulation bequemte.“ —

„So muß man sie mit Sturm einnehmen!“ rief Herr von Föhrwald, der bei dem steifen Vortrage bald gelacht, bald geflucht hatte.

„Ich hol' eine Axt,“ sprach der Tambour freudig, und fuhr zur Thüre hinaus.

„Haben Sie jemals ein so tolles Spektakel gesehn?“ fragte Herr von Föhrwald den Leibschützen. „Es ist das

Leben eines Hagestolzen in einer Nuß! — Wohl Ihrem Vater, daß er verheirathet und glücklich verheirathet ist! Ein tugendsames Weib, sagt Salomo, ist edler denn die köstlichsten Perlen. Ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen, und Nahrung wird ihm nicht mangeln. — Mir aber mangelt sie heute, weil ich mit lauter Miethlingen wirthschafte.“ —

Keuchend kam der Trommelschläger zurück. Er trug in der einen Hand eine Axt, in der andern Bienenkappen und Masken, und auf dem Arme zwei Trauermäntel.

„Bist du ein Narr geworden?“ fuhr ihn der Edelmann an. „Was willst du mit allen den Sachen?“

„Sie sind uns insgesammt nöthig;“ antwortete Knips. „Mit der Axt schlagen wir die Thür ein, und mit Bienenkappen, Masken und schwarzen Mänteln machen wir die Dintenströme unschädlich, die uns wahrscheinlich beim Sturmlaufen entgegenschießen werden.“

„Geh mit der abgeschmackten Mummerei!“ rief Herr von Föhrwald. „Ich werde die Festung selbst auffordern und sie wird sich ergeben.“

Die Aufforderung geschah; aber mit trotzigen Worten ward Ergebung verweigert.

Knips, von Rachlust beseelt, erhob jetzt die Axt, um die Thür wie ein Sappeur einzuhauen; doch der Befehlshaber der Belagerung schien den Muth plötzlich verloren zu haben und that ihm Einhalt. „Wir wollen das unterlassen,“ sprach er leise. „Es gibt sonst eine lächerliche Geschichte, die wohl gar gedruckt und an den Schandpfahl öffentlicher Blätter geschlagen wird.“

Der Trommler zog mit dem Belagerungsgeräthe verdrießlich ab; und so gelang es der alten Frau, ihre Festung besser zu vertheidigen, als es oft Kriegsmänner tha-

ten, denen man mit den Worten des Propheten Nahum (Kap. 3. V. 12.) zurufen konnte: Eure festen Städte sind wie Feigenbäume mit reifen Feigen; wenn man sie schüttelt, daß sie dem ins Maul fallen, der sie essen will.

„Wir wollen dennoch nicht hungern und dursten;“ sagte Herr von Föhrwald auf dem Rückzuge. „Ich halte mich, bei der Aprilnatur meiner Haushälterin, auf dergleichen unangenehme Vorfälle immer gefaßt.“ Er öffnete hierauf in seinem Zimmer einen Schrank, worin sich eine Pastete, Confect, eingemachte Früchte, Obst und Wein befanden. Dabei ließ sich der Haushälterin Tücke vergessen.

25.

Pauline.

Der folgende Tag ward sehr früh mit einer Jagd angefangen. Hermann erwarb sich neue Lobsprüche dabei.

„Ich bin doch neugierig, ob wir diesen Mittag etwas zu essen bekommen,“ sagte Herr von Föhrwald auf dem Heimwege. „Die Alte schmollt in der Regel nur bis über Nacht; doch wär' es möglich, daß der gestrige Paroxysmus, der ungewöhnlich heftig war, noch heute fortdauerte, in diesem Falle reiten wir zu einem nachbarlichen Freunde, bei dem ich immer für mich und meine Begleiter offne Tafel finde.“

Hermann wunderte sich im Herzen, daß ein Mann, der sich, als Jäger und Soldat, Entschlossenheit und Thatkraft angeeignet haben sollte, die Empörung eines Weibes in seinem Hause mit solcher Langmuth ertrug.

Als sie das Schloß erblickten, rief der Edelmann mit einer fast kindischen Freude: „Ha! ich seh' ein gutes Zeichen! Der Schornstein der Küche raucht stark!“

Der Leibschütz war es gern zufrieden, wenn der Krippenritt in die Nachbarschaft unterblieb. Er wünschte, je eher je lieber das Mädchen wieder zu sehen, das er, im Schlosse ankommend, beim Horchen überrascht und seitdem nicht weiter bemerkt hatte. Der Name Pauline (der, nach seiner Vermuthung, dem lieblichen Wesen gehörte) war ihm in des Trommelschlägers weitschweifiger Relation das merkwürdigste Wort.

Sie fanden im Schlosse den Tisch gedeckt, und es ward ein so herrliches Mahl aufgetragen, daß die Absicht, ein Friedensfest dadurch zu feiern, in die Augen sprang. Doch ließ sich Madame Klotz an der Tafel, wo sie sonst täglich Sitz und Stimme hatte, vergebens erwarten. Herr von Föhrwald fragte gegen das Ende der Mahlzeit nach ihr. Der aufwartende Diener antwortete: sie habe sich, weil ihr nicht ganz wohl sey, in ihr Schlafgemach begeben, um Mittagsruhe zu halten.

Der Edelmann, von der Jagd ermüdet, folgte bald darauf ihrem Beispiele. Hermann war nun ein paar Stunden sein eigener Herr. Unter dem Scheine, des Schlosses Einrichtung kennen zu lernen, durchstrich er Hallen und Säle, mit der Hoffnung, die Horcherin zu finden. Aber das glückte ihm nicht eher, als bis er zuletzt in den Lustgarten ging, der die Burg von drei Seiten umkränzte. Hier kam ihm das Mädchen, ein Buch in der Hand, in einem laubigen Bogengange entgegen.

„Es ist mir lieb, daß wir uns hier treffen;“ sagte sie mit einer zierlichen Verbeugung. „Ich muß mich wegen der Unart, bei der Sie mich gestern ertappten, vor Ihnen rechtfertigen. Halten Sie mich ja nicht für eine Horcherin von Handwerk! Sie würden mir sehr Unrecht thun. Aber bei lustigen Vorfällen, wie gestern, erlaubt man wohl

seinen Ohren eine kleine Ausschweifung, ohne daraus eine Gewohnheit zu machen.“

Hermann beruhigte sie, und erbat sich ihren Namen.

„Pauline Reinhard,“ sagte sie. „Ich bin eine weitläuftige Verwandte der Madame Klotz, und diene hier als Hausjungfer, was mir freilich nicht bei der Wiege gesungen wurde. Mein Vater war ein geschätzter Rechtsgelehrter, der leider zu früh starb, und nichts hinterließ, als den Ruhm eines geschickten, rechtschaffenen und höchst uneigennützigen Mannes.“

„Doch was helfen Jeremiaden!“ fuhr sie, mit einem schnellen Uebergange zur vorigen Heiterkeit, fort. „Statt Sie damit zu langweilen, will ich Ihnen lieber erklären, warum bei Ihrer Ankunft die Trommel gerührt wurde.“

Es versteht sich, daß diese Belehrung dem Leibschützen sehr erwünscht war, und Pauline nahm wieder das Wort:

„Meine Frau Muhme, die gestern Abend so unartig war, Sie fasten zu lassen, besitzt neben manchen guten Eigenschaften eine ganz unbändige Zunge. Aber Herr von Föhrwald hat ein treffliches Mittel erfunden, sie zum Schweigen zu bringen. Er läßt nämlich, wenn sie durchaus keine vernünftigen Vorstellungen annimmt, den Trommelschläger kommen und ihn so lange wirbeln, bis sie sich aus dem Athem geschrieen hat und vor Erschöpfung die Segel streicht. Einen solchen Auftritt gab es gestern wegen einer wirthschaftlichen Irrung mit dem Verwalter. Doch erlebten wir schon bisweilen den Fall, daß sie, bei ähnlichen Wettstreiten mit dem Trommelschläger, den Sieg davon trug. Ihr Athem überwand die Kraft seiner Arme. Die Schlägel sanken ihm aus den erstarrten Händen, und die Zungenheldin behielt das letzte Wort.“ —

Hermann äußerte, daß ihm auch der Trommelschläger,

wegen seines ernsthaften Wesens und seiner pedantischen Redseligkeit, eine merkwürdige Person sey.

„Der arme Schlucker ißt hier das Gnadenbrod," antwortete Pauline. „Die steife Zierlichkeit seiner Wortsetzung ist ein Erbstück von seinem Vater, der ein Dorfschulmeister war. Aber unser Knips, der wohl in seinen Knabenjahren ein Thunichtgut gewesen seyn mag, entlief den Aeltern, bot der Armee seine Dienste an, ward zum Trommelschläger befördert, aber nach einigen Jahren wieder verabschiedet, weil er sich durch gewaltsames Ringen und Balgen mit seinen Kameraden die Schulter verrenkt hatte, und einen Auswuchs bekam, der in die Uniform nicht mehr paßte. Herr von Föhrwald, der bei demselben Regimente als Offizier diente, erbarmte sich seiner Hülflosigkeit, nahm ihn zu sich und ernährt ihn nun schon gegen vierzig Jahre."

„Sehr edel!" rief Hermann, und breitete sich über diese gute That noch weiter aus; doch wir wollen seine entbehrlichen Zwischenreden künftig übergehen und Paulinen ungestört erzählen lassen.

„Natürlich war es auf dem Dienst, den der Tambour jetzt unserm Herrn leistet, Anfangs nicht abgesehen. Das fügte sich erst seit fünf oder sechs Jahren durch ein bloßes Ungefähr. Knips hatte sein Instrument, die Trommel, so lieb gewonnen, daß er sich nicht von ihm trennen konnte, und Herr von Föhrwald, dem dieses Getöse nicht zuwider war, weil er sich seiner frohen Jugend dabei erinnerte, erlaubt' es ihm gern, sich dann und wann auf dem Kalbfelle lustig zu machen. Madame Klotz hingegen fand großes Mißfallen daran, und schalt weidlich, so oft der Tambour sein Spiel rührte. Doch drang sie nicht damit durch, es ihm ganz zu verbieten. Herr von Föhrwald nahm ihn tapfer in Schutz, und gab ihr in diesem Stücke nicht nach,

ungeachtet sie sonst in andern Dingen eine Allgewalt über ihn hat, die sich noch aus den Zeiten ihrer blühenden Jugend herschreiben soll. Knips, an seinen Rückenhalter gestützt, trotzte ihr und ließ sich die Trommelstöcke nur dann aus der Hand keifen, wenn er sich selbst geneigt fühlte, sie wegzulegen. War er aber gerade nicht zum Nachgeben gestimmt, so lärmt' er fort, bis sie schwieg. Eines solchen Auftritts unbemerkter Zeuge war einst Herr von Föhrwald, und bediente sich nachher oft des Trommelschlägers zum Nothhelfer." —

„Doch es wird Zeit, an meine Geschäfte zu gehen;" schloß Pauline. „Erlauben Sie mir nur noch den freundschaftlichen Rath, sich mit Madame Klotz in ein gutes Vernehmen zu setzen. Sie liebt es sehr, daß man ihr Aufmerksamkeiten beweise, und fordert sie vorzüglich von Männern." —

Das Mädchen eilte aus dem Garten, und Hermann beschloß, der alten Dame eine förmliche Visite zu machen.

26.

Der Besuch.

Bald darauf kam die Erwachte zum Vorschein. Der Mittagsschlaf schien ihre Gemüthsstimmung sehr verbessert zu haben. Sie scherzte sogar, wiewohl etwas bitter, mit ihrem abgesagten Feinde, dem Trommelschläger, der ihr auf einer engen Treppe, wo sie einander nicht ausweichen konnten, begegnete.

Indessen hatte Hermann das bestäubte Jagdkleid mit einem feierlichern Anzuge vertauscht und klopfte an die Thür der Madame Klotz. Ihr Herein klang nicht viel

sanfter als das Wer da einer Schildwache, und ließ keinen liebreichen Empfang hoffen; aber sie lächelte ungemein holdselig, da der schöne Jüngling erschien und mit einer ehrerbietigen Verbeugung sagte: er habe kein anderes Geschäft, als das angenehme, sich ihrem Wohlwollen zu empfehlen.

„Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden," antwortete sie, „und freue mich, daß Herr von Föhrwald seinen Jagdgefährten aus einem Priesterhause gewählt hat, weil man von daher gute Sitten und Gesinnungen mit Recht erwartet. Bezeigen Sie sich Ihrer Abstammung würdig, und Sie sollen dann immer an mir eine gefällige Freundin finden. Schränken Sie, um nicht durch böse Gesellschaft verdorben zu werden, Ihren Umgang im Schlosse ganz auf mich ein. Ich will, da sey Gott vor! keinem Menschen etwas Uebels nachreden; aber unsre Hausgenossen, mit Ausnahme des Herrn, taugen insgesammt nicht viel. Pauline ist ein naseweises Ding, das immer nach Mannspersonen herum äugelt; der Trommelschläger ist geschwätzig wie eine Elster und von innen so häßlich als von außen: und das ganze übrige Volk ist Pech, woran man sich besudelt, wenn man es angreift." —

Um sich von der Ohrenfolter dieses Geklatsches zu befreien, faßte Hermann das Bildniß eines jungen Frauenzimmers ins Auge und fragte, wen es vorstelle.

„Meine Wenigkeit," antwortete sie. „Es sind freilich fünf und zwanzig Jahre her, daß ich mich malen ließ. Finden Sie, daß ich mich indessen verändert habe?"

Hermanns Wahrheitsliebe kam bei dieser unverschämten Frage sehr ins Gedränge. Er antwortete ausweichend: „Madame sind vollkommner geworden."

Sie nahm das zweideutige Wort im besten Sinne, und

sagte mit einem sanften Schlage auf seine Wange: „O, Sie schmeicheln! Aber so viel ist gewiß, ich habe mich ziemlich gut conservirt.“ —

Es war Kunst, nicht zu lachen. Der Leibschütz fuhr in dieser Beklemmung mit dem Geständniß heraus, daß er selbst in die Bildnißmalerei pfusche.

„Das ist herrlich!“ sprach sie. „Aber Sie sollen mir das nicht vergebens gesagt haben. Ich nehme ihren Pinsel nächstens in Anspruch.“

Etwas erschrocken antwortete Hermann: er stehe mit Vergnügen zu Befehl, wenn ihm der Herrndienst dazu Zeit gestatte.

Diese Bedingung beleidigte sie fast. „Merken Sie sich ein Mal für immer,“ sagte sie, „daß ich hier als Frau vom Hause gelte. Was ich anordne, wird vor allen andern Dingen gethan, und ist keiner Einschränkung, keinem Widerspruch unterworfen.“ —

Das war also ein förmliches Privilegium de non appellando! Mit der Bekanntmachung desselben endigte sich der Besuch.

Man sah es einige Tage nachher, daß sie wirklich die höchste Gewalt im Schlosse besaß. Sie hatte, um in einer möglichst reizenden Gestalt dem Maler zu sitzen, einen Haarkünstler aus der nächsten Stadt verschrieben. Dieser Mann kam eines Morgens, als eben Herr von Föhrwald mit dem Leibschützen in den Forst reiten wollte. Sie verlangte, Hermann solle zu Hause bleiben, um sie sogleich, wenn sie coeffirt sey, zu malen. Das mußte denn auch geschehen, ungeachtet der Edelmann heftig dagegen stritt. Er gab am Ende selbst die vorgehabte Jagd schmollend

auf, weil er den ihm unentbehrlich gewordenen Waldbegleiter nicht mitnehmen durfte.

Der Künstler arbeitete mit Unlust, und es entstand auf der Leinwand um so mehr ein Fratzengesicht, da sich Madame Klotz während des Malens widernatürlich zierte, den breiten Mund spitzte, die kleinen Augen weit aufriß, und mehrere solche Grimassen machte, um sich aus einer Meerkatze in eine Grazie zu verwandeln. Der Maler nahm sie, wie sie sich gab; sie war mit dem Gemälde vollkommen zufrieden und betheuerte: er habe con amore gearbeitet. Bei diesem unverdienten Lobspruche kniff sie ihn con amore in die erröthenden Wangen und verehrte ihm einen feurigen Kuß, den sie für eine mütterliche Liebkosung erklärte.

Das Porträtiren griff nachher im Schlosse noch weiter um sich. Es ward öffentlich und heimlich gemalt. Das letztere geschah bei Paulinen, die Hermann nicht so vermied, als es seine mütterliche Freundin mit einer Art von Eifersucht wünschte. Ihr Mittagsschläfchen, das sie täglich hielt, verschaffte den jungen Leuten die sicherste Gelegenheit, sich mit einander zu besprechen. In diesen Mußestunden malte der Leibschütz mit wahrer Lust und Liebe das Mädchen, und erbat sich dafür selbst den Lippensold, den ihm Madame Klötz wider seinen Willen aufgedrungen hatte.

27.

Der Schreckschuß.

Es verfloß ein Jahr, ohne daß sich im Schlosse Hirschfeld etwas Merkwürdiges ereignete. Heute und Gestern sahen sich immer, wie ein paar Wassertropfen, gleich. Es

war und blieb dem Leibschützen ein Räthsel, wie Herr von Föhrwald, dem, als einem sehr reichen Manne, alle Annehmlichkeiten der Erde zu Gebote standen, ein solches langweiliges und freudenloses Daseyn aushalten konnte. Die Einförmigkeit seiner Lebenstage machte den geringsten Fehler derselben aus; aber seine Abhängigkeit von den boshaften Launen eines gemeinen Weibes war ein Kreuz, das kein Mann tragen sollte, der es abschütteln kann; und wie leicht konnte das Herr von Föhrwald! Ein kräftiges: „Hebe dich weg von mir, Satan!“ dessen Nachdruck sich allenfalls durch den Schwung einer tüchtigen Hetzpeitsche verstärken ließ, hätte dem Unwesen plötzlich ein Ende gemacht. Aber er schleppte die unwürdigen Sklavenfesseln von einem Tage zum andern geduldig fort. Hermann, der tägliche Zeuge seiner Leiden, bekam dadurch vor dem Hagestolzenleben einen solchen Abscheu, daß er sich, kaum ein und zwanzig Jahre alt, muthig entschloß, je früher je lieber zu heirathen. Der ehrliche Milchbart hatte freilich noch nicht das Trauerspiel einer unglücklichen Ehe gesehen; denn seine Pflegeltern schufen sich durch Liebe und Verträglichkeit einen Himmel auf Erden, und er glaubte gutmüthig, daß alle Gatten so lebten.

Madame Klotz ward dem Leibschützen immer gehässiger, je mehr sie sich ihm angenehm zu machen suchte. In sein glattes Gesicht bis zum Sterben verliebt, verrieth sie den Zustand ihres Herzens auf die plumpeste Weise. Das ganze Schloß ergötzte sich an ihrer possierlichen Zärtlichkeit, und neckte darüber den spröden Geliebten, der sich, wo er nur konnte, vor ihr verbarg.

Ein Judas hatte ihr verrathen, daß die Zeit ihrer Mittagsruhe von Hermann und Paulinen zu geheimen Zusammenkünften angewandt wurde, und sogleich mußte ihr

alter Freund, der Schlaf, der Eifersucht weichen. Er ließ sich ungern aus seinem verjährten Besitzstande verdrängen, und schloß noch bisweilen ihre Argusaugen mit unwiderstehlicher Macht; aber sie nahm Maßregeln, daß in der gefährlichen Verdauungsstunde, da sie vor ihm nicht sicher war, kein Unheil geschehen konnte. Pauline (über die sie, als Base, die strengste Zwangherrschaft ausübte) mußte sich jeden Nachmittag bei ihr einfinden und sich so lange einschließen lassen, bis das Sandmännlein vorüber gezogen war.

Unnütze Vorsicht! Es kam in der Nacht wieder, und ließ sich dann nicht so leicht abweisen. Das überlegte die Eifersüchtige nicht; aber Hermann und Pauline dachten besser daran. Das Jahr stand eben in der Mitte seiner Laufbahn und der Mond beleuchtete die warmen Nächte des Brachmonds. Solche Nächte sind für die Liebe geschaffen! Unsere jungen Leute, die sich in aller Unschuld herzlich gut waren, vereinigten sich daher eines Tages mit flüchtigen Worten, einander um Mitternacht in einer gewissen Laube des Gartens zu treffen. Sie glaubten, an dem Orte, wo sie diese Abrede nahmen, ohne Zeugen zu seyn; aber in der Nähe stand eine unbeachtete spanische Wand, hinter derselben horchte ein Verräther, und nach fünf Minuten wußte Madame Klotz die ganze Geschichte.

Nun bildet sich gewiß Mancher ein, sie werde die Angeklagten auf der Stelle zur Untersuchung gezogen und ein schreckliches Gericht über sie gehegt haben; aber das geschah nicht. Sie that gerade das Gegentheil: sie betrug sich gegen Beide, um sie ganz sicher zu machen, höchst unbefangen und gütig.

So verging der Tag. Pauline wünschte ihr, wie gewöhnlich, eine gute Nacht, und begab sich, Kopfweh und

Müdigkeit vorschützend, sehr zeitig in ihr Kämmerlein, das sich am Ende eines langen, zwischen zwei Reihen Zimmer hinlaufenden Ganges befand.

Die alte Schlange kroch ihr von weitem nach; und kaum sah sie das Licht, womit sich Pauline zu Bett leuchtete, in die Kammer hinein verschwinden, so schloß sie das eiserne Gitterpförtchen des Ganges (der sonst niemals, gleich den Judengassen mancher Städte, bei Nacht gesperrt wurde) geschwind und leise zu, umschlang die Stäbe, wo sich der Eingang öffnete, mit einer Kette, und versiegelte diese mit einem Vorlegeschlosse. So war für Paulinen durchaus kein Entkommen, und keine Möglichkeit, den fernwohnenden Freund von ihrer Gefangenschaft zu benachrichtigen.

Für Genuß der Schadenfreude war also gesorgt. Aber das genügte der Arglistigen nicht. Sie wollte einer noch höhern Freude genießen.

Mit dieser Absicht schlich sie, nett gekleidet, eine Stunde vor Mitternacht in den Garten und nahm Besitz von der Laube, die ihr der Verräther bezeichnet hatte.

Kurz darauf fand sich auch Hermann im Garten ein. Er hoffte jetzt noch nicht, seine Freundin zu finden, und war schon im Begriff, bei der Laube vorbei zu gehen, als ihn aus derselben ein schalkhaftes Husten begrüßte.

Befremdet blieb er stehen und fragte schüchtern: „Wer ist hier?“

„Pauline“ — antwortete eine piepende Stimme, die des Mädchens Sprachton so gut als möglich nachäffte, und den Jüngling auch wirklich täuschte. Er ging mit raschen Schritten in die Laube.

Doch in diesem Augenblicke sah er, oder fühlte vielmehr, daß Betrug im Spiele war. Anstatt des sittsamen Mädchens, das ihm nie mit der unschuldigsten Vertraulichkeit

entgegen kam, umklammerten ihn gierige Arme, und seine Rede verschlang (wie Bürger sagt) mancher durstige Kuß. Er brachte mit genauer Noth ein: „Pfui! was ist das?“ heraus: aber die große Raubbiene, die an den Rosen seiner Lippen unersättlich saugte, ließ sich dadurch nicht verscheuchen. Er mußte gewaltsam mit ihr ringen, und es gab einige Minuten lang in der Laube herum ein rauschendes Gerammel.

Plötzlich fiel aus den Schloßfenstern ein rettender Schuß. „Gott sey uns gnädig und barmherzig!“ rief Madame Klotz mit leiser, aber natürlicher Stimme, und entließ den widerspenstigen Knaben aus ihrer Umstrickung.

„Ich beschwöre Sie, Freund,“ fuhr sie bittend fort, „seyn Sie einen Augenblick mäuschenstill, regen Sie weder Hand noch Fuß! Wir schweben beide zwischen Ehr' und Schande.“ —

Indem sie das sagte, stürmten alle Jagdhunde des Schlosses wie ein wüthendes Heer auf die Laube zu.

„O Himmel! da kommen die Vorläufer!“ zischelte Madame Klotz. „Nun ist der Herr auch nicht weit!“

„Ich fürchte ihn nicht;“ sagte Hermann ruhig.

„Ich, wahrhaftig! noch weniger; das sehen Sie täglich!“ flüsterte die Dame. „Aber bei süßen Schwachheiten läßt man sich von niemanden gern betreffen.“

Die Hunde stürzten jetzt mit wetteiferndem Gebell in die Laube, schwiegen aber plötzlich, als sie so gute Bekannten hier antrafen. Schmeichelnd wollten sie da bleiben und die Gesellschaft vermehren; doch Hermann gab ihnen in möglichster Stille ein weidmännisches Zeichen, sich zu entfernen, und sie gehorchten.

Herr von Föhrwald erschien nicht. Er hatte, am Fenster seines Schlafzimmers stehend, das Geraschel in der

Laube gehört und Diebe im Garten vermuthet; darum that er einen Schreckschuß und schickte die Hunde auf Kundschaft aus. Als aber diese still wurden und gelassen ins Schloß zurückkehrten, legte er sich mit dem Gedanken, daß ihn sein Ohr getäuscht habe, ohne weitere Besorgniß zu Bett.

Madame Klotz wagte sich, um zu spähen, aus der Laube hervor. Mit großem Vergnügen sah sie die Fenster des herrschaftlichen Schlafgemachs nicht mehr erleuchtet, und alle Furcht wich von ihr. Raschen Schrittes ging sie zu dem verlassenen Geliebten zurück und knüpfte den zerschossenen Faden der Zärtlichkeit wieder an. Aber Hermann, über diesen Rückfall ihrer Liebeswuth aufgebracht, stieß sie gleich beim ersten Angriff mit Heftigkeit von sich und entfloh.

Es war noch nicht zwölf Uhr. Er hielt es daher für nöthig, Paulinen zu warnen, daß sie nicht ihrer manntollen Nebenbuhlerin in die Hände laufe. Mit Erstaunen fand er den gewöhnlich offnen Gang zu ihrer Kammer in ein Gefängniß verwandelt. Dieser Umstand erklärte ihm den ganzen Zusammenhang des widrigen Abenteuers, das er vorher für eine bloße Neckerei des Zufalls gehalten hatte. Er ging traurig davon, und warf sich, mit schweren Sorgen über des armen Mädchens Schicksal, auf sein Lager.

28.

Der Diebstahl.

Nach einer schlaflosen Nacht mußte er, bei Anbruch des Tages, mit dem ewigen Jäger zu Holz ziehn. Pauline war noch eingekerkert; Madame Klotz ließ sich nicht sehen. Kein Schatten von Trost begleitete ihn in den Wald. Nie

war ihm die Erfüllung seiner Dienstpflicht schwerer geworden. Er saß zu Pferde wie ein Träumender und machte bei der Jagd alles so ungeschickt, daß ihm Herr von Föhrwald darüber zum ersten Mal ein verdrießliches Gesicht zeigte. Es kam die Rede auf den Schreckschuß in der vergangenen Nacht. Hermann läugnete, ihn gehört zu haben, und ward dabei feuerroth. Der Edelmann sah ihn scharf an und schüttelte den Kopf.

Hermann sehnte sich heim, und war froh, als der Stand der Sonne den nahen Mittag ankündigte; aber leider ritt Herr von Föhrwald nicht nach Hause, sondern zur Tafel bei einem benachbarten Gutsbesitzer, und der Leibschütz mußte ihn, wie gewöhnlich, begleiten.

Es war schon Nacht, als sie nach Hirschfeld zurück kamen. Alle Gesichter schienen ihm einen besondern Vorfall anzukündigen. In manchen glaubte er Schadenfreude, in andern Mitleid zu lesen. Der Trommelschläger winkte ihm mit den Augen und steckte ihm, als sie mit einander bei Seite gegangen waren, einen Zettel zu, auf welchem von Paulinens Hand folgende Worte mit Bleistift geschrieben standen:

„Leben Sie wohl, lieber Freund! Ich werde eines Diebstahls beschuldigt und Knall und Fall aus dem Hause gejagt. Sie wissen, daß ich einer solchen Schandthat nicht fähig bin. Retten Sie meine Ehre!“ —

„Himmel! Pauline ist fort?“ rief Hermann todtenbleich.

„Ja, leider!“ seufzte der Trommelschläger. „Ich will Ihnen das wunderbare Ereigniß in der schönsten Ordnung erzählen.“

„Nur geschwind und kurz!“ sagte der Leibschütz ungeduldig, und der Trommelschläger begann:

„Monsieur Brok und der gnädige Herr hatten am heuti-

gen Morgen kaum das Schloß verlassen, so kam die Haushälterin mit einer gräßlichen Physiognomie aus ihrer Klause hervor und erschreckte uns sammt und sonders mit dem Zetergeschrei: es wäre von dem herrschaftlichen Silber ein halbes Dutzend der schwersten Löffel entwendet worden; es müsse deßhalb Haussuchung geschehen; und es solle, um ihre Unparteilichkeit an den Tag zu legen, bei ihrer eigenen Verwandtin damit der Anfang gemacht werden, ob sie gleich im voraus wisse, daß dieses ehrliche Mädchen ein solches Verbrechen nicht begehen könne. — So brüllte sie furchtbar. Wir standen alle starr um sie her. Auch Pauline war gegenwärtig und sagte mit der Unschuld eines Engels: sie sey bereit, alle Behältnisse ihrer Wohnung zu öffnen. Wir zogen zehn Häupter stark dahin. Madame Klotz durchwühlte die Commode, den Schrank, die Bettstatt; es fand sich kein Silber. Endlich kam auch die Reihe an den Koffer. Madame griff darin herum, zog plötzlich die Hand, wie von glühenden Kohlen, zurück, verdrehte die Augen und stieß einen kläglichen Ton aus, der uns allen durch Mark und Bein ging. Mein Gott! was ist denn hier? sagte Pauline. Damit beugte sie sich über den Koffer, streute alle darin befindliche Effecten auf den Fußboden, und plötzlich klirrten aus einem Kleidungsstücke silberne Löffel mit dem herrschaftlichen Wappen heraus."

„Ist's möglich? — O, der teuflischen Bosheit!" rief Hermann.

„Wir waren alle wie aus den Wolken gefallen;" fuhr der Trommelschläger fort. „Nur Pauline änderte nicht ihre Gesichtsfarbe und sagte mit fester Stimme: Ich bin unschuldig: Gott kennt die Hand, die dieß Silber hier einstahl, um mich zu Schanden zu machen!" —

„O, ich bin kein Gott, und ich kenne sie!“ fiel Hermann ein.

„Madame Klotz nannte Paulinens Worte ein elende Ausflucht, und betheuerte weinend und schluchzend: sie möchte lieber nicht geboren seyn, als solche Schmach an einer Verwandtin erleben. Ueber dieses Thema hielt sie nun eine so lange Strafpredigt, daß uns umher stehenden Zuhörern die Füße beinahe in die Dielen wuchsen. Am Ende sagte sie: Dank’ es deinem Schöpfer, Pauline, daß der gnädige Herr abwesend ist! Er, der redlichste der Menschen, haßt alle Treulosigkeit, und würde dein Vergehen auf’s härteste ahnden. Es gibt kein Mittel, dich vor Gefängniß und andern entehrenden Strafen zu schützen, als daß ich dich auf der Stelle verabschiede. Entferne dich also binnen einer Stunde, und melde mit der Zeit, wo du ein anderes Unterkommen gefunden hast, damit ich dir deine Habseligkeiten nachschicken kann.“ —

„Und ihr feigen Memmen,“ zürnte Hermann, „ihr standet, zehn Häupter stark, maulsperrend dabei und ließt das alles geduldig geschehn? — Pfui über euch erbärmliche Menschen! Konntet ihr euch nicht des unglücklichen Mädchens annehmen, die Alte zu Boden werfen und sie zwingen, ihre Ränke zu gestehn?“ —

„Das wäre, traun! ein gefährliches Wagstück gewesen,“ versetzte der Trommelschläger. „Sie hätte uns wahrscheinlich an ihrem Schlüsselstrauß riechen lassen und uns damit Löcher in den Kopf geschlagen. Ueberdieß forderte uns Jungfer Pauline gar nicht zu ihrer Vertheidigung auf, sondern mit einem edlen Stolz, der ihr recht wohl stand, sagte sie: Ich verlasse diese Mauern mit der Zuversicht, daß mich Gott nicht verlassen wird: denn ich leide unschuldig. — Madame Klotz lachte höhnisch und winkte uns ab-

zutreten. Wir gingen mit Thränen. Eine halbe Stunde darauf drückte mir Pauline das Briefchen an Sie in die Hand und zog von dannen.“ —

„Armes, gemißhandeltes Mädchen!“ rief Hermann: „Ich will Deine Ehre retten, und sollt’ ich mein Leben darüber verlieren!“ —

Er eilte fort, um mit dem Herrn von Föhrwald zu sprechen; dieser aber hatte sich, nach einer Unterredung mit der Haushälterin, schon zur Ruhe begeben. Madame Klotz wirthschaftete noch in ihrem Gemach. Hermann klopfte an; Sie fragte, wer da sey. Er nannte sich mit hastiger Stimme. Das war unklug; denn sie schloß aus seinem wilden Tone, daß er ihr Fehde ankündigen wolle, und so erhielt er die Antwort: sie sey bereits in den Federn und könne für heute keinen Besuch mehr annehmen. Bei diesen Umständen war nichts zu thun, als den folgenden Tag abzuwarten.

29.

Der Trommelschläger in Activität.

„Nun, Monsieur Brok,“ begann Herr von Föhrwald, als der Leibschütz am frühen Morgen in sein Zimmer trat, „was sagen Sie zu dem gestrigen Vorfalle? Hätten Sie wohl Paulinen für eine Diebin gehalten?“

„Ich halte sie noch jetzt nicht dafür,“ antwortete Hermann. „Ich klage vielmehr Madame Klotz der Bosheit an, die in des Mädchens Koffer gefundenen Löffel selbst hineingelegt zu haben.“

„Sie erdreisten sich einer sonderbaren Behauptung!“ sagte Herr von Föhrwald mit Staunen. „Wie wollen Sie Beweis führen?“

Hermann erwiederte: er hafte mit seinem Leben für Paulinens Ehrlichkeit; aber Madame Klotz sey eine Ränkeschmiedin, und er habe längst bemerkt, daß ihr das Mädchen ein Dorn im Auge gewesen sey. Er bat, sie vorzufordern, und versicherte, er werde ihr einen Spiegel vorhalten, worin sie ihr Seelenbild mit Schrecken erblicken solle.

„Das wird einen heißen Kampf geben!" sprach der Edelmann. „Doch die Sache muß untersucht werden. Es wäre doch unerhört, wenn sich die Alte auf solchen krummen Wegen betreffen ließe!"

Er setzte die folgende Stunde zum Vorbeschied an. Hermann trat indessen ab.

„Hören Sie," rief ihm der Edelmann nach, „ich sehe voraus, daß wir den Tambour brauchen werden. Sagen Sie ihm, er möge sich bereit halten und seine Trommel stimmen." —

Nach Verlauf einer Stunde erschien der Ankläger wieder. Herr von Föhrwald hatte sich indessen, wie ein General zur Austheilung der Parole, standesmäßig ankleiden lassen. Mit Stiefel und Spornen, den Hirschfänger an der Seite und den Federhut auf dem Kopfe, saß er bereits auf dem Richterstuhle.

Madame Klotz ward vorgeladen. Sie kam schnell auf klappernden Pantoffeln getrippelt und öffnete mit ruhigen Gesichtszügen die Thür; aber ihre Augen erweiterten sich mächtig und schoßen Flammen, als sie den Leibschützen an seines Herrn Seite stehen sah.

„Madame," hob Herr von Föhrwald feierlich an, „dieser junge Mensch erkühnt sich, Paulinens Unschuld zu verfechten und darüber mit Ihnen eine Lanze zu brechen." —

„Was will der Gelbschnabel?" fuhr sie auf, und nun

ging's aus ihrem Munde, wie das Getöse eines Stroms, der von schroffen Felsen herabstürzt.

Herr von Föhrwald gebot Ruhe. Der Rheinfall donnerte fort. Jener sprang auf und rief zur Thür hinaus: „Knips soll kommen!"

Im Geschwindschritt rückte der Tambour ein. „Losgeschlagen!" commandirte der Edelmann. Knips rührte sich wacker; ein Jagdhund unterstützte ihn mit schmetterndem Gebell; aber Madame Klotz überschrie beide und focht dazu mit den Armen über dem Kopfe des Trommelschlägers, der grämlich zu ihr hinauf sah, weil er es übel nahm, daß sie seinem Instrumente den Sieg streitig machte. Das alles erhielt Föhrwalds Zwerchfell in beständiger Erschütterung und zwang sogar dem Leibschützen, ob er gleich unbarmherzig geschimpft wurde, ein Lächeln ab.

Die Furie strömte ihre Fischmarktsberedtsamkeit aus, bis sie, völlig entathmet, nicht mehr sprechen, nur noch kreischen und stöhnen konnte. Jetzt schwieg sie, um neue Kräfte zu sammeln. Auch der Trommelschläger ließ nun seine ermüdeten Arme triumphirend ruhen.

Während dieser Pause suchte Hermann, durch Zusammenstellung aller sachdienlichen Umstände, seine Gegnerin zu überführen, daß sie eine Feindin Paulinens gewesen sey, und man ihr daher einen heimtückischen Anschlag gegen das Mädchen wohl zutrauen könne. Erröthend gestand er dem Herrn von Föhrwald: er habe vor zwei Tagen einen Spaziergang im Mondscheine mit Paulinen verabredet, aber Madame Klotz habe sie eingekerkert, sich an ihrer Stelle im Garten eingefunden und ihn mit Zunöthigungen geängstet, die für eine Matrone ihres Alters höchst unanständig gewesen wären.

„Was schiert Ihn mein Alter? Monsieur Naseweis!"

fiel sie ein. „Will Er nicht alt werden, so häng' Er sich jung! Es ist an Ihm wenig verloren! Er fing mit Paulinen ein schändliches Leben an, das in diesem Schlosse, wo Zucht und Ehrbarkeit herrschen, nicht geduldet werden konnte. Eins von Euch mußte fort! Und hätt' ich nun auch, um das Aergerniß vor dem gnädigen Herrn zu vertuschen, ein solches Mittel ergriffen, wie Er denkt, was wär's denn weiter?" —

„Ei, den Teufel auch, Madam!" fuhr Herr von Föhrwald auf: da hätten Sie einen sehr schlechten Streich gemacht; und ich seh' aus allen Umständen, Sie haben ihn gemacht! Pfui, schämen Sie sich in Ihr Herz! Ich übersehe viel und dulde viel, wenn man sich an meiner Person vergeht; aber so weit mein Arm reicht, darf Andern kein Unrecht widerfahren. Paulinens Ehre muß gerettet, ihre Unschuld in das hellste Licht gestellt werden; und das soll nicht allein durch einen öffentlichen Anschlag an den Pforten des Schlosses geschehn, sondern ich will auch eine Ehrenerklärung von der Kanzel ablesen lassen, und in den Zeitungen Paulinen als ein treues und rechtschaffenes Mädchen allen Herrschaften empfehlen." —

Madame Klotz wollte dagegen einreden, aber Herr von Föhrwald ließ Lärm schlagen und führte sie zur Thür hinaus.

30.

Florentin betritt wieder den Schauplatz.

Paulinens Ehrenrettung geschah, wie der gerechte Richter beschlossen hatte. Uebrigens erhielt Hermann nicht die geringste Nachricht von ihr. Madame Klotz sandte des Mädchens zurückgelassene Habe an eine vertraute Freundin

in die nächste Stadt, und so erfuhr in Hirschfeld Niemand, wohin sich Pauline gewendet hatte. Alle Briefe, die im Schlosse einliefen, gingen seit langer Zeit durch der Haushälterin Hände. Sie theilte davon aus und unterschlug, wie es ihr beliebte. Dieses Fegfeuer kannte Pauline und unterließ daher wahrscheinlich die vergebliche Mühe, einen Brief an Hermann hineinzuwerfen.

Er und Madame Klotz blieben mit einander über den Fuß gespannt und wichen sich so viel als möglich aus. Bei unvermeidlichem Zusammentreffen bekam sie immer plötzliche Anfälle eines Speichelflusses, und erleichterte sich oft in Hermanns Nähe so unartig, daß er durch behende Seitensprünge sein Kleid vor Befleckungen retten mußte. Auch mit dem Herrn von Föhrwald schmollte sie hartnäckig und bestrafte ihn durch Entziehung seiner Lieblingsspeisen und andere hämische Neckereien für die Gerechtigkeit, die er Paulinen hatte widerfahren lassen.

Er, in allen Dingen, die ihn selbst betrafen, sehr nachgebend, übersah ihre Anfeindungen, ohne sich deßwegen mit ihr zu überwerfen. Sie hingegen fand sich von einem Tage zum andern aufs Neue dadurch beleidigt, daß er ihr Zürnen nicht achtete, keinen Schritt zur Aussöhnung that und ihr nicht durch ein ansehnliches Geschenk ein Sühnopfer brachte, wie bisweilen in frühern Zeiten bei ähnlichen Verstimmungen geschehen war.

Unter solchen Mißhelligkeiten verstrich ein Jahr. Herr von Föhrwald wollte jetzt dem heiligen Hubert, dem Schutzpatron der Jäger, zu Ehren ein großes Fest anstellen und nahe und ferne Freunde, auf deren Gütern er seit mehreren Jahren ähnlichen Jagdfesten beigewohnt hatte, dazu einladen. Dieses kostspielige Vorhaben ließ sich ohne hohe Genehmigung der Küchen- und Keller-Commandantin

nicht ausführen. Er mußte ihr eine mit Gold gefüllte Hand zur Aussöhnung bieten, und um diesen Preis erhielt er nicht allein die gesuchte Erlaubniß, sondern auch von Stunde an wieder das freundlichste Gesicht.

Ein milder Strahl dieser Amnestie fiel sogar auf den Leibschützen. Madame Klotz enthielt sich fortan gegen ihn aller Unanständigkeiten, und trieb ihre Huld so weit, daß sie ihm meldete: Pauline befinde sich wohl und habe ein unerwartetes Glück gemacht. Er hörte diese Nachricht mit scheinbarer Gleichgültigkeit an und fragte nicht, worin das gerühmte Glück bestehe; denn er besorgte, entweder kurz abgefertigt, oder durch Erdichtungen getäuscht zu werden.

Das große, auf acht volle Tage berechnete Jagdfest begann. Es zog ein Heer von geladenen und ungeladenen Gästen ein. Wer einige Ahnen hatte und eine Flinte abschießen konnte, war willkommen. Die Namenliste der gesammten, in Hirschfeld eingetroffenen Herrschaften ist noch in beglaubter Abschrift vorhanden, sie mag aber, um des Papiers zu schonen, ungedruckt bleiben. Wir wollen daraus nur diejenigen Personen ausheben, die auf den Gang der Geschichte eine bedeutende Einwirkung haben.

In diese Klasse gehört vor allen andern Herr Florentin von Falkenhof, der zu damaliger Zeit als der reichste und prachtliebendste Kammerjunker in der Hauptstadt lebte. Er hatte diese Hofstelle sogleich nach seinem Abgang aus der Regierung erhalten, und stand ihr mit Ruhm und Ehre vor.

Herr von Föhrwald kannte ihn vorher nicht. Er kam ungerufen zum Feste, in Gesellschaft eines eingeladenen jungen Edelmanns, der sein Freund war und ihn eigenmächtig mitbrachte.

Sein Aufzug war glänzend. Er hatte nicht weniger

als sechs Reitpferde, zwei Livreebedienten, einen Leibjäger und einige Koppeln Jagdhunde bei sich. Einem geizigen Wirthe wäre bei dem Anblick so vieler Tisch- und Stallgäste bange geworden; aber Herr von Föhrwald empfing ihn mit Vergnügen, und der Kammerjunker entschuldigte sich auch mit keinem Worte über sein zahlreiches Gefolge. Er schien vorauszusetzen, daß ein Mann, wie er, sich mit keinem geringern Geleite behelfen könne.

Es war gegen Mittag, als er mit seinem Gesellschafter ankam. Man setzte sich bald darauf zur Tafel. Hermann nahm, wie gewöhnlich, seinen Platz an derselben ein. Der Kammerjunker richtete seine Augen eine Weile scharf auf ihn; und da er aus der tiefen Gegend, wo sich Hermann niedergelassen hatte, und aus der thätigen Aufmerksamkeit, die er dem Herrn von Föhrwald beim Vorlegen bewies, den richtigen Schluß zog, daß Jener kein Fremdling und Gast sey, so fragte er seinen Reisegefährten, der neben ihm saß, halblaut: „Kennst du den Menschen dort unten?“ — Der Befragte gestand durch stummes Kopfschütteln seine Unwissenheit; aber Herr von Föhrwald, der des Kammerjunkers Geflüster gehört hatte, antwortete schnell: „Es ist mein Leibschütz; der Sohn eines sehr würdigen Pfarrers, den ich als meinen Freund verehre.“

„So, so!“ sagte der Kammerjunker mit einem schnöden Lächeln. Darauf legte er Messer und Gabel nieder, aß nicht, trank nicht und sprach kein Wort. Herr von Föhrwald bemerkte, daß dem jungen Herrn eine Grille durch den Kopf flog; er nahm aber keine Notiz davon, weil überhaupt das lästige Einnöthigen der Speisen an seinem Tische längst abgeschafft war, und er es jeden Gast mit seinem Magen abmachen ließ, ob er viel oder wenig genießen wollte.

Doch nach aufgehobener Tafel nahm er den jungen Edelmann, der Falkenhofen bei ihm eingeführt hatte, auf die Seite. „Freund,“ sprach er, „Sie haben die Gesellschaft mit einem stattlichen Mitgliede bereichert; aber wie kam es, daß der Herr Kammerjunker bei Tische so plötzlich Sprache und Eßlust verlor? Er scheint einen Groll auf meinen Leibschützen zu haben, und gleichwohl kannt' er ihn nicht. Wie hängt das zusammen?“

Falkenhofs Freund entschuldigte sich: er wisse von dem allem nichts. Aber Herr von Föhrwald, der ihn genau kannte und sich deßhalb einige Zudringlichkeit erlauben durfte, bestand auf seiner Forderung, ihm das Räthsel zu erklären. Jener antwortete nun: es liege dabei nichts zum Grunde, als daß der Kammerjunker gegen Leute geringern Standes etwas stolz sey, und, durch das Hofleben verwöhnt, die Tischgesellschaft eines bürgerlichen Subalternen anstößig finde.

Herr von Föhrwald brach in ein Gelächter aus. „Ihr Kammerjunker ist ein Narr, wie es wohl jetzt, am nahen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, nur noch wenige gibt! Ich werde wahrlich seinetwegen meinen treuen Diener, der täglich mit mir speiset, nicht vom Tische verweisen! — Uebrigens ist es mir lieb, daß seine Mißlaune keinen tiefern Grund hat. Ich glaubte schon, es steckte irgend ein Geheimniß im Hinterhalte; denn haben sie noch nicht bemerkt, daß er und mein Leibschütz in ihren Gesichtszügen eine auffallende Aehnlichkeit haben?“ —

„Ei wohl!“ versetzte Jener. „Es ist ein wunderbares Naturspiel! Aber wir wollen uns ja enthalten, ihm unsere Bemerkung mitzutheilen. Er würde sich dadurch äußerst beleidigt finden.“

31.

Agathe.

Ein anderer für uns wichtiger Gast war Herr von Harand, ein alter Raufdegen, der sich in frühern Jahren als ein kühner Parteigänger im Kriege ausgezeichnet, und es auf diesem Wege vom gemeinen Husaren bis zum Oberstwachmeister gebracht hatte. Es war eine baumlange, dürre, wilde Gestalt, die sich noch täglich mit Husarenpelz und Dolman bekleidete, und einen klirrenden Säbel auf dem Fußboden neben sich her schleppte. Daß bei diesem Costüm ein Schnurrbart nicht fehlen durfte, versteht sich von selbst. Der Major hielt auf diesen Schmuck so viel, daß er sich um ein Haar davon auf Leben und Tod geschlagen hätte; und wenn er etwas recht hoch und theuer bekräftigen wollte, so schwur er bei seinem Barte. Er hatte im Kriege viel Beute gemacht, aber wie gewonnen, so zerronnen. Das geraubte Gold in der Tasche hatte sich durch Völlerei in Kupfer auf dem Gesichte verwandelt. Es war ihm von seinen Feld- und Streifzügen nichts als rohe Sitten übrig geblieben; denn das Landgütchen, dessen Herrn er sich nannte, war bis auf den letzten Dachziegel verzehrt, und er führte davon nur noch den Namen, wie die Bischöfe von den Bisthümern im Gebiete der Ungläubigen.

Bei dem allen besaß er einen großen Schatz: eine wohlgebildete und wohlgeartete Tochter, die erst kürzlich der Tod einer redlichen Tante, bei welcher sie bis in ihr sechzehntes Jahr erzogen worden war, ins wüste Vaterhaus zurück genöthiget hatte. Gewohnt, sich über alle Schicklichkeit hinwegzusetzen, brachte der Major das Mädchen zum Jagdfeste mit, ungeachtet er wußte, daß nur Män-

ner, und größtentheils sittenlose Männer, die Gesellschaft ausmachen würden. Doch eben dieser Zusammenfluß reicher Edelleute bildete nach seinem Gedanken einen trefflichen Markt, wo er die schöne Agathe auf eine vortheilhafte Art an den Mann zu bringen und sich selbst zur Ernährung auf Lebenszeit mit einzuhandeln hoffte.

Agathe, die viele Jahre lang still und einsam wie in einem Kloster gelebt hatte und schüchtern wie eine Nonne war, erschrack über den lärmenden Männerschwarm, in den sie sich, von ihrem Vater getäuscht, plötzlich versetzt sah. Sie hatte dies voraus geahnt und befürchtet, und war deshalb zu dieser Reise schwer zu bewegen gewesen; aber der alte Parteigänger, dem bei den officiellen Berichten über seine Kriegsthaten das Lügen geläufig worden war, hatte ihr zugesichert, es würden noch viele andere Damen in Hirschfeld zugegen seyn, und so war es ihm, mit Beihülfe einiger Flüche, endlich gelungen, sie in den Reisewagen zu bringen.

Einen Tag später, als Herr von Falkenhof, kam er gegen Mittag an. Er hatte nur allein noch auf der Liste der Eingeladenen gefehlt. Die nun vollzählige Gesellschaft betrug zwanzig und einige Herren, die schon den ganzen Morgen mit der Weinflasche vertrauten Umgang gepflogen hatten. Sie erhoben ein ausgelassenes Jubelgeschrei, als er mit Agathen in den Saal trat, wo eben getafelt werden sollte. Bestürzt und schamroth verbeugte sie sich und suchte mit scheuen Augen den erwarteten Damenkreis, um sich in dessen Mitte zu flüchten. Sie sah kein weibliches Wesen, als Madame Klotz; und ob diese gleich keine anziehende, Vertrauen erweckende Figur war, so eilte doch Agathe zu ihr hin und knüpfte mit ihr ein Gespräch an. Indessen waren mehr als fünfzig Augen auf sie gerichtet.

Der Kammerjunker belugte sie blos für seine Person mit vieren, wovon er zwei im Kopfe und zwei an einer seidenen Halsschnur trug. Agathe hielt diese scharfe Musterung nicht länger als fünf Minuten aus. Sie klagte der Haushälterin leise: sie fühle sich von einer Uebelkeit befallen und wünsche allein zu seyn. Madame Kloß führte sie sogleich in ihr eigenes Zimmer.

Hier gestand Agathe: sie befinde sich eigentlich nicht krank; aber es sey ihr unmöglich, im Getümmel so vieler Männer zu speisen, die durch zwangloses Benehmen ihr sittliches Gefühl zu beleidigen drohten.

„Sie haben recht, mein süßes Täubchen!“ sagte Madame Kloß. „Es sind arge Possenreißer darunter, die sogar mir bisweilen eine Schamröthe abnecken; und das will, bei meiner Treue! viel sagen, da mich mein Amt und Stand seit vielen Jahren nöthigte, das alte Leiblied solcher Vögel oft anzuhören. Mich hat der Himmel zum Glück mit einem guten Mundwerke gesegnet, und ich wehre mich verzweifelt: das ist aber freilich nicht Ihre Sache, mein Liebchen! Nun, seyn Sie nur ruhig; ich will den muthwilligen Herren den Spaß mit Ihnen verderben, und Sie sollen recht niedlich hier allein speisen.“ —

Sie ging hierauf stracks in den Saal und verkündigte mit ihrer Heroldsstimme, daß Fräulein Harand wegen Ermüdung und Unpäßlichkeit nicht bei der Tafel erscheinen könne.

„Dacht's bald!“ sprach der Oberstwachmeister, und strich seinen Knebelbart. „Das Mädel ist mir bei den Gebetbüchern der seligen Tante ganz zimperlich geworden.“ —

„Nein, nein, Herr Bruder!“ rief ein hohläugiger Kahlkopf. „Es ist blos eine Intrigue der Madame Kloß, daß

wir die Gesellschaft deiner liebenswürdigen Tochter einbüßen. Sie hat uns das Fräulein listig entführt, um bei Tisch allein zu herrschen und die Schönste zu seyn." —

„O schweig, du Ritter von der traurigen Gestalt!" fuhr sie auf ihn los. „Du hast dir schon alle Haare vom Kopfe gelogen, und lügst immer fort! Denkst wohl gar, ich hab' ein Aug' auf deine miserable Person? — Ho! ho! für dich verdorrten Häring dünkt' ich mich noch viel zu schön, wenn ich auch hundert Jahr alt wäre!" —

Ein wieherndes Gelächter verschlang des Glatzkopfs Replik, und zugleich ließ sich die Gesellschaft an der Tafel nieder. Aber er lauerte rachlustig, bis die Beschäftigung mit der Suppe einige Ruhe bewirkte. Jetzt hob er schnell wieder an: „Sie zogen mich vorhin über meine Hagerkeit auf, Madame! Wissen Sie was, treten Sie mir Ihr nahrhaftes Aemtchen ab, und ich wette darauf, daß ich bald eben so rund bin, als Sie!" —

„Ich kann meine Stelle nicht missen;" erwiederte Madame Klotz. „Aber ich will Ihnen, mein Herr, einen andern einträglichen Posten vorschlagen. Gehn Sie in die nächste große Stadt, vermiethen Sie dort Ihren kahlen Kopf als immerwährenden Mondschein, und lassen Sie sich dafür auszahlen, was Jahr aus Jahr ein die Straßenlaternen kosten." —

Es versteht sich, daß abermal weidlich gelacht wurde.

„Sie spielen hier, wie ich merke, die Hofnärrin!" sagte der Gegner. „Mit solchen Leuten muß sich, wer klug ist, in kein Witzgefecht einlassen."

„Ja wohl, wer klug ist; aber da hapert's!" versetzte sie.

„Basta!" rief Herr von Föhrwald ihr ernsthaft zu: „Sonst muß endlich noch der Trommelschläger hier Tafelmusik machen."

32.

Das Abenteuer im Garten.

Der kleine Zwist war nun beigelegt; aus allen Gesichtern strahlte Frohsinn; nur Falkenhof saß mürrisch da und rümpfte die Nase. Ihm waren zwei Dinge nicht recht. Erstens verdroß es ihn, daß der Leibschütz, gegen den er einen ganz besondern Widerwillen empfand, seinen Tafelsitz noch, wie Tages vorher, behauptete; zweitens war ihm durch des Fräuleins Wegbleiben vom Tische eine liebliche Hoffnung in den Brunnen gefallen. Er hatte mit seinen vier Augen Agathen ungemein schön gefunden und stehenden Fußes beschlossen, sich an ihre Seite zu setzen und einen Liebesroman anzulegen, der ihm den ländlichen Aufenthalt angenehmer, als die Jagd, machen sollte. Diesen Plan gab er auch noch keinesweges auf, und handelte seinem Zweck dadurch gemäß, daß er den Oberstwachmeister vor allen Anwesenden auszeichnete, seinen Großsprechereien aus den Kriegszeiten mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte, ihm darüber Schmeicheleien sagte und mit frecher Stirn versicherte: er habe den tapfern Harand, als einen der ersten Helden des Jahrhunderts, in vielen Geschichtbüchern belobt gefunden. Das befremdete den Major nicht im geringsten, ungeachtet die Thaten, deren er sich rühmte, meistens grund- und bodenlose Aufschneidereien waren; aber er hatte sie seit zwanzig Jahren so oft erzählt, daß er sie nun selbst für ausgemachte Wahrheiten hielt.

Beim Nachtisch wurden die Rollen des großen Trauerspiels ausgetheilt, das folgenden Tages auf der Jagdbühne aufgeführt werden sollte. Man wollte das Wild zu Fuß und zu Pferde bekämpfen. „Ich alter Reiter muß zu Fuß

fechten;“ sprach der Major: „ich habe kein Reitpferd bei mir.“

„Das ist mir sehr angenehm, Herr Oberstwachmeister!“ sagte der Kammerjunker. „Ich gewinne dadurch das Vergnügen, Ihnen eins von den meinigen anzubieten.“

Der Freibeuter sträubte sich gegen diese Höflichkeit nicht. Nach Tische ließ ihm der Kammerjunker seine sechs Rosse vorreiten und forderte ihn auf, sich eins davon zum morgenden Jagdgebrauch zu erkiesen. Herr von Harand bewies ohne langes Besinnen, daß er viel Pferdeverstand, aber wenig Bescheidenheit besaß: er wählte nämlich den besten Gaul, einen fünfjährigen Engländer, der hundert Louisd'or gekostet hatte. Falkenhof biß die Lippen ein wenig zusammen, weil es sein Leibpferd war; aber er dachte an Agathen, und blitzschnell entschloß er sich, dem Major mit dem theuern Britten ein Geschenk zu machen.

„Bei meinem Barte!“ rief Harand auf diesen Antrag: „Sie beschämen Könige! Aber da Ihnen, Herr Kammerjunker, das Geben so leicht zu werden scheint, will ich mir das Nehmen auch nicht schwer machen. Ich dank' also verbindlichst.“ —

Die Umstehenden sahen sich an und wisperten sich die Worte: „Verschwender und Narr!“ in die Ohren. Falkenhof hingegen schmeichelte sich, man bewundere und preise seine fürstliche Freigebigkeit.

Wie aber die meisten Geschenke, wenn sie nicht aus den Händen recht guter Menschen fließen, von nachhinkenden Anmaßungen begleitet sind: so hielt sich auch der Kammerjunker berechtigt, für das große Opfer, das er dem Partisan gebracht hatte, bei dessen Tochter Entschädigung zu suchen; und er glaubte, Jener müsse wohl, wenn auch einige Ungezogenheiten vorfielen, darüber schweigen, weil

er ihm ein solches Kapitalpferd gleichsam in den Mund hinein geritten hatte. Mit diesen edlen Gedanken suchte er, sobald das Roßgeschäft abgethan war, Agathen in ihrem Asyl auf, und Madame Klotz, die Eigenthümerin des Zimmers, gestattete ihm Zutritt; denn sie befürchtete von ihm nichts Böses, da er sich bei der Tafel sittsam aufgeführt hatte.

Auch jetzt betrug er sich anfangs so artig, daß nichts dagegen einzuwenden war. Aber bald ließ er den feinen Hofmann dem Wüstlinge weichen. Er erlaubte sich Freiheiten gegen Agathen; diese rief den Beistand ihrer Beschützerin auf; und wie eine Gluckhenne ihr Gefieder zornig sträubt, und den Hund, der ihre Küchlein scheuchet, mit Entschlossenheit angreift: so stürmte Madame Klotz auf den Kammerjunker ein und schalt und trieb ihn rasch aus dem Zimmer.

Dieser mütterliche Eifer ward von ihm zum ärgsten gedeutet. Er stellte sich vor: sie wolle die Bewilligung verliebter Frechheiten bloß theuer verkaufen, und nicht anders, als nach einer goldnen Aussicht hin durch die Finger sehen. Darum hielt er sich nicht dabei auf, ihr einen solchen Prospekt in der Ferne zu zeigen, sondern gab ihn ihr sogleich in die Hand.

Das geschah jedoch erst am folgenden Tage, als sich Agathe wieder von der Tafel ausgeschlossen hatte.

Die wilde Gluckhenne ward auch wirklich, als er ihr goldne Körner vorstreute, auf der Stelle zahm, und versprach ohne langes Bedenken, ihm das Küchlein, das sie unter ihre Flügel genommen hatte, gegen Abend im Schloßgarten auszuliefern; denn in ihrem Zimmer (setzte sie hinzu) dürfte sie keinen Unfug dulden, weil sie dadurch Verantwortlichkeit auf sich lade. Sie beschied ihn auf eine ge-

wisse Stunde in eine einsame, vom Schloß entlegene Gegend des Gartens, und gelobte auf's heiligste, ihm das Fräulein, unter dem Vorwand eines Spazierganges, dort in die Arme zu führen. Sie wies ihn an, wo er sich bis zu ihrer Ankunft verstecken sollte, und schloß mit der Versicherung: sie werde sich auf dem verabredeten Treffplatze mit guter Manier von dem Fräulein wegstehlen, und ihm hinreichende Zeit lassen, bei der kleinen Spröden sein Glück zu versuchen.

Dieser Gaunerhandel ward in einem breiten Gange geschlossen, der über hundert Schritte lang die Burg durchschnitt. Zufälliger Weise befand sich Hermann eben am obern Ende desselben, als der Kammerjunker und die Haushälterin, in ihr trauliches Gespräch vertieft, von der andern Seite langsam herauf schritten. Sie sahen ihn nicht; er wollte ihnen auch nicht gern in den Weg kommen, weil er wußte, daß ihm beide nicht hold waren. Da aber oben, wo er stand, der Gang durch eine verschlossene Thür gesperrt war, so ließ sich ihnen nicht anders ausweichen, als daß er hinter die dort noch aufgestellte spanische Wand trat, die ein Jahr zuvor einen Verräther, der ihn und Paulinen belauschte, verborgen hatte. Nemesis, die gerechte Vergelterin, führte jetzt den Leibschützen hinter diesen Schirm; denn kaum umgaben ihn die dünnen Wände, so waren ihm die Sprechenden so nahe, daß ihm kein Wort ihrer Unterredung entging.

Er entsetzte sich über das verabhandelte Bubenstück, und konnte sich vor Erbitterung kaum enthalten, hervorzustürzen und das nichtswürdige Paar mit Donnerworten aus einander zu sprengen. Ein Rathschlag über des geringsten und ihm gleichgültigsten Mädchens Entehrung hätte ihn mit edlem Zorn erfüllt: um so mehr gerieth er in

Flammen, da ihm das Fräulein nichts weniger als gleichgültig war. Paulinens Gestalt, die ihn bisher immer noch lieblich umschwebt hatte, zerfloß vor seinen Augen, als er Agathen erblickte, wie ein Nebelbild vor der aufgehenden Sonne. Jene war so schön als diese; aber dem wilden Mädchen fehlte Agathens zarte Weiblichkeit, das fromme, Unschuld und Gutmüthigkeit aussprechende, Madonnengesicht. Das fesselte den Jüngling und erfüllte ihn mit Empfindungen, die ihm bei Paulinen fremd geblieben waren. Als er vollends, vom Herrn von Föhrwald mit kleinen Aufträgen an Agathen gesandt, ihre Graziengestalt näher sah, den Zauberton ihrer Stimme hörte, und ihm der innige Ausdruck ihrer freundlichen Rede bezeugte, daß jedes Wort aus dem Herzen kam: da rief er sich aus Bürgers hohem Liede zu:

O der Wahrheit, o der Güte,
Rein wie Perlen, ächt wie Gold!
O der Sittenanmuth! Blühte
Je im weiblichen Gemüthe
Jeder Tugend Reiz so hold?

Und dieses edle Mädchen sollte von einer zwischen Bäumen und Blumen versteckten Schlange berückt werden! — Das zu verhindern, war Biedermannspflicht; der Liebende konnte noch weniger es dulden. Er beschloß, früher als die Verschworenen im Garten zu seyn und die Geliebte kräftig zu schützen.

Ein heiterer Abend begünstigte den gefährlichen Spaziergang. Der schlaue Kammerjunker hatte eine Farobank veranstaltet, um die Gesellschaft im Schlosse fest zu machen und sich dadurch vor Störungen zu sichern. Er nahm Anfangs an dem Spiele Theil; als es aber Zeit war, sich auf den ihm angewiesenen Posten zu begeben, ent-

schlich er, zum größten Verdruß des Bankhalters, der auf des reichen Höflings straffe Goldbörse starke Rechnung gemacht hatte.

Hermann, schon im Garten versteckt, sah des Junkers eilige Ankunft, rührte sich aber nicht. Kurz darauf führte die Kupplerin unter den freundlichsten Gesprächen das Fräulein nach der Laube, wo sich der Habicht des wehrlosen Täubchens bemächtigen sollte. Sie gingen hinein und saßen einige Minuten darin. Dann sprang die Alte plötzlich auf. „Potz tausend!“ sagte sie: „das Alter macht vergeßlich! Ich pflanze mich ruhig da her und hab' im Schlosse eine nöthige Verrichtung, die augenblicklich gethan werden muß. Bleiben Sie, Herzchen! Ich bin bald wieder bei Ihnen. Was man nicht im Kopfe hat, muß man in den Beinen haben.“ — So sprach sie, zum Signal für den Kammerjunker, mit heller Stimme und wackelte fort.

Falkenhof schlüpfte leise aus seinem Versteck hervor, und machte, wie unabsichtlich lustwandelnd, mit gemächlichen Schritten, über einander gekreuzten Armen und zur Erde gesenkten Augen, einen Umweg nach der Laube hin. Nahe vor dem Eingang derselben schlug er den Blick schnell empor, und heuchelte ein freudiges Schrecken, Agathen hier zu finden. Ihr war diese Ueberraschung nicht angenehm. Sie stand bestürzt auf, eilte aus der Laube und wollte, mit einer flüchtigen Verbeugung, neben ihm vorbei nach dem Schlosse fliehen. Er umfaßte sie, mit dringender Bitte, da zu bleiben. Sie verweigerte das, und strebte, sich zu befreien. Er versuchte, sie mit Gewalt in die Laube zurück zu drängen; sie rief nach Hülfe; der Retter sprang herbei, sah den Lüstling scharf an und blieb fest vor ihm stehen.

„Was will Er? Worauf wartet Er?" fragte der Kammerjunker.

„Ich verbitte das Er!" antwortete Hermann: „Mein Herr nennt mich Sie; — und was ich erwarte, das ist Ihre schleunige Entfernung." —

„Wie?" — sagte Falkenhof: „Ein Domestik will dem Gastfreunde seines Herrn gebieten?" —

„Ich gebiete nicht;" versetzte der Leibschütz: „ich fordre Sie nur auf, die Gastfreundschaft dadurch nicht zu verletzen, daß Sie hier Gewaltthätigkeiten ausüben." —

„Lächerliche Anmaßung!" rief Jener. „Doch es wär', auf meine Ehre! das erste Mal, daß ich mich zum Wortwechsel mit einem Bedienten erniedrigte. Also fort! fort! Ich will hier allein seyn." —

„Das sollen Sie!" sagte Hermann. „Ich geleite das Fräulein ins Schloß." —

Froh ergriff Agathe seinen Arm. Der Kammerjunker faßte ihn heftig an der Brust. Hermann zog seinen Hirschfänger und führte so, ohne weitern Widerstand, die Gerettete aus dem Garten. Sie dankte ihm mit den verbindlichsten Worten, und versicherte mit nassen Augen, sie werde diese Schutzleistung nimmer vergessen.

33.

Die Ausforderung.

Zähnknirschend folgte der Kammerjunker von weitem. Als er ins Schloß kam, rief er den Herrn von Föhrwald aus dem Spielzimmer in ein andres und beklagte sich: der Leibschütz habe ihn, indem er mit Fräulein Harand

einige Worte im Garten gesprochen, mit entblößtem Hirschfänger meuchlings überfallen.

„Nicht möglich!“ rief Föhrwald staunend. „Mein Leibschütz? Der brave, vernünftige, bescheidne Mensch?“ — Falkenhof wiederholte seine Anklage, und setzte für die Wahrheit derselben seine Ehre zum Pfande.

„Sie sollen Genugthuung haben;“ sagte Föhrwald: „Doch zuvor muß ich den Leibschützen verhören.“

Der Kammerjunker schien sich über diese Umständlichkeit aufhalten zu wollen, doch ging er still von dannen.

Hermann berichtete seinem Herrn die Sache, wie sie war. Agathe, die Herr von Föhrwald ebenfalls darüber befragte, bestätigte die Aussage ihres Retters. Der Kammerjunker erhielt nun, statt der erwarteten Genugthuung (die, nach seinen Gedanken, wenigstens in plötzlicher Verabschiedung des Leibschützen bestehen sollte), den gerechten Vorwurf, daß sein Ehrenwort kein sicheres Pfand sey, indem sich der Auftritt im Garten ganz anders verhalte, als er ihn vorgetragen habe.

„Sie glauben also Ihrem Bedienten mehr als einem Cavalier?“ sagte Falkenhof.

„Bei mir gilt Wahrheit, ohne Ansehen der Person;“ antwortete Föhrwald.

Es erfolgte ein hitziger Streit, in welchem sich der Kammerjunker am Ende verlauten ließ: er würde, nach den Gesetzen der Ehre, Genugthuung fordern, wenn ihn nicht des Herrn von Föhrwald körperlicher Zustand zur Mäßigung bewegte.

„Thun Sie sich deßhalb keinen Zwang an!“ erwiederte Dieser. „Mein Arm ist schwach, aber immer noch stark genug, Ihnen auf jede beliebige Art zu Diensten zu stehen.“

Falkenhof verließ mit raschen Schritten das Zimmer und schmetterte die Thür hinter sich zu.

Nach solcher Kriegserklärung schien ein Kampf unvermeidlich. Es war zu vermuthen, der Kammerjunker habe sich blos darum so schnell entfernt, um seine Waffen in den Stand zu setzen. Auch Herr von Föhrwald ging in seine Gewehrkammer, legte ein Paar Pistolen bereit und begab sich dann wieder an den Farotisch, um den Ausgang der Sache ruhig abzuwarten. Kurz darauf wurde der Edelmann, der den Händelstifter ins Schloß gebracht hatte, aus dem Spielzimmer gerufen. „Nun ist's richtig," sagte Föhrwald zu sich: „Er soll Secundant seyn und die förmliche Ausforderung überbringen."

Erst nach einer Stunde kam der Abgerufene zurück und meldete: der Herr Kammerjunker sey eben — abgereis't, und lasse sich der Gesellschaft bestens empfehlen.

Alle sahen den Botschafter mit starrer Verwunderung an. Nur der Major sprang mit auffallender Bestürzung vom Stuhl auf und lief in den Stall, um zu untersuchen, ob ihm etwa Falkenhof den geschenkten Engländer wieder entführt habe. Das Pferd war noch da; der Major kam wohlgemuth zurück, schwor bei seinem Barte, der Kammerjunker sey ein Ehrenmann und beklagte höchlich, daß er das Schloß so plötzlich verlassen habe.

„Freuen Sie sich darüber, Herr Oberstwachmeister!" sagte Föhrwald. „Der übermüthige Hofschranz hatte nicht die feinsten Absichten auf Ihre Tochter."

„Absichten auf meine Tochter?" rief der Major hastig. „Das wär' mir erwünscht!" —

Föhrwald erzählte ihm den frevelhaften Angriff im Garten, und versah sich, daß er nun auf den Kammerjunker recht losziehen würde; aber nichts weniger als das. Er

sagte im Gegentheil: ein solcher Scherz beweise noch keinen bösen Vorsatz; seine Tochter sey ein einfältiges Geschöpf, das vor Männern, wie vor Schlangen, fliehe, und der Leibschütz habe kein Recht gehabt, sich in den Handel zu mischen.

Nach dieser Erklärung, die Herr von Föhrwald nicht ohne Kopfschütteln anhören konnte, fuhr der Major wie ein wilder Eber in Agathens Zimmer, und warf ihr mit den härtesten Worten vor, daß sie sich gegen den Kammerjunker kindisch aufgeführt habe. Madame Klotz schürte die Flamme seines Zorns noch mehr an. Herr von Falkenhof, sagte sie, habe ihr noch im Moment seiner Abreise vertraut, daß er die zärtlichste Liebe gegen das Fräulein empfunden habe, und blos durch die im Garten erfahrene Abneigung und Verachtung bewogen worden sey, sein Herz zur Ruhe zu weisen und sich schleunig zu entfernen. Himmel! in welche Wuth gerieth der Major über den eingebildeten Verlust des großen Glücks, das ihm, nach dieser Vorspiegelung, so nahe gewesen war! Er stürzte auf Agathen los, um sie zu schlagen. Das verhinderte zwar Falkenhofs Freund, der eben dazu kam; aber auch er bekräftigte der Haushälterin Vorgeben: denn der Kammerjunker hatte beide angestiftet, den Oberstwachmeister auf diese Art gegen Herrn von Föhrwald und den Leibschützen in den Harnisch zu bringen. Eine ernste, gesetzliche Verbindung mit Agathen war dem Wildfang nicht in den Sinn gekommen. Er liebte das ungebundene Leben zu sehr; doch war er gewillet, sich mit der Zeit, wenn Vermögen und Gesundheit (die er beide verschwendete) auf die Neige gingen, nach einer reichen Gemahlin umzusehen.

Er erreichte durch seine Werkzeuge den Zweck, daß der grimmige Freibeuter bei seinem Knebelbarte schwor: Herr

von Föhrwald müsse entweder den Leibschützen auf der Stelle verabschieden oder sich zu einem Zweikampf entschließen.

„Die Wahl ist nicht schwer," sagte der biedre Föhrwald, als ihm der Major mit ungestümen Worten diesen Antrag machte. „Ich kann einen redlichen Diener wegen einer edlen Handlung nicht bestrafen; also schlagen wir uns." —

Der Major, dieser kurzentschlossenen Antwort nicht gewärtig, stutzte merkbar, und überließ ihm, um vielleicht noch durch Höflichkeit eine Sinnesänderung zu bewirken, die Bestimmung der Waffen.

„Pistolen!" sagte Föhrwald. „Mein gelähmter Arm hindert mich, den Degen zu führen."

Es war indessen Nacht geworden. Das Duell mußte bis zum folgenden Tage verschoben werden. Herr von Föhrwald war ruhig. Er hatte durch ein Testament sein Haus längst bestellt.

Einige vernünftige Männer führten dem Oberstwachmeister zu Gemüthe, daß es unschicklich sey, im Schooße der Gastfreundschaft Unruhe zu stiften; aber er bramarbasirte desto mehr, und überwarf sich mit Ihnen. Andere riethen dem Herrn von Föhrwald: er solle dem Eisenfresser auf eine gute Art zehn Louisd'or in die Hände spielen, und des Duells werde dann nicht weiter gedacht werden. „Welcher Vorschlag!" sagte Föhrwald: „Soll ich als ein Feiger erscheinen? Und würde nicht Harand ein solches Vergleichsmittel mit beleidigtem Ehrgefühl verwerfen?" — Die Unterhändler erboten sich, für das Gegentheil zu bürgen: denn dem Major, sagten sie, hänge noch die Sitte der Freibeuter an, durch Drohungen Geld zu erpressen. Dennoch setzte Herr von Föhrwald diesen

und mehrern Vorstellungen ein standhaftes Nein entgegen. Er wählte einen Secundanten und ging hierauf an den Schreibtisch, um seinem Testamente ein Codicill beizufügen, worin er dem Leibschützen ein Vermächtniß bestimmen wollte.

34.

Der Ausweg.

Kaum war die Feder ergriffen, als Hermann in der größten Gemüthsbewegung und mit Thränen in den Augen ins Zimmer trat. „O, welches Unheil hab' ich angerichtet!“ rief er aus. „Nein, Herr von Föhrwald, Sie sollen sich meinetwegen keiner Todesgefahr aussetzen! Haben Sie die Güte, verabschieden Sie mich, um den Zwist ohne Blutvergießen zu enden.“

„Lieber Hermann!“ antwortete Föhrwald: „Sie sind ein edler Mensch, Sie meinen es herzlich gut; aber verabschieden kann ich Sie nicht. Das wär' eine Ungerechtigkeit, gegen die sich mein Herz empört, und dazu soll mich der Raufer durchaus nicht zwingen!“ —

„Das soll er auch nicht!“ sagte Hermann: „Gewähren Sie mir freiwillig meine Entlassung, um die ich dringend bitte.“ —

„Jetzt nicht, mein Sohn!“ sprach Herr von Föhrwald. „Wenn ich aber mit dem Major Kugeln gewechselt habe und Sie wollen dann noch Ihr Glück weiter versuchen, so will ich Sie nicht davon abhalten.“ —

Der Leibschütz ließ nicht nach, seinen Abschied zu fordern, und Herr von Föhrwald verweigerte denselben mit gleicher Beharrlichkeit. „Nun, so bleibt mir nichts übrig,“ sagte Jener zuletzt, „als wider Ihren Willen in dieser

Nacht meinen Dienst zu verlassen. Wo sollt' ich in der Welt Ruhe finden, wenn Ihnen meinetwegen ein Unglück begegnete!" —

„Braver Jüngling!" rief Föhrwald, und umarmte ihn. „Dein leidenschaftlicher Eifer für mein Wohl rührt mich! Er verdient, daß ich ihm Raum gebe. Ich willige mit Schmerz in unsere Trennung. Sieh, ich war eben im Begriff, dir eine kleine Summe zu vermachen, im Fall der Zweikampf für mich unglücklich ausschlüge. Nimm sie nun als Reisegeld von mir an!"

Er reichte ihm eine Rolle, die hundert Louisd'or enthielt. Hermann sträubte sich gegen dieses Geschenk; doch er mußte nachgeben. Sie waren beide sehr bewegt.

„Wann willst du reisen?" fragte Föhrwald mit gepreßter Stimme.

„Innerhalb einer Stunde," antwortete Hermann.

„Nein, mein Sohn! erwarte den Morgen, und geh nicht ohne Abschied von mir!"

Hermann verließ weinend das Zimmer und überlegte, wohin er sich wenden wollte. Er hatte seinem Pflegevater versprochen, nicht sogleich vor jedem Mißgeschicke zur Heimath zu flüchten; die gegenwärtige Geschichte verdiente auch nicht einmal den Namen eines Unglücks: es war daher sein erster, fester Gedanke, nicht heimzukehren. Aber wohin vorwärts? — Er zweifelte, einen so guten, menschenfreundlichen Herrn, als er gehabt hatte, je wieder zu finden; und es wollte ihm nicht in den Kopf, sich einer härtern Dienstbarkeit zu unterwerfen. Er sehnte sich vielmehr nach voller Freiheit und hielt es für keine unmögliche Sache, sich die Bedürfnisse seiner Genügsamkeit als Portraitmaler zu erwerben, da er besonders einen ansehnlichen Nothpfennig besaß, den er in brodlosen Zeiten zu

Hülfe nehmen konnte. Dieser Einfall gefiel ihm so wohl, daß er auf der Stelle dem Pfarrer Brok schriftlich meldete: er verlasse Hirschfeld und gehe als Maler auf Reisen.

Indessen erschallte sein Lob aus dem Munde des Herrn von Föhrwald, der des Jünglings hochherzigen Entschluß der sämmtlichen Gesellschaft mit strenger Wahrheit erzählte. „Das ist brav!“ sagten Viele und freuten sich, daß der Zweikampf nun unterbleibe.

„Mit nichten!“ schrie der Major. „Verabschiedung — das heißt: schimpfliches Fortjagen — oder Duell; das war die Abrede, und davon geh' ich nicht ab.“ —

Einige elende Wichte gaben ihm Beifall. Es mußte in der Geschwindigkeit ein Ehrengericht niedergesetzt werden. Da entschied denn, nach heftigen Debatten, die Stimmenmehrheit der Gutgesinnten gegen den Freibeuter.

„Nu, zum Teufel! so mag der Bursch meinethalben auch hier bleiben!“ rief er zornig.

„Nein, er soll gehn, schlechterdings gehn!“ erwiederte Föhrwald. „Es hätte sonst das Ansehen, als besäßen der Herr Major über mich und meine Leute eine gewisse oberherrliche Gewalt, die ich in keinem Fall anerkenne. Ueberhaupt wird es mir lieb seyn, wenn Jeder, der sich nicht freundschaftlich betragen will, mein Haus von Stund' an meidet.“ —

Dieser muthige Bannspruch wirkte auf die Mißvergnügten wie ein Donnerschlag. Sie wurden im Augenblick alle sehr freundlich; denn es hatte ihnen an Föhrwalds köstlicher Tafel zu wohl geschmeckt, als daß sie Lust haben konnten, diese gute Weide so schnell wieder zu verlassen.

35.

Die Haarlocke.

Am folgenden Tage stand Herr von Föhrwald früh auf und erwartete Hermanns Abschied mit Unruhe. Der Jüngling kam reisefertig. Er hatte sich vorgenommen, viel Schönes zu sagen; aber er konnte vor Weichmüthigkeit nicht sprechen. „Leb wohl, mein Lieber!“ sagte Herr von Föhrwald. „Bleib immer so gut und rechtschaffen, als du es hier warst, und wende dich getrost an mich, wenn irgend eine Noth auf dich andringt! Ich werde dich nie vergessen; das soll dir noch einst mein letzter Wille bezeugen.“ — Er umarmte ihn, bedeckte seine Augen mit der Hand und ging schnell in ein Nebengemach.

Hermann wankte fort. Er nahm seinen Weg bei Agathens Zimmer vorbei, um sie vielleicht noch zu sehen. Sie stand, seiner harrend, an der Thür und sagte mit leiser Stimme, weil Madame Klotz ihre Wandnachbarin war: „O lieber Herr Brok, wie weh thut es mir, daß Sie um meinetwillen hier auswandern müssen! Nicht wahr, Sie verwünschten die Stunde, da ich einen Fuß in dieses Haus setzte?“ —

„Nein, gutes Fräulein!“ antwortete Hermann: „Ich zähle sie vielmehr zu den glücklichsten Stunden meines Lebens.“

„Es war eine so edle That und Sie leiden dafür!“ fuhr sie fort und trocknete sich die Augen.

„Diese Thräne ist mein schönster Lohn!“ sagte Hermann. „Und wollen Sie mich ganz beglücken, so schen-

ken Sie mir zum Andenken das Tuch, das diese Thränen aufnahm.“ —

„O wie gern! wie gern!“ sprach sie mit Erröthen. „Warten Sie einen Augenblick!“ Sie flog ins Zimmer, nahm vom nächsten Tisch eine Scheere, schnitt sich eine Haarlocke ab, umwickelte sie mit dem seidenen Tuche, und gab es ihm so. Mit sprachlosem Entzücken küßte er ihre Hand, küßte das Tuch, drückte es an seinen Busen und eilte hinweg.

Madame Klotz (die sonst täglich mit den Hähnen aufstand und alle Winkel des Schlosses geschäftig durchkreuzte) ließ sich mit Bedacht an diesem Morgen nicht sehen, und Hermann war zu begeistert, als daß er hätte daran denken können, dem gemeinen Weibe seinen Abschiedsgruß aufzudringen.

Die übrige Dienerschaft, die ihn um den Genuß vorzüglicher Herrengunst beneidet hatte, trennte sich kühl von ihm. Nur der Trommelschläger war gerührt, bemächtigte sich, aller Einwendungen ungeachtet, des Reisebündels, lud es auf seinen Rücken und begleitete so den Wanderer eine Meile weit.

36.

Ein Zeitraum von vier Jahren.

Hier fände nun ein literarischer Plusmacher die schönste Gelegenheit, sich durch eine weitschweifige Reisebeschreibung zu bereichern. Aber das verarmte Publikum hat jetzt Ursache, sich vor dicken und theuern Büchern zu scheuen, und es wäre daher nicht übel, wenn dergleichen habsüchtige Schriftsteller durch irgend ein Gesetz, wie einst sans com-

paraison die Fischhändler in Wien, gezwungen werden könnten, wohlfeile Waare zu liefern. Es galt nämlich vor alten Zeiten in gedachter Stadt eine Polizeiverordnung vom Jahre 1331, worin es hieß: „Kein Fischer, der grüne Fisch feil hat, soll einen Mantel oder Hut haben, sondern Sommers und Winters, im Sonnenschein und Regen, mit bloßem Haupt am Markt stehen, daß er desto baß eile und den Leuten bessern Kauf gebe.“ — Warum verfährt man nicht auf eine ähnliche Weise mit losen Scribenten, die überführt werden können, daß sie durch ungebührliche Weitläufigkeit ihren Ehrensold zu vermehren beflissen sind? — Man lasse sie doch jedes ihrer Werke, das über ein Alphabet stark werden soll, nur in den kältesten Wintermonaten schreiben, und zwinge sie, ihr Pult unter freiem Himmel aufzuschlagen: sie werden sich dann hinfort wohl hüten, das Publikum durch bänderreiche Werke in Contribution zu setzen.

Schreiber dieses kann eine solche Polizeiverordnung kühnlich in Vorschlag bringen. Er hat den Gränzpfahl des Alphabets nur ein einziges Mal überschritten, und es müßte daher keine Gerechtigkeit im Lande seyn, wenn man ihn verurtheilen wollte, seinen Schreibtisch auf Schnee und Eis zu stellen. Um auch künftig nicht in diese Strafe zu verfallen, springt er jetzt über eine Kluft von vier Jahren, die mancher eigennütziger Scribler mit einer Brücke von vielen Bogen überbauen würde, mit gleichen Füßen hinweg, weil in diesem Zeitraume dem reisenden Maler eben nichts Denkwürdiges begegnete. Er durchwanderte einen großen Theil von Deutschland, wandte sich dann in die nordischen Reiche, und drang bis Moskau vor. In ansehnlichen Städten, wo es ihm gefiel, bot er seine willigen Dienste als Bildnißmaler in den Zeitungen an, machte an

den meisten Orten gute Geschäfte, und gewann überall so viel, daß seine bescheidenen Wünsche völlig befriediget wurden, und er, bei sparsamer Haushaltung, nie gezwungen war, von der goldnen Schnur zu zehren, die ihm Herr von Föhrwald zur Reise geschenkt hatte. Dieses freie, anmuthige Künstlerleben war ihm nirgends durch einen widrigen Vorfall verbittert; ausgenommen, daß er mit einigen veralteten, aber noch eroberungssüchtigen Damen in Händel gerieth, weil ihnen sein aufrichtiger Pinsel nicht sattsam geschmeichelt hatte, und sie deßhalb die Aehnlichkeit der Porträte bestritten. Er endete diese kleinen Mißhelligkeiten durch freiwilligen Verzicht auf das Honorar; aber er setzte nachher keinen Pinsel mehr an, wo er Coquetterie und Runzeln beisammen fand.

Im kalten Norden ergriff ihn plötzlich eine unbezwingliche Sehnsucht nach der mildern Luft seines Vaterlandes, von dem er nun vier Jahre entfernt war. Er pilgerte dahin zurück und richtete seinen Weg nach der Hauptstadt.

Einige Meilen vor derselben überfiel ihn in einem öden Walde eine Bande bewaffneter Räuber, die noch kurz vorher unter dem Panier eines solchen Helden, wie einst Herr von Harand gewesen war, gefochten hatten, und jetzt, nach beendigtem Kriege, die Straßen unsicher machten. Für diese Vagabunden hatte er gespart und gearbeitet: für sie hatte er Föhrwalds hundert Goldstücke ungetastet bis Moskau und wieder zurück getragen. Sie plünderten ihn rein aus, und rechneten es ihm noch als eine Großmuth an, daß sie ihm, zur Fortsetzung seiner Reise, drei oder vier Dukaten und die Kleider auf dem Leibe ließen. Auch erkämpfte er Agathens Taschentuch aus den Klauen des Gesindels zurück, und es war für ihn ein wirksamer Trost, daß er wenigstens ein ihm so theures Heiligthum gerettet hatte.

Manchem andern Beraubten hätte vielleicht die Verzweiflung dieses Tuch zu einem Strick gedreht, um sich damit am nächsten Baum aufzuknüpfen; aber Hermann wußte seine gesunden Hände besser, als zum feigen Selbstmord zu brauchen. Mit dem Entschluß, sie schnell wieder in die Thätigkeit zu setzen, schritt er muthig auf die Hauptstadt zu und kam ohne weiteres Ungemach in derselben an. Seine Umstände nöthigten ihn, einen Gasthof vom niedern Range zu suchen. Er nahm von einem Hinterstübchen Besitz, und schrieb sogleich für die Zeitungen ein Avertissement, worin er sich dem Publikum als Porträtmaler empfahl.

37.

Der Vetter in Amerika.

Kaum war diese Anzeige gedruckt, so erschien in seiner Wohnung ein eleganter Bedienter, der ihn, im Namen einer Frau von Bahlingen, der Gemahlin eines Hauptmanns, ersuchte, sich zu ihr zu bemühen.

Er ging sofort in ihr Haus, ward in ein großes Prunkzimmer geführt, und als man ihn da einige Minuten allein gelassen hatte, trat in dasselbe eine schöne, junge Dame, deren Anblick ihn so in Erstaunen setzte, daß er, anstatt ihr entgegen zu gehen, ein paar Schritte zurück wich. Er glaubte, Paulinen vor sich zu sehen; aber der Gedanke, daß es nicht möglich sey, und der Dame fremdes Benehmen brachte ihn wieder in Fassung. Sie fing an zu sprechen; er stutzte von neuem; es war Paulinens Stimme; nur Ton und Mundart näherten sich hier mehr der feinen, vornehmen Welt. „Haben Sie jetzt Muße, mich zu malen?“

ragte sie höflich, doch kalt und kaum hörbar. Er bejahte. „Ich besitze schon ein Porträt von mir;“ fuhr sie fort: „das will ich Ihnen doch vorher zeigen.“

Sie verließ ihn und kam bald zurück mit einem Gemälde, dessen hintere Seite sie ihm so lange zukehrte, bis sie ganz nahe vor ihm stand. Jetzt wandte sie es geschwind um, und was sah er? — Sein eigenes Kunstwerk, das Bildniß Paulinens, das er vor sechs Jahren im Schlosse Hirschfeld gemalt hatte. „Himmel! welche glückliche Verwandlung!“ rief er starrend aus.

„Ja, mein Freund!“ sagte sie lachend. „Der Stein, den die Bauleute verworfen haben, ist zum Eckstein geworden! Ich bin Pauline Reinhard, die von Madame Klotz, nichtswürdigen Andenkens, aus Hirschfeld vertrieben werden mußte, um hier in Fortunens offne Arme zu fliegen. Ich bin reich, und bin die Gattin eines braven Mannes, des Hauptmanns von Bahlingen, den seine Waffengefährten den Ritter ohne Furcht und Tadel zu nennen pflegen. Aber es wäre sehr undankbar, wenn ich jemals vergäße, daß ich Ihnen, mein werther Freund, Ihrer muthigen Vertheidigung meiner Unschuld diesen Glücksfall hauptsächlich verdanke.“ —

„Unmöglich!“ sagte Hermann: „Sie beehren mich mit einem unverdienten Lobspruche.“

„Nein, ich sage nicht zu viel!“ erwiederte Frau von Bahlingen. „Davon wird Sie meine Geschichte, die ich Ihnen jetzt erzählen will, überzeugen. Doch, damit sie Ihnen nicht zu trocken und langweilig werde, lassen Sie uns ein Glas Wein dabei trinken.“

Sie klingelte; ein Bedienter trug Wein und Backwerk auf; dann begann sie folgende Erzählung:

„Ich ging von Hirschfeld schnurstracks in diese Stadt,

wo mich eine arme, alte Verwandte gefällig aufnahm. Sie gab sich viel Mühe, mich bei einer guten Herrschaft unterzubringen; aber alle Versuche schlugen fehl, weil ich kein Zeugniß meines frühern Wohlverhaltens aufweisen konnte. Plötzlich erschien in der Zeitung des Herrn von Föhrwald gedrucktes Attestat. Ich sah mit Vergnügen daraus, daß ich Sie, lieber Brok, um Rettung meiner Ehre nicht vergebens ersucht hatte; und nun gewann auch sogleich mein Schicksal eine bessere Gestalt. —

An einem der nächsten Tage trat ein alter, steifgekleideter Mann mit Beutelperücke, Degen und Armhut in mein Stübchen, und fragte mit bedächtigen, gleichsam auf der Goldwage abgewogenen Worten: ob hier ein gewisses lediges Frauenzimmer, das sich Pauline Reinhard nenne, anzutreffen sey. Ja, das ist mein Name! antwortete ich. Er nickte schweigend mit dem Kopfe, zog eine Brille aus ihrem Futteral, polirte sie auf dem Rockärmel, setzte sie auf die Nase, langte aus seiner Brieftasche ein Zeitungsblatt hervor, suchte vorn und hinten in demselben herum, und machte das alles mit so tempernder und zaudernder Bedachtsamkeit, daß eine Viertelstunde verging, ehe ich wußte, was der seltsame Patron wollte. Endlich, nachdem er sich noch erst mehrmals geräuspert hatte, hob er mit einem feierlichen Predigertone an: In gegenwärtigem Zeitungsblatte Nro. 82, vom zehnten Julius anni currentis, ist von einer jungen Person weiblichen Geschlechtes, Namens Pauline Reinhard, folgender Maßen und also die Rede — —

Ich unterbrach ihn schnell mit der Erklärung, daß ich den mich angehenden Zeitungsartikel vollkommen kenne; er ließ sich aber dadurch nicht abhalten, ihn pathetisch vorzulesen und mich auf's Gewissen zu fragen: ob ich das quästionirte Frauenzimmer (so drückte er sich aus) in der That

und wahrhaftig sey. Ich berief mich auf die Alte, bei der ich wohnte, die aber gerade nicht zu Hause war. Er legte sinnend den Finger an die Nase, und gab einige Minuten lang nichts als Hum! und Hem! von sich zu hören. Dann sprach er: Meine wertheste Jungfer, nach reifer Erwägung und genauer Combination aller Umstände, hoffe und glaube ich, weder irre noch fehl gegangen zu seyn, und ich trage demnach weiter kein erhebliches Bedenken, Derselben den Grund und die Ursache meiner Ankunft sub rosa zu eröffnen. —

Kurz, — denn wann würde ich fertig, wenn ich den Wortverschwender immer redend einführen wollte! — er suchte ein Mädchen in seine Junggesellenwirthschaft, war durch Föhrwalds Empfehlung auf mich aufmerksam geworden, und hatte zufällig in einer Familie, wo mein Hausmütterchen aus und ein ging, meine Wohnung erfahren.

Ehe er sich aber noch in weitere Verhandlungen mit mir einließ, fragte er nach meiner Herkunft. Ich sagte, mein verstorbener Vater sey ein Rechtsgelehrter gewesen. Wie? sprach er: ein Jurisconsultus? — Doch nicht etwa gar der ehrliche Paul Abraham Reinhard, weiland Notarius publicus und Jurispracticus in Liebenstein? — Derselbe! sagte ich. — O, Himmel! wie wunderbar sich das fügt! rief er aus: Der Herr Vater, seligen Andenkens, war vor Olimszeiten mein Universitätsfreund und Special. Ich kannte mein Leben lang keinen treuern und redlichern Compan; und da ich das gute Vertrauen hege, daß der Apfel nicht weit vom Stamme gefallen seyn wird, so bin ich um so mehr entschlossen und bereit, meines Freundes nachgelassene Jungfer Tochter als Wirthschafterin zu mir zu nehmen. Ich bin der geheime Secretarius Gimpel. Der Himmel hat mich mit einigen Glücksgütern gesegnet, und ich bin, ohne

Ruhm zu melden, ein generöser Mann, wenn man sich in mich zu schicken weiß. —

Jetzt kam meine Verwandte nach Hause. Sie rieth mir, die angetragene Stelle nicht auszuschlagen: ich nahm sie an. Herr Gimpel behandelte mich gut; nur sein ewiges langweiliges Geschwätz war unleidlich. Seine jüngern Collegen hatten ihm einen griechischen oder lateinischen Spottnamen gegeben, den ich jetzt noch kaum über die Zunge bringen werde. Sie nannten ihn den Herrn Ple — Pleo — ach! ich habe das kauderwelsche Wort vergessen. —

„Pleonasmus vielleicht?“ sagte Hermann.

„Getroffen! Herrn Pleonasmus nannten sie ihn. Aber was heißt das?“

„Der Pleonasmus,“ antwortete Hermann, ist ein fehlerhafter Ueberfluß der Rede, ein Doppelausdruck für eine einfache Sache; kurz, eine abgeschmackte Worthäufung, wie sie sich Herr Gimpel angewöhnt hatte. Sein eigener Amtstitel war zum Beispiel ein vollkommener Pleonasmus: denn ein geheimer Secretär ist ein geheimer Geheimschreiber.“

„Jetzt bekomm' ich Licht!“ sagte Frau von Bahlingen. „Nun weiter in meiner Geschichte! Herr Gimpel betrachtete mich nach und nach mit zärtlichen Augen, und erbot sich endlich sogar, mich zu seiner Gemahlin zu erheben. Ich konnte — um einmal ganz in seiner Sprache zu reden — den alten, hochbejahrten, siebzigjährigen Greis unmöglich lieben; aber ich verehrte ihn, und sein häuslicher Wohlstand (der noch durch Beerbung eines reichen Vetters in Amerika vermehrt werden sollte) lachte meine Armuth an. Nur der häßliche Name meines Freiers hätte ihm beinahe einen Korb zugezogen, Ich konnte mich wirklich kaum entschließen, mich vor dem Altare zu einer Frau

Gimpelin einweihen zu lassen; doch die Vernunft siegte über diese kindische Bedenklichkeit, und der Herr geheime Geheimschreiber ward mein Gatte.

Wir lebten ein Jahr in friedlicher Ehe; dann starb er und hinterließ mir als Universalerbin reine zwanzigtausend Thaler, ohne die amerikanische Erbschaft, die damals noch nicht in unsern Händen war und deren Beschaffenheit wir auch noch nicht kannten. Ich erhielt erst einige Monate nach meines Gatten Tode über England die Nachricht, daß sie gegen hunderttausend Thaler betrage. Doch stand der Empfang noch im weiten Felde: denn einige Verwandten meines Mannes nahmen das ganze Erbe, mithin auch die amerikanischen Schätze, in Anspruch, und ich mußte den baaren Nachlaß zu gerichtlicher Verwahrung ausliefern. Dennoch umschwärmten mich bald in der guten Hoffnung, daß ich den Prozeß gewinnen würde, viele Freier, unter welchen sich ein gewisser Kammerherr von Falkenhof und mein jetziger Gatte auszeichneten." —

„Kammerherr von Falkenhof?" rief Hermann. „Ich gerieth einst in Hirschfeld mit einem Kammerjunker dieses Namens in Streit." —

„Wahrscheinlich derselbe," sagte Frau von Bahlingen. „Er hat den Kammerherrnschlüssel erst später erhalten. Sein Vorname ist Florentin; er stammt aus dem Hause Eibenburg und sieht Ihnen etwas ähnlich." —

„Richtig! Er ist's!" sprach Hermann. „Ich werde Ihnen nachher meine Fehde mit ihm erzählen."

„Ich muß gestehen," fuhr Frau von Bahlingen fort, „daß ich den widrigen Namen Gimpel sobald als möglich wieder los zu werden wünschte. Narren und Närrinnen spöttelten darüber. Unter andern begegnete mir einst in einem öffentlichen Lustgarten, wo die elegante Welt der

Hauptstadt versammelt war, der fatale Streich, daß eine meiner Freundinnen, die eine wahre Posaunenstimme besitzt, über zwanzig Kaffetische hinweg: Madame Gimpel! rief. Da hätten Sie hören sollen, was für ein unartiges Gelächter rings umher ausbrach! Ich war fast des Todes, und entschloß mich auf der Stelle, den schönern Namen Falkenhof je eher je lieber anzunehmen. Aber man warnte mich in der Folge von allen Seiten vor dem Kammerherrn als einem ungeheuern Verschwender. Man sagte mir: sein Vater sey vormals ein hochbegüterter Mann gewesen: doch der wilde, ausschweifende Sohn habe ihn ganz heruntergebracht; und es sey also nichts gewisser, als daß der Kammerherr mir blos darum den Hof mache, um das vom Vetter in Amerika aufgehäufte Gold zu erobern und zu vergeuden. Auch meinen jetzigen Mann, der damals noch Lieutenant und arm war, suchte man, als einen eigennützigen Liebhaber, bei mir verdächtig zu machen.

Ich schwankte zwischen Ihm und Jenem; ich wußte nicht, welchen ich wählen sollte. Für Bahlingen sprach mein fühlendes Herz; für den Kammerherrn der rangsüchtige Kopf. Ich veranstaltete zuletzt eine Prüfung, welcher von beiden mich redlich liebe. Mein Sachwalter half mir sie ausführen. Er streute, von mir darum ersucht, überall aus: mein Prozeß habe durch neue, von den Gegnern beigebrachte Urkunden eine so schlimme Wendung genommen, daß ich ihn ohne Rettung verlieren würde. Falkenhof kam sogleich zu mir und fragte mich mit ängstlicher Hast, ob die umlaufende Sage gegründet sey. Ich seufzte: Ja! Er entfärbte sich, schalt auf Richter und Advokaten, brach in sichtbarer Zerstreuung seinen Besuch schnell ab, und noch denselben Tag erfuhr ich, daß er an der öffent-

lichen Tafel eines Hôtels geäußert hatte: er müßte selbst ein Gimpel seyn, wenn er sich mit einer bürgerlichen Pauvresse mesalliirte. — Bahlingen hingegen sagte: Sie Freundin, beklag' ich, mir aber wünsch' ich Glück, daß der Verlust Ihres Vermögens die Reinheit meiner Liebe enthüllt. — Diese Herzensworte entschieden auf der Stelle unsere Verbindung, und nun erst entdeckte ich ihm den Ungrund des Stadtgesprächs. Auch der Kammerherr kam bald hinter die Wahrheit, und war unverschämt genug, sich wieder bei mir einschmeicheln zu wollen. Ich antwortete ihm, wie sich's gebührte. Er betrug sich sehr ungeberdig und drohte Rache. Ich sagte lächelnd: dagegen werde mich Bahlingen, mein Verlobter, wohl schützen. Er verließ mich mit übermüthigem Hohn. Seitdem sprach ich ihn nicht wieder.

Kurz nachher gewann ich meinen Prozeß, erhielt die Erbschaft aus Amerika und heirathete Bahlingen. Der Krieg rief ihn von meiner Seite ins Feld; er kehrte als Hauptmann zurück, und ist jetzt verreist, um für uns den Kauf eines schönen Landgutes abzuschließen. Ich freue mich ungemein auf diese Besitzung. Sie hat den einzigen Fehler, daß sie nahe bei Eibenburg liegt; doch der verschwenderische Kammerherr wird bald mit den väterlichen Gütern vollends fertig werden, und also nie dort residiren." —

38.

Gute Nachrichten.

Nun kam der Maler an die Reihe, seine Fata zu erzählen, und er that es mit Aufrichtigkeit. Frau von Bah-

lingen neckte ihn mit dem Vorwurf, daß er ihr, wegen des Fräuleins Harand, untreu geworden sey. „Doch damit Sie sehen, wie gutherzig ich bin,“ fuhr sie fort, „so will ich Ihre Flatterhaftigkeit nicht allein verzeihen, sondern Ihnen sogar Mittel und Wege zeigen, allenfalls noch heute Agathen zu sprechen.“ —

„Nein, das ist nicht möglich!“ rief Hermann frohbestürzt, und sprang mit glühenden Wangen vom Stuhl auf.

„Ha! wie Ihr Geist gleich Flügel bekommt!“ sagte Frau von Bahlingen. „Setzen Sie sich und hören sie mich ruhig an! Agathens Vater ist seit drei Monaten todt. Sie, schon längst mutterlos, ward dadurch eine ganz verlassene Waise, und wußte kaum, wohin sie ihr Haupt legen sollte; denn Harand starb in der schmählichsten Armuth. Einer seiner vormaligen Kriegskameraden, der Oberste von Morlach, der hier außer Dienst lebt, bot der Unglücklichen einen Zufluchtsort in seinem Hause an, und da befindet sie sich.“ —

„Wo wohnt der Edle?“ rief Hermann, indem er hastig nach seinem Hute griff.

„Das ist lustig!“ sprach Frau von Bahlingen. „Ich lasse Sie rufen, mich zu malen, und Sie wollen mir unverrichteter Sache wieder entwischen! — Keine Uebereilung, Freund! Fallen Sie bei dem Obersten nicht, wie man sagt, mit der Thüre ins Haus, machen Sie vorher Bekanntschaft mit ihm, und dazu finden Sie noch in dieser Stunde eine bequeme Gelegenheit. Er besucht täglich um die jetzige Zeit ein nahes Weinhaus, das ich Ihnen aus dem Fenster zeigen will. Sie werden ihn, wenn Sie sich hier noch ein halbes Stündchen aufhalten, hinein gehen sehn und können ihm folgen.“ —

Sie führte ihn ans Fenster und zeigte ihm gegenüber

den Bacchustempel, der mit einer goldnen Inschrift prangte. „Meistens ansehnliche Leute," sagte sie, verkehren darin; doch sind auch viel verkehrte Menschen darunter. Besonders hat sich ein lärmender Hummelschwarm gelehrter Querköpfe und politischer Schmähschriftler dort niedergelassen. Mein Mann, der sie bisweilen bei einer Flasche Wein behorchte, versicherte mich: der freche, anmaßende Ton dieser Staatsklügler sey unerträglich. Er verglich sie, weil sie immer mit Zunge und Feder in Deutschlands Eingeweiden wühlen, mit ruchlosen Kindern, die auf ihre kranke Mutter losschlagen." —

Indem sie so sprach, kamen drei Herren, die stark gegen einander gestikulirten, die Straße herab. „Betrachten Sie dieß Kleeblatt!" sagte Frau von Bahlingen. „Es gehört zu dem politischen Clubb, dessen ich eben gedachte."

Die Unterredung der Herren wurde mit jedem Schritte lebhafter; doch plötzlich blieben sie nahe vor dem Weinhause stehen, um über einen Hauptpunkt zu debattiren. „Sehen Sie," sagte Frau von Bahlingen, „der tölpische Halbriese, der sich auf sein spanisches Rohr stützt und die Beine weit ausspreißt, als ob Wagen durchfahren sollten, ist der berüchtigte Magister Haarspalter, der vormals eine Erziehungsanstalt unternahm, aber sie bald wieder aufgeben mußte, weil er einige Knaben zu Krüppeln geschlagen hatte. Seitdem nährt er sich von Flugschriften, und muß nolens volens jede Woche wenigstens eine liefern, wenn er nicht von seiner Rippe und Xantippe die Schläge wieder haben will, die er einst als Schulmeister austheilte. —

Der kleine, faßrunde Mann, der vor ihm steht und haranguirt, ist ein gewisser Doktor Sprinzel, der durch eine Reihe verunglückter Kuren alles Vertrauen als Arzt ver-

lor, und nun die Wunden des Staats heilen will. Er hat ein großes erheirathetes Vermögen verjubelt, und soll sich jetzt in einer ewigen Flucht vor den Hebräern befinden. — Der Drittmann mit dem gräßlichen Backenbarte ist ein Dichterling, dessen Namen ich noch nicht erfahren konnte. Beweises genug, daß er kein berühmter Mann ist! Er hat, wie man sagt, etwas Anlage zur Dichtkunst; aber er hält sich schon für einen Meister, und bleibt also ein Stümper. Der politische Weinclubb hat ihn wegen einiger Kriegslieder — die er jedoch nicht einmal selbst gedichtet haben soll — als Ehrenmitglied aufgenommen." —

Es schien, als hätten die drei Zechbrüder ausdrücklich darum auf der Straße Halt gemacht, um sich abschildern zu lassen; denn Frau von Bahlingen war kaum damit fertig, so setzten sie ihren Weg ins Weinhaus fort.

Einige Minuten nachher ging auch der Oberste Morlach hinein. Er trug bürgerliche Kleidung, und war ein Mann vom ehrwürdigsten Ansehen.

„Nun, Freund, will ich Sie nicht länger aufhalten;" sagte Frau von Bahlingen. „Suchen Sie dem Obersten ein Gespräch abzugewinnen und sich bei ihm beliebt zu machen. Er geht, wie ich von meinem Manne weiß, bloß darum ins Weinhaus, um sich an den tollen Geschwätzen jener Staatsklügler zu belustigen. — Noch eins! Damit Sie mich bald wieder besuchen und an meinem Bildnisse zu arbeiten anfangen, so erlauben Sie mir, darauf zu pränumeriren." — Unter dieser Einkleidung nöthigte sie dem Geplünderten zwanzig Dukaten auf, und er ließ sich, nach einiger Weigerung, diesen Vorschuß von seiner Freundin gefallen.

39.

Die Federhelden im Weinhause.

Magister Haarspalter und seine beiden Gesellen saßen in der Mitte des Zimmers an einer runden Tafel. Im Hintergrunde, an der Wand, hatte sich der Oberste einsam niedergelassen. Es war neben dem kleinen Tische, auf welchem seine Flasche stand, noch ein Stuhl leer. Hermann nahm davon Besitz. Das Zimmer lag im Erdgeschosse. Die Fenster waren geöffnet.

Der Doktor und der Magister schwadronirten von Staatssachen. „A propos!“ fiel der Dichterling ein: „ich kann mit einem neuen Kriegsliede aufwarten.“

„Wirklich?“ rief Haarspalter. „Sie sind unermüdet beflissen, den Geist der Nation zu erwecken und zu ermuthigen!

„Laßt Euer Lied hören, edler Barde!“ sagte der Doktor.

Der Dichter stürzte geschwind ein Glas Wein aus und sang dann mit einer rauhen Stimme, die zum Vortrag eines Solo's wenig geschickt war, folgende Strophen:

Wohlan, wohlauf! Es lohnt mit Ruhm und Ehre,
Ein tapfrer Mann zu seyn.
Der ehrne Wald der blitzenden Gewehre
Sey mir ein Lorbeerhain!

Ade! ade! Beklaget nicht den Krieger,
Wann er zum Kampfe zieht!
Beklaget Euch, daß nie der Kranz der Sieger
Um Eure Stirnen blüht!

Hat der Soldat des Feindes Trotz bezwungen,
Geschützt des Bürgers Herd,
Und Friedensheil dem Vaterland errungen,
Dann fühlt man seinen Werth!

Mit Achtung zeigt der Vater ihn den Söhnen,
Stellt ihn als Vorbild dar,
Und hold lacht ihm das Auge mancher Schönen,
Die vormals spröde war.

Der Held ist dann auch nicht aus Erz geschaffen;
Er, der dem Feind nicht wich,
Streckt vor der Macht der Schönheit seine Waffen,
Und ihr ergibt er sich.

Die Beisitzer der runden Tafel lobten den Sänger außerordentlich und sagten ihm die Schmeichelei: es würde besser um Deutschland stehn, wenn die Kriegsheere ihren matten Geist durch solche Kraftlieder gestärkt hätten. „Aber, mein Himmel! was singen unsere Soldaten!" fuhr der Magister fort: „Hört man wohl, so weit die deutsche Zunge reicht, vor Wachhäusern und in Feldlägern etwas anders, als elende Gassenhauer, deren Hauptinhalt Bier und Tabak ist?" —

Die Politiker versetzten sich nun in den eben beendigten Krieg zurück und bestätigten, was Jean Paul in seiner Friedenspredigt an Deutschland sagt: daß im längsten Frieden nicht so viel Unsinn und Unwahrheit, als im kürzesten Kriege gesprochen werde. — Sie tadelten die Operationen der Feldherren, beschuldigten die Besiegten, ohne Ausnahme, der Feigheit, und thaten Machtsprüche, wie man es hätte anfangen müssen, um den Feind zu schlagen. Dabei führten sie immer als unumstößliche Beweise ihre eigenen Schriften an. Mit besonders kritischer Strenge ging der Doktor alle verlorne Schlachten durch, und sagte frank und frei: sie wären unfehlbar gewonnen worden, wenn er den Commandostab geführt hätte.

Hermann, der diesen frechen Dünkel nicht länger aus-

halten konnte, fing an zu trällern und sang, wie vor langer Weile:

Hurli, burli! es sauset der Wind!
Er nährt den Müller mit Weib und Kind.

Das Trifolium verstummte, sah ihn stutzig an, und mit einem naseweisen Tone fragte der Doktor: „Ist der Herr vielleicht ein Windmüller?“ —

„Zur Zeit noch nicht,“ antwortete Hermann: „ich bin aber Willens, dieß Handwerk zu ergreifen, sobald in Ihrer Nachbarschaft, mein Herr, eine Mühle käuflich zu haben ist.“ —

„Warum eben in meiner Nachbarschaft?“ —

„Weil mir's dann nie an Wind fehlen kann.“ —

„Herr Gelbschnabel!“ rief der Doktor, und fuhr drohend auf; aber plötzlich duckte er sich unter den Tisch und drehte den Kopf nur so weit behutsam hervor, daß er über das Tischblatt hinweg nach dem Fenster schielen konnte. In dieser lächerlichen Positur blieb er ein paar Secunden, dann schoß er wie eine Schwalbe nach seinem Hute hin, warf ihn auf den Kopf und sprang durch eine Seitenthür hinaus.

Fast im gleichen Moment stolperte ein graubärtiger Jude sehr eilfertig durch die Hauptthür herein, guckte hastig unter die runde Tafel, schüttelte brummend den Kopf und drehte die funkelnden Augen nach allen Winkeln des Zimmers.

„Guten Abend, Moses!“ sagte der lange Magister. „Was suchst du hier?“

„Was ich suche?“ sprach Moses und schlug ärgerlich mit dem Stocke seine eigenen Beine. „Den werthen Herrn Doktor such' ich, den Sprinzel.“

„Er ist nicht hier,“ antwortete Haarspalter mit träger Gleichgültigkeit.

„Mein! wie geht das Ding zu?“ rief der Hebräer und klopfte seine schwarzen wollenen Strümpfe noch emsiger aus. „Ich hab' ihn doch gesehn mit meinen leiblichen Augen, als ich draußen ging vor dem Fenster. Er fuhr untern Tisch wie 'ne Sternschnuppe und ist nun verschwunden als 'n Rauch.“ —

„Ei bewahre! Deine Augen haben dich getäuscht.“

„Na, na! Meine Augen sind superfein; aber getäuscht hat mich der spitzfindige Herr Doktor. Er hat mich getäuscht und geschnäuzt um fünfhundert blanke, baare Thaler, die er hier jagt durch die Gurgel. Aber, so wahr ich heiße Moses! ich ziehe den Flausenmacher vor Gericht, und die hohe Obrigkeit läßt nicht mit sich spielen Versteckens.“ —

Moses rannte, mit beiden Armen zornig rudernd, wieder zur Thür hinaus und stellte sich auf der andern Seite der Straße auf die Lauer. Der Dichter, der das merkte, fand sogleich, da es jetzt Abend ward, ein leichtes Mittel, dem Aufpasser die Aussicht in die Weinstube zu verbauen. Er befahl dem Aufwärter, Licht zu bringen und die Fensterladen zu schließen. „Nachher auch ein Wörtchen mit Ihnen, Herr Windmüller!“ sprach er patzig. Doch ehe noch Hermann den ihm zugeworfenen Fehdehandschuh aufheben konnte, schoß dem ankommenden Lichte eine Fledermaus durch's offne Fenster entgegen und streifte bei des Dichters buschigtem Backenbarte so hart vorbei, daß sie sich beinahe darin verfangen hätte. Mit einem Zetergeschrei sprang der Poet auf und schwor: er fürchte sich vor nichts in der Welt, als vor diesen geflügelten Teufeln. Haarspalter und der Lichtbringer wollten ihn überreden, die

Fledermaus habe sich wieder durchs Fenster davon gemacht; er hingegen behauptete: sie halte sich noch irgendwo in der Stube versteckt, und es sey ihm, in beständiger Angst vor ihr, nicht möglich, einen Augenblick länger da zu bleiben. Hiermit setzte er seinen Hut auf, beschirmte mit beiden Händen den köstlichen Backenbart und eilte fort.

Es war offenbarer Eigennutz, daß ihn der Magister nicht aufhielt. Mit freundlichen Augen betrachtete er die noch ziemlich volle gemeinschaftliche Flasche, die er von den beiden Abgeschiedenen geerbt hatte. Er bezeigte auch nicht die geringste Lust, den Windmühlenstreit fortzusetzen und sich den Genuß des Weines durch Gezänk zu verbittern. Aber indem er ein volles Glas zum Munde führte, stürzte eine sehr kleine, ältliche Frau (deren schiefstehende Haube bewies, daß die Toilette in der größten Uebereilung gemacht worden war) von der Straße herein auf ihn los. „Dacht' ich's doch," rief sie, „daß der faule Schläks hier sitzen und zechen würde! Und, bei meiner Seele! er hat eine ganze Flasche vor sich! Nee, das ist zu arg! Er verschlemmt in Einer Stunde mehr, als er die ganze Woche verdient. Marsch nach Haus und geschrieben! Der Buchdrucker wartet auf Manuscript." —

Der Magister sprang gleich bei der Ankunft seines Hausteufels erschrocken auf und suchte, ohne sich mit einem Laut zu verantworten, Hut und Stock. Die Furie riß ihm den letztern aus der Hand und trieb ihn damit vor sich her zur Thür hinaus. Es war ein spaßhaftes Schauspiel, einen Riesen, furchtsam gebückt, vor einer Zwergin fliehen zu sehn. Hermann und der Oberste lachten herzlich. Doch schnell kam das Weib zurück, warf ihnen einen strafenden Blick zu, trank das eingeschenkte Glas gierig aus, ergriff

die Flasche, steckte sie unter die Enveloppe und flog mit dieser Beute dem Ausreißer nach.

40.

Hermann und Agathe.

„Wir sind heute recht zur glücklichen Stunde hierher gegangen;“ sagte der Oberste zu seinem Tischnachbar. „Man kann schwerlich auf dem Theater eine lustigere Posse sehn, als eben vor uns aufgeführt wurde.“

„Das ist wahr!“ antwortete Hermann. „Aber die Sache hat auch eine sehr ernsthafte Seite. — Ist es nicht eine schändliche Frechheit, daß solche elende Wichte, die vor Juden, Fledermäusen und Weibern zittern und laufen, auf dem geduldigen Papiere großsprechen, über Plan und Ausführung der Feldschlachten dummdreist urtheilen und mit ihrer stumpfen Brodfeder ganzen Kriegsheeren das Brandmahl der Feigheit aufdrücken wollen?“ —

„Der ausgeartete, menschenfeindliche Geist unsrer Zeit spricht und schreibt nicht anders;“ erwiederte Herr von Morlach. „Ich selbst könnte mich dadurch äußerst beleidigt fühlen, da ich noch vor Kurzem in der verunglimpften Armee als Oberster diente; aber das Bewußtseyn, meine Schuldigkeit gethan zu haben, und mehrere Wunden, die ich dabei erhielt, lassen mich das gehaltlose Geschwätz und Geschreibe solcher Libellisten kaltblütig verachten. Bei dem allen freute mich's, daß Sie vorhin den drei Federfechtern die Spitze boten. Sie zeigten dadurch ein lebendiges Gefühl für Wahrheit und Recht, wie man es heutigen Tages bei den wenigsten jungen Männern findet. Ich wünschte daher wohl, mein Herr, Ihre nähere Bekanntschaft zu machen.“

„Ich bin ein Maler;“ sagte Hermann: „mein Name ist Brok.“

„Brok?“ — rief der Oberste mit freundlicher Lebhaftigkeit. „Sie führen einen Namen, der mir lieb und werth ist! Haben sie vielleicht einen Bruder, der sich vor ungefähr vier Jahren bei einem gewissen Herrn von Föhrwald in Hirschfeld als Jäger aufhielt?“

„Der bin ich selbst, mein Herr Oberster!“

„Wie? Sie sind der brave Mann, der damals ein junges Fräulein von Harand gegen die Angriffe eines unartigen Buben beschützte?“ —

Hermanns Gesicht tauchte sich gleichsam in Blut. Er bejahte die Frage mit einer stummen Kopfbeugung. er Oberste umarmte ihn und machte ihm bekannt, daß Agathe in seinem Hause wohne und daß er jene Begebenheit aus ihrem Munde gehört habe. Hierauf lud er den jungen Mann, dem immer neue Blutströme aus der klopfenden Brust in die Wangen schossen, zum Abendessen ein.

Wir haben bisher von Hermanns Liebe wenig oder gar nicht gesprochen; denn das Berichterstatten von Gedanken und Empfindungen ist ein undankbares Geschäft, und es entsteht meistens daraus für den Leser ein eben so trocknes Gericht, als wenn sich die Neuigkeitslieferanten der Zeitschriften über Concerte und Schauspiele weit und breit auslassen, und in der langweiligsten Kunstsprache die Lesewelt von Trillern, Takt und Minenspiel zu unterhalten versuchen. Aber hier ist's nun an der Zeit, es mit drei Worten zu sagen, daß Hermann Agathen über Alles liebte. Er brannte vor Sehnsucht, sie zu sehen, und dennoch zitterte er vor dieser Zusammenkunft und folgte dem Obersten mit wankenden Knieen.

Agathe saß ruhig, in ein Buch vertieft, als Herr von

Morlach mit seinem Gaste, auf dessen Erscheinung sie nicht im mindesten vorbereitet war, ankam und ihr sogleich, bei Oeffnung der Thür, zurief: „Hier, Fräulein, bring' ich Ihnen einen alten, werthen Bekannten!“ Sie erhob sich mit Bestürzung, und Röthe und Bläße wechselten wie fliegende Wolken auf ihrem Gesichte, als sie den Fremdling erkannte. Von beiden Seiten begegneten sich stumme Verbeugungen und fruchtlose Versuche, einander mit Worten zu begrüßen. Der Oberste blieb eine Minute lang ein stiller Beobachter dieses verrätherischen Auftritts; dann aber war er, man möchte fast sagen, so mitleidig, die jungen Leute von den Fesseln ihrer Verlegenheit zu erlösen und ein unbefangenes Gespräch einzuleiten.

Hermann erzählte, von ihm dazu aufgefordert, während der Abendmahlzeit seine Lebens- und Reisegeschichte. Der Oberste fand an des Jünglings Bescheidenheit und rechtlicher Denkart, die aus allen seinen ungekünstelten Worten hervorleuchteten, ein solches Gefallen, daß er beim Abschiede, mit einem herzlichen Handdruck, zu ihm sagte: „Ich betrachte Sie von nun an als meinen Hausfreund und bitte Sie, mich in Ihren Mußestunden so oft, als Sie von keiner angenehmern Gesellschaft abgehalten werden, zu besuchen.“

Von diesem Paßport zur Geliebten machte Hermann einen sehr mäßigen Gebrauch, ungeachtet ihn sein Herz immer mahnte, sich dessen täglich zu bedienen. Auch diese Beherrschung der Leidenschaft gefiel dem Obersten, und in jeder Rücksicht schien ihm Hermann, je länger er mit ihm umging, Agathens würdig. Daß auch sie ihn liebte, war dem aufmerksamen Menschenkenner, der die unwillkührliche Mienensprache der Empfindungen verstand und richtig zu deuten wußte, kein Geheimniß geblieben. Darum beschloß

er, die Liebenden in sofern glücklich zu machen, daß er sie in den Stand setzte, sich mit einander zu verbinden und anständig zu leben. Er wollte Agathen wie eine leibliche Tochter ausstatten und aussteuern, und zugleich das junge Paar zu seinen Universalerben einsetzen. Er besaß ein ansehnliches Vermögen, und es waren bei ihm keine Nothserben vorhanden, die auf seinen Nachlaß einen rechtmäßigen Anspruch machen konnten. Sein nächster und fast einziger Verwandter war ein Bruder, der sich ebenfalls in der Hauptstadt aufhielt; aber der Oberste lebte schon seit vielen Jahren mit ihm in Zwiespalt, weil er sich unedler Handlungen schuldig gemacht, und überdieß eine übel berüchtigte Person, eine der Verworfensten ihres Geschlechts, geheirathet hatte.

Nach schicklichen Einleitungen (die sich, ohne Verlust für den Leser, mit Stillschweigen übergehen lassen) brachte der Oberste Hermanns und Agathens stumme Liebe zur Sprache. Der Bund der Treue ward geschlossen, und die Verlobung unter sechs Augen gefeiert.

Ungefähr um diese Zeit machte der Herr Kammerherr von Falkenhof, der Agathens Aufenthalt in der Stadt erfahren hatte, einen neuen Versuch, sich mit ihr in Verbindung zu setzen. Er drängte sich, obgleich dem Obersten fremd, aller Orten an ihn und ließ sich durch die kälteste Behandlung nicht abschrecken, ihn eines Tages zu besuchen. Allein das Fräulein verbarg sich, und Herr von Morlach wog dem Kammerherrn die unentbehrlichsten Höflichkeitsworte so sparsam zu, daß ihm, nach einer peinlichen Viertelstunde, nichts übrig blieb, als sich zu entfernen und alle weitere Annäherungen vor der Hand einzustellen.

Dem wackern Obersten war es nun eine angenehme Sorge, Agathens Ausstattung mit Geschmack und Freige-

digkeit zu bereiten. Aber das beschlossene Testament verschob er, auf seine Gesundheit sich verlassend, von einer Zeit zur andern. Wollte er auch bisweilen dazu Anstalten treffen, so hintertrieb sie auf mancherlei listige Weise sein vertrauter Kammerdiener, den der lauernde Intestaterbe, Morlachs Bruder, zu diesen Ränken angestiftet und bestochen hatte. So ward der gute Wille des Obersten, ohne daß er es selbst ahnte, sechs Monate lang von dieser Kabale gefesselt.

Schon war einer der nächsten Tage zur stillen Hochzeitfeier bestimmt, als Hermann eines Morgens durch einen von Agathen an ihn abgefertigten Boten die Schreckensnachricht erhielt: der Oberste sey in der vorigen Nacht von einem Schlagfluß befallen worden und befinde sich in Lebensgefahr.

Bestürzt eilte Hermann ins Haus seines väterlichen Freundes; aber im Vorzimmer vertrat ihm der Kammerdiener den Weg und sagte, es werde, nach des Arztes Gebot, Niemand zu dem Kranken gelassen. Hermann, mit den geheimen Intriguen des alten Schalks bekannt, wollte diesem Vorwande nicht weichen, und es erhob sich darüber ein lauter Wortwechsel. Plötzlich flog eine Thür auf, und mit der gebieterischen Frage: „Was gibt's hier?“ trat des Obersten Bruder heraus. Der Kammerdiener beschwerte sich über Zudringlichkeit; Herr von Morlach schlug sich auf seine Seite; Hermann mußte sich, so überstimmt, zurückziehen, und man antwortete ihm nicht einmal, als er fragte, in welchem Zustande sich der Oberste gegenwärtig befinde.

Um sich davon zu unterrichten, suchte er den Hausarzt auf und hörte mit Entsetzen von Diesem: der Kranke liege

besinnungslos in einem anhaltenden Todeskampfe und keine Arznei könne ihn retten.

Zwei Stunden darauf bekam Hermann von Agathen ein thränenfeuchtes Billet: „Unser Freund ist verschieden, und schon bestürmt man mich, das Haus zu räumen. Gott! wo soll ich hin?“

41.

Häusliches Künstlerleben.

Welche schreckliche Lage! Einer Fülle des schönsten Glücks so nahe, und plötzlich zurückgeschleudert in ein Labyrinth von Kummer und Noth! — Es erforderte wahrlich! eine feste Brust, diesen furchtbaren Schlag des Schicksals auszuhalten.

In den ersten Augenblicken vergaß Hermann sich selbst und Agathen; er trauerte und weinte nur um den edelherzigen Freund, den er verloren hatte. Doch er mußte diese Todtenfeier bald unterbrechen, um für Agathen zu sorgen und sie so schnell als möglich vor den Mißhandlungen der Habsucht und Tücke sicher zu stellen.

Er sann, wie er das ausführen wollte, und es schien ihm der beste Weg, seine Freundin, Frau von Bahlingen, darüber zu Rathe zu ziehen. Sie und ihr Gemahl (der auch nach seiner Rückkunft von der Reise Hermanns Freund geworden war) erschracken über Morlachs Tod: aber einstimmig erboten sich beide sogleich von selbst, Agathen in ihr Haus aufzunehmen.

Wie froh war Hermann! Da er nur die Geliebte für jetzt unter den Schutz guter Menschen zu bringen wußte, so bangte ihm nicht vor der Zukunft. Er war seiner

Kunst so mächtig, daß er ein Paar genügsame Leute bequem damit ernähren konnte.

Frau von Bahlingen ließ zu Agathens Abholung ihren Wagen anspannen. Hermann fuhr vor das Morlach'sche Haus. Der Kammerdiener machte große Augen und fragte, was er hier suche. „Nichts von dem allen, was Ihr mir durch Arglist entrissen habt!“ war Hermanns Antwort. „Ich komme blos, um das Fräulein von Harand abzuholen und von der Leiche des edeln Obersten Abschied zu nehmen.“ —

„Das Fräulein steht unbedenklich zu Diensten,“ sagte der hämische Kammerdiener: „Aber wegen des letztern Verlangens muß zuvor bei dem gegenwärtigen Erbherrn angefragt werden.“ — Er betonte das Wort Erbherr sehr stark, ging ins herrschaftliche Zimmer und kam bald mit der Antwort zurück: es sey erlaubt, die Leiche zu sehen.

Hermann warf sich vor dem Lager des Entseelten nieder und bedeckte mit Thränen und Küssen die starre Hand, die nur von List und Todesgewalt gehindert worden war, ihn durch einige Federzüge glücklich zu machen. Dann führte er Agathen in den Wagen, und fuhr hinweg, ohne des Hohngelächters, das ihm aus den Fenstern nachschallte, zu achten.

Frau von Bahlingen und Agathe gewannen einander sehr lieb, und lebten vier Wochen lang wie zärtliche Schwestern beisammen. Fern davon hausend, widmete Hermann die Tage seinem Kunstfleiße, und freute sich bei jedem Pinselstrich auf den Abend, der ihn zum kleinen, fröhlichen Kreise der Liebe und Freundschaft rief.

Indessen war Frau von Bahlingen im Stillen geschäftig, das vom Obersten angefangene gute Werk einiger Maßen zu vollenden. Sie miethete eine freundliche Woh-

nung, versah sie mit den zierlichsten Hausgeräthen, führte die Verlobten dahin, und überreichte ihnen, zum Zeichen des Eigenthums, die Schlüssel der Zimmer. „O, wie angenehm überraschen Sie uns!" sagte Hermann. „Sie haben Alles, was uns zum ehelichen Leben noch fehlte, so umsichtig und sorgfältig zusammengebracht, daß ich mich in der That wundere, nicht auch schon einen Priester, zu unserer Trauung bereit, hier zu finden." —

„Scherzen Sie nicht, es kann Ernst daraus werden!" antwortete Frau von Bahlingen, als eben ein Wagen am Hause vorfuhr. Agathe lief neugierig ans Fenster. Der Hauptmann und ein Geistlicher stiegen aus. „Himmel! was bedeutet das?" rief sie, und eine brennende Glut beflog ihre Wangen. Hermann, der jetzt auch zum Fenster sprang und noch einen Zipfel des schwarzen Mantels ins Haus flattern sah, fragte hastig, wer komme. Frau von Bahlingen erklärte nun mit lachendem Munde den Verlobten, daß heute ihr Hochzeittag sey. Sie erschracken und wollten ihre Stimmen dagegen erheben; aber die Freundin legte, wie der Gott des Schweigens, den Zeigefinger auf den Mund und winkte mit den Augen nach dem Nebenzimmer, wo man eben den Hauptmann mit seinem ehrwürdigen Begleiter eintreten hörte. Da nun doch kein Entrinnen möglich war, bezwang Agathe ihre jungfräuliche Schüchternheit. Die Trauung ward vollzogen. Ein frohes Familienmahl beschloß den heiligen Tag. Der Hauptmann und seine Gattin fuhren gegen Mitternacht nach Hause und ließen die Neuvermählten in Amors und Hymens Gesellschaft zurück.

Jener, der oft schon am nächsten Morgen das Gebiet seines Bruders mit raschen Flügeln verläßt, hielt bei unsern jungen Eheleuten standhaft aus, mischte für Hermann

die Farben, zeichnete Agathen Blumen am Strickrahmen, und diente beiden sogar als Koch so trefflich, daß sie mit dem besten Appetit speiseten, wenn er ihnen auch nur einen Eierkuchen auftrug. Frau von Bahlingen bestrebte sich oft, das dürftige Hauswesen der geliebten Malerfamilie zu bereichern; aber so fein auch immer die Art war, mit welcher sie Geschenke gleichsam einzuschwärzen versuchte, so gelang es ihr doch nie: denn Hermann war gegen dergleichen Partiererei stets wachsam, und bestand mit rühmlichem Starrsinn darauf, sich nicht weiter zu strecken, als seine eigene Decke reichte. Ein durch Arbeit erworbener Bissen Brod schmeckte ihm besser, als ein geschenkter Fasan. Er wollte sich auch überhaupt nicht noch tiefer in Verbindlichkeiten verwickeln und legte so oft als möglich etwas zurück, um der Frau von Bahlingen mit der Zeit ihre Auslage für die Einrichtung seiner kleinen Wirthschaft wieder zu erstatten.

Als er ungefähr ein halbes Jahr in einer höchst glücklichen Ehe gelebt hatte, ward seine häusliche Ruhe gestört. Er ging eines Tages in Geschäften aus; Agathe blieb allein. Kaum war er fort, so hörte sie am Vorhause klingeln. Vorsichtig öffnete sie nur eine Spanne breit die Thür, um zu spähen, wer da sey. Siehe, da stand zu ihrem Schrecken der Kammerherr Falkenhof und fragte mit der freundlichsten Höflichkeit, ob er das Vergnügen haben könne, Herrn Brok zu sprechen. „Mein Mann ist nicht zu Hause,“ sagte sie. Er wußte das sehr gut; doch äusserte er viel Bedauern darüber. Der Fußboden brannte unter Agathens Füßen. Sie wünschte nichts sehnlicher, als daß sich Falkenhof schnell wieder entfernen möchte. Er hingegen begann von Neuem: „Kennen mich meine Gnädige nicht mehr?“ — Agathe glaubte am besten zu thun,

wenn sie Nein sagte. „Ich weiß nicht, ob ich mich über diese Vergessenheit freuen oder betrüben soll;“ fuhr er fort. „Mein Name ist Falkenhof. Ich war einst im Garten zu Hirschfeld so unglücklich, Sie zu beleidigen. Da ich aber, wie ich eben erfahre, ganz aus Ihrem Gedächtnisse verschwunden bin, so ist mir dieß auf der andern Seite ein angenehmer Beweis, daß Ihr Zorn keine tiefe Wurzel geschlagen hat. Dennoch möcht' ich mich gern über jenen verdrießlichen Vorfall bei Ihnen vollkommen rechtfertigen. Haben Sie die Gnade, mir nur fünf Minuten Gehör zu geben.“

„Nicht einen Augenblick!“ rief Agathe mit Heftigkeit aus, und zog sich, ohne das Vorhaus zu verschließen, in ihr Zimmer zurück.

Sie hatte keine Verfolgung zu fürchten. Die Vorhausthür war so eingerichtet, daß sie mit der unbedeutenden Kraft, die ein entnervtes Hofmännchen gewöhnlich besitzt, nicht weiter als eine Spanne breit aufgedrängt werden konnte. Ein künstlicher eiserner Riegel, dem sich von außen nicht beikommen ließ, hielt sie in diesem Stande fest, und gewährte den Vortheil, daß man die Person, welche die Klingel gezogen hatte, mit Muße betrachten konnte, ohne daß es ihr möglich war, im Augenblick der Thüröffnung gewaltsam einzudringen, wenn man ihr den nähern Zutritt versagen wollte.

Diese Anstalt (die einsam wohnenden Leuten als ein bewährtes Schutzmittel gegen ungestüme Bettler und Gauner zu empfehlen ist) bemerkte der Kammerherr nicht. Er glaubte, die Thür werde bloß durch einen zufälligen Anstoß gehindert, den Halbmond ihres gewöhnlichen Weges frei zu durchlaufen. In diesem Wahn gab er sich die größte Mühe, sie durch Drücken und Stoßen in Gang zu

bringen. Er zwängte endlich den Kopf durch die Oeffnung, um zu sehen, wohin Agathe geschwunden sey, und ob sie vielleicht noch hinter der Thüre lausche. Unglückliche Neugier! Wie ein Drossel in der Dohnenschlinge gefangen, konnte er den eingeklemmten Kopf weder vorwärts noch rückwärts bewegen. Nach langen, vergeblichen Versuchen, sich in Freiheit zu setzen, rief er um Hülfe. Agathe kam, schlug es aber rund ab, ihn durch Lüftung des Schutzriegels zu erlösen. „Gedulden Sie sich, bis mein Mann kommt!“ sagte sie. „Ich bin allein und fürchte mich vor ähnlichen Unarten, wie ich in Hirschfeld erdulden mußte.“ — So scheltend, verließ sie ihn wieder.

Der Gefangene, der sich um keinen Preis von dem Maler betreffen lassen wollte, arbeitete nun noch ängstlicher als zuvor an seiner Befreiung. Es gelang ihm zuletzt, sich von dem Pranger loszumachen; doch ging es nicht ohne schmerzliche Quetschungen ab, und er ließ bei der Flucht einen großen goldnen Ohrring zurück, der sich durch die heftigen Reibungen geöffnet hatte und auf den Fußboden gefallen war. Agathe fand ihn, und entdeckte zugleich an der Thür und an der Pfoste rothe Stellen, die sie für Blut hielt; aber bei genauerer Besichtigung war es — Schminke.

Hermann lachte und ärgerte sich, als er bei seiner Heimkunft den Vorfall erfuhr. Er sandte dem Kammerherrn die verlorne weibische Ohrenbaumel, in ein Handbriefchen eingesiegelt, worin er ihm schrieb: „Ew. Hochwohlgeboren haben, im Kampf mit der Thür meines Vorhauses, die Inlage verloren. — Ist es, wie ich fast zweifle, Ihr wahrer Ernst, mich zu sprechen, so sichert Ihnen die Gewißheit, daß Sie mich von heut an acht Tage lang in den Frühstunden zu Hause finden, einen freien Zugang zu mir.“

Falkenhof antwortete nicht und kam nicht. Das war zu erwarten.

Einige Wochen nachher wurde Hermann zu einer adeligen Familie (die der Angabe nach in einer fernen Gegend der Stadt wohnte, aber in der ganzen Welt nicht vorhanden war) in Kunstgeschäften berufen, und ihm Tag und Stunde, wenn er unfehlbar kommen sollte, genau bestimmt. Diese pünktliche Vorschrift fiel ihm erst auf, als er schon unter Weges war. Er roch Lunte und ging schnell zurück, um dem drohenden Schuß auszuweichen. Die Richtigkeit seiner Ahnung erwies sich, sobald er seine Schwelle wieder betrat. Schreiend rang Agathe auf dem Sopha mit einer weiblichen Gestalt, die sich, unter der Firma einer Modehändlerin, bei ihr eingeschlichen hatte und ihr eben Küsse und andere Liebkosungen aufdringen wollte. Hermann (der mit einem bei sich habenden Schlüssel das Vorhaus leise geöffnet hatte) ging der verdächtigen Dame rasch zu Leibe, und ahnte sogleich, den Kammerherrn Falkenhof, durch theatralische Toilettenkünste in eine ältliche Matrone verwandelt, vor sich zu haben. So verhielt sich die Sache in der That; doch war er nicht völlig davon überzeugt, und es widerte ihn, eine Geschlechtsuntersuchung anzustellen. Er begnügte sich also, das verliebte Mannweib wie eine Tollhäuslerin zu behandeln und zur Thür hinauszustoßen. Falkenhof floh so eilig, daß er eine mit Modewaaren gefüllte pappene Schachtel, die ihm zum Trugzeichen seines angeblichen Standes gedient hatte, mitzunehmen vergaß. Hermann warf sie ihm nach.

Des Kammerherrn Rachsucht veranstaltete kurz darauf einen neuen ärgerlichen Auftritt. Ein lumpig gekleideter Kerl (von dem sich aber Hermann erinnerte, daß er ihn

oft in Falkenhofs Livree gesehen hatte) kam zu ihm und hatte einen häßlichen räudigen Hund bei sich. „Hören Sie,“ sprach er in einem brutalen Tone, „mein Herr, der Graf von Unstern, läßt Ihnen sagen, Sie sollten ihm diesen Hund abmalen. Er meinte: das Thier sey freilich nicht schön, aber Ihre Pinselkunst sey auch nicht weit her, und so passe das recht gut zusammen.“

„Schurke!“ rief Hermann, ihn die Treppe hinab prügelnd: „Das ist meine Antwort! Und wenn sich dein mir wohlbekannter Herr, der sich einen sehr ominösen Namen beigelegt hat, noch ein einziges Mal in meiner Wohnung sehen läßt, so werd' ichs ihm eben so machen!“ —

„Das soll Euch theuer zu stehen kommen!“ keuchte der fliehende Lump.

Es war keine leere Drohung. Das erfuhr Hermann nach Jahren.

Doch auch jetzt noch setzte der Kammerherr, der sonst nichts zu thun hatte, den kleinen Krieg der Neckereien gegen seinen Zwillingsbruder unabläßig fort, und warb dazu Bundesgenossen aus allen Ständen. Er wiegelte besonders den jungen muthwilligen Adel der Hauptstadt auf. Hermann durfte sich mit seiner Gattin weder im Schauspielhause, noch auf Promenaden sehen lassen. Ueberall verfolgte ihn freches Gehöhne. Sogar Straßenbuben wurden gedungen, ihm die Fenster einzuwerfen.

Zu gleicher Zeit standen auch andere Feinde gegen ihn auf. Es waren die Federhelden, die er im Weinhause beleidiget hatte. Eine öffentliche Gemäldeausstellung, wozu er einige Bildnisse lieferte, gab ihnen einen erwünschten Anlaß, sich an ihm zu reiben. Sie verstanden zwar sammt und sonders nichts von der Malerei; doch da sie jede Gelegenheit, mit ihren Kielen ein paar Groschen zu erwerben, be-

gierig ergriffen, so ließen sie auch über jene Bildersammlung kritische Flugblättchen in die Welt flattern. Es war nichts leichter als das. Sie schlichen Tag für Tag in den Zimmern der Gallerie herum, behorchten die Urtheile der Kenner, und schickten sie in die Druckerei. Da aber an solchen Orten gewöhnlich nur das Lob laut ausgesprochen, der Tadel hingegen verschwiegen, und überhaupt viel geschmeichelt und geheuchelt wird, so kam auf solche Weise manche Schülerarbeit zu der Ehre, von den horchenden Kritikastern hinterher am Schreibpulte bis in den Himmel erhoben zu werden. Nur Hermanns Gemälde wurden von ihnen in den Abgrund der Verdammniß geworfen, ungeachtet das unbefangene Publikum so rühmlich über sie urtheilte, als sie es wirklich verdienten. Bei diesem Lobe waren die Krittler taub und gaben lieber Blößen ihrer Unwissenheit, als daß sie dem verhaßten Künstler Gerechtigkeit widerfahren ließen. Sie übten sogar die kleinliche Bosheit, auf den mit ihm gehabten verjährten Streit in der Weinstube anzuspielen, und sich dadurch als Verfasser ihrer anonymen Kritik vor ihm zu entlarven. In seinen Schildereien sollte, nach ihrem Ausspruche, bald ein ausgestreckter Arm und bald ein flatterndes Gewand den Flügeln einer Windmühle ähnlich sehen, und sie riethen daher dem Stümper wohlmeinend, seinen Pinsel, den er wider Minervens Willen handhabe, niederzulegen, und als ein ehrsamer Müller vom Winde zu leben.

Hermann lächelte über diese unverständige Rezension. Er erinnerte sich dabei der Worte Bürger's:

Wenn dich die Lästerzunge sticht,
So laß dir das zum Troste sagen:
Die schlechtsten Früchte sind es nicht,
Woran die Wespen nagen.

Aber er sah doch bald, daß jene boshafte Krittelei auf die Blüthe seines Erwerbszweiges wie ein giftiger Mehlthau wirkte. Das schwache, wetterwendische Publikum glaubte den Lästerkielen mehr als seinen eigenen Augen, und hielt ihn, dessen Bildnisse bisher allgemein geschätzt worden waren, nun mit Einem Male für einen armseligen Gurkenmaler, weil ihn drei heimtückische Dummköpfe dafür erklärt hatten. Die ihm ertheilten Aufträge wurden von allen Seiten zurückgenommen; auf neue war nicht weiter zu rechnen. Seine Lage fing also an mißlich zu werden. Er mußte darauf denken, einen andern Wohnort zu wählen. Die Hauptstadt war überhaupt für ihn schon dadurch reizlos geworden, daß Frau von Bahlingen und ihr Gemahl sie verlassen und sich auf ihr Landgut, in der Gegend von Eibenburg, begeben hatten.

42.

Landleben.

Indem Hermann einst mit Agathen rathschlagte, wo sie sich anderwärts niederlassen wollten, brachte ihm der Postbote einen wichtigen Brief von seinem vormaligen Pflegevater, mit dem er in beständiger Correspondenz stand.

„Mein lieber Sohn,“ schrieb der ehrwürdige Pfarrer, „ich erhalte eben jetzt eine theils traurige, theils erfreuliche Nachricht aus Hirschfeld. Der Tod hat die Welt um ein Biederherz ärmer gemacht: unser guter alter Gönner und Freund, Herr von Föhrwald, ist vor einigen Wochen gestorben. Ich beweine ihn aufrichtig, und auch deine Augen werden nicht trocken bleiben. Des braven Mannes Asche verdient deine dankbare Verehrung um so mehr, da er dir

in seinem letzten Willen zehntausend Thaler ausgesetzt hat. Diese Summe liegt innerhalb vierzehn Tagen zur Hebung bereit. Ich erwarte dazu deine Anordnung und Vollmacht.“ —

„O du edle Seele!“ rief Hermann aus, und wandte die nassen Augen gen Himmel. „Du hast ehrlich und in reichem Maße Wort gehalten! — Sieh, Agathe, das ist der Brautschatz, den du mir zubringst! Ich hatte dich gegen Falkenhofs Brutalität vertheidigt; darüber gerieth Föhrwald mit deinem Vater in einen heftigen Streit; er sollte mit Pistolen ausgemacht werden; ich löste den Knoten durch meinen schleunigen Abzug aus Hirschfeld, und dieses kleine Sühnopfer hat mir der Selige nun so überschwänglich vergolten. Möchte nicht Falkenhof bersten vor Neid, wenn er hört, daß er selbst uns zu diesem Glücke verhalf? — Aber so geht's oft, daß der Verfolger eine Fallgrube gräbt, und über diese hernach wider seinen Willen eine goldne Brücke für den Verfolgten schlagen muß!“ —

„Eine wahre Rettungsbrücke für uns!“ sagte Agathe. „Und wenn du meiner Meinung bist, Hermann, so soll sie uns aus dieser feindseligen Stadt hinweg in eine friedliche Landgegend tragen.“ —

„Ja, aufs Land, aufs Land!“ rief er aus. „Dahin trugen mich längst meine Wünsche. Dort ärgert uns kein frecher Hofschranz, kein hungriger Winkelkunstrichter! Dort will ich meinen Pinsel gegen das Grabscheit vertauschen; und führ' ich es auch Anfangs nicht ganz geschickt, so werde ich wenigstens nicht darüber in gedruckten Wischen getadelt.“ —

Ein paar Tage nachher ward in den Zeitungen ein ihm angemessenes, zehn Meilen entlegenes Landgut zum Verkauf ausgeboten. Er besprach sich mit dem Besitzer, der in

der Residenz wohnte. Die Bedingungen waren billig. Als der Eigenthümer vollends hörte, daß er den Kaufschilling sogleich baar erhalten könne, da ließ er von seiner Forderung noch ein Beträchtliches nach, und erklärte sich auch bereit, die Kosten der Beaugenscheinigung zu tragen. Die Reise ward unverzüglich gemacht. Hermann, der in der Landwirthschaft kein Neuling war, fand die Felder und Wiesen des Gutes im besten Stande und die Lage des Ganzen sehr anmuthig. Es war ein ansehnlicher, von Frohnen und andern Dienstbarkeiten entbundener Freihof. Das dazu gehörige nette Gebäude war die Hauptzierde eines freundlichen Dorfes, das ein guter Schlag Menschen bewohnte.

Der Kauf ward geschlossen. Das Geld aus Hirschfeld kam an. Hermann bezahlte sein Gut und behielt noch tausend Thaler übrig. Nun wurden ihm und Agathen die Mauern der Stadt zu enge. Sie bezogen ohne Aufenthalt ihr ländliches Sorgenfrei. Die erste Anstalt, die sie dort machten, war ein Denkmal der Dankbarkeit, das sie in der Mitte eines kleinen Lustgartens, der ans Wohnhaus stieß, ihrem Wohlthäter Föhrwald errichten ließen.

Gemeiniglich sind diejenigen Menschen die glücklichsten, deren Leben still, wie ein Wiesenbach, und so einförmig dahin fließt, daß selbst die spürnasigsten Nachbarinnen sich nichts von ihnen zu erzählen wissen. So lebten Hermann und Agathe. Nur ihr Einzug und die Taufe eines Sohnes, dessen Geburt bald nachher ihr häusliches Glück erhöhte, machten einiges Aufsehen im Dorfe. Uebrigens gab es in einem Zeitraume von zwei Jahren wenig von ihnen zu sprechen. Sie führten, da sie beide auf dem Land erzogen waren, ihre Feld- und Hauswirthschaft ohne Fehler und Mißgriffe, durch die sie sich bei den Landleuten

(die den Städter, der Ackerbau zu treiben beginnt, scharf beobachten) hätten lächerlich machen können. Daß Hermann nicht selbst pflügte, fiel nicht auf; das war man von den Freihofsbesitzern schon gewohnt. Andern Arbeiten unterzog er sich aber mit einer Gewandtheit, die oft das ganze Dorf in Verwunderung setzte. Es war zum Beispiel eine Lust, ihn in der Erndte Garben binden zu sehn. Auch Agathe schämte sich nicht, ihren Flachs zu jäten und mit dem Rechen auf der Schulter ihren Mann zur Heuerndte zu begleiten.

Doch ist es hier weder Zeit noch Raum, ein vollständiges Idyllengemälde aufzustellen. Nur noch ein Wort vom Winter, der gemeiniglich zu den auf's Land verschlagenen Städtern als ein langweiliger, gähnender Gast, mit bleiernen Füßen ins Haus tritt. Freundlicher, und ohne ein Gefolge träger Stunden, erschien er unserm arkadischen Paare. Die Tage verflogen unter Geschäften im Innern des Hauswesens, und für Abendzeitvertreib sorgte der nachbarliche Freund, der Pfarrer, ein heitrer, jovialischer Mann, den sein gutes Geschick mit einer eben so frohsinnigen Gattin beglückt hatte. Er war in der geselligen Unterhaltung ein wahrer Proteus. Er spielte Klavier, deklamirte vortrefflich, erzählte selbsterfundene witzige Mährchen, war in Räthseln und Charaden ein Meister, und machte über jeden lustigen Vorfall, der sich im Dorfe begab, einen Schwank in Hans Sachsens Manier, um seine Freunde damit zu ergötzen. Bei diesen abwechselnden Vergnügungen überraschte des Nachtwächters Horn die lachende Gesellschaft immer zu schnell, und sie trennte sich nie ohne das freudige Versprechen, den folgenden Abend wieder zusammenzukommen.

Diese kleinen, unzechigen Kränzchen fanden auch im Som-

mer Statt; nur mit dem Unterschiede, daß dann Hermanns schattiger Garten der beständige Sammelplatz war, und daß die Frau Pfarrerin, wenn die Reihe der Bewirthung sie traf, einen gefüllten Speisekorb aus ihrer Wohnung mitbrachte. Hermann erklärte das anfangs als eine Verletzung seiner Territorialrechte. „Das Befugniß der Gastfreiheit," sprach er, „steht mir auf meinem Grund und Boden allein zu." Aber der Pfarrer, ein erklärter Feind der Schmarotzerei, bestand darauf, jene Gebietseingriffe fortzusetzen, und Hermann mußte nachgeben, wenn er nicht einen Tag um den andern zwischen zwei unbeschatteten Kohlbeeten tafeln wollte, das war des guten Pfarrers ganzer Gartenbezirk, den er bisweilen, sich selbst damit aufziehend, sein Wörlitz nannte.

Doch ach! diese schuldlosen Freuden nahmen ein betrübtes Ende. Einem frohen Abend folgte eine schreckliche Nacht! —

Tages vorher drang ein Mensch, der das Ansehen eines betrunkenen Landstreichers hatte, in Hermanns Wohnstube und forderte mit einem trotzigen, befehlenden Tone einen Zehrpfennig. Hermann stutzte, ungeachtet ihm dergleichen Besuche nichts Seltnes waren. Die Stimme klang ihm bekannt. Ein langer Bart, Schmutz und Pflaster entstellten des Bettlers Gesicht, und dennoch stach unter dieser Maske der Bube hervor, der zwei Jahre vorher einen räudigen Hund zum Porträtiren vorführte. Hermann war einen Augenblick unschlüssig, ob er ihn, als einen so schlechten Bekannten, anreden wollte; doch, um sich mit dem Schuft in keinen ärgerlichen Streit einzulassen, reichte er ihm schweigend doppelt so viel, als er andern Bettlern zu geben pflegte.

„Ich brauche fünf Thaler!" rief der Vagabund mit ge-

bieterischer Stimme, und warf ihm die erhaltene Münze vor die Füße.

Hermann ermahnte den Unverschämten, seines Weges zu gehen, oder man werde ihn durch die Dorfgerichten aufgreifen lassen. „Ho! ho!“ lachte der Grobian; „die hohen Magistratspersonen pflügen und säen weit von hier auf dem Felde: die erwischen mich nicht. Also nur her mit den fünf Thalern!“ — Er blickte bei diesen Worten scharf auf das Schreibpult, und that ein paar rasche Schritte nach demselben hin, als ob er sich das Sümmchen selbst auszahlen wollte. Hermann griff an die Wand nach einer Pistole. „Nur gnädig!“ sagte der Bettler gelassen, und zog sich an die Stubenthür zurück. Da blieb er stehen und fragte: „Wollen Sie einen rothen Hahn kaufen?“ — „Nein!“ antwortete Hermann. „Nun, so sollen Sie ihn umsonst haben!“ brummte der Kerl zwischen den Zähnen und ging fort.

Hermann verstand die mordbrennerische Drohung nicht. Er sah den Bettler zum Dorfe hinaus eilen, dachte dann nicht weiter an die Sache, erinnerte sich ihrer nicht einmal in der Abendgesellschaft, und legte sich sorgenfrei zu Bett.

Eine Stunde nach Mitternacht weckten ihn gewaltige Schläge an seine Hauspforte. Er fuhr empor. Sein Zimmer war erleuchtet, als brennten alle Wände. Agathe, die zugleich erwachte, sprang mit einem Angstgeschrei nach der Thür, sank aber dort ohne Bewußtseyn zu Boden. Er trug sie in den Hof, kehrte zurück, riß sein Kind aus dem Bette, und floh mit ihm vor den einbrechenden Flammen. Die Glut wüthete mit unbezwinglicher Macht. Sie spottete gleichsam der schwachen Wasserströme, womit man ihr Einhalt thun wollte. Ihr fürchterlicher Andrang ließ keinen Versuch, etwas zu retten, gelingen. Nur die kleine

Heerde der Hausthiere entriß Hermann mit einiger Lebensgefahr den Flammen; und er dachte dabei nicht an ihren Geldwerth, sondern handelte blos als Mann von Gefühl. Diese gutmüthige That war kaum glücklich vollführt, da stürzten hinter ihm Dach und Mauern ein, und nach wenigen Stunden war die Wohnung des Friedens und der Glückseligkeit in einen glühenden Schutthaufen verwandelt. Alle andere Häuser umher blieben verschont.

43.

Die Reise in die Heimath.

Indem noch das Feuer seinen Raub verzehrte, entstand unter den wohlhabenden Einwohnern des Dorfes ein Wettstreit der Menschenliebe. Sie drängten sich zu Hermann und boten ihm Wohnung und jede nur mögliche Hülfe. Aber der Pfarrer war ihnen zuvorgekommen, hatte schon Agathen und ihr Söhnchen zu seiner Gattin gebracht, führte dann auch seinen Freund, der noch das Feuer wie ein gleichgültiges Schauspiel anstarrte, von der Brandstätte hinweg, und sprach ihm unterwegs kräftige Worte des Trostes zu. „Lieber Pastor," antwortete Hermann, „ich habe viel verloren, nur die Fassung nicht. Es ist ja nicht das erste Mal, daß mich das untreue Glück von einem Freudengipfel hinabstürzt. Ich betrachte seine Gaben nur als Darlehne, die man ohne Murren zurückgeben muß, wenn sie aufgekündiget werden." —

Indessen war der Tag angebrochen. Man setzte sich im Pfarrhause zum Frühstück und rieth hin und her, wie das Feuer entstanden seyn könnte. „Eine verruchte Hand hat es angelegt; das ist gewiß!" sagte der Pfarrer. „Ich

kenne nur im ganzen Dorfe keinen Menschen, dem ich diese Gräuelthat zutrauen möchte." — Jetzt erinnerte sich Hermann des Bettlers und erzählte den Auftritt. „Himmel!" rief der Pfarrer, „wie konnten Sie nach dieser Begebenheit so ruhig seyn! Wissen Sie denn nicht, daß der rothe Hahn in der Kunstsprache der Mordbrenner Feueranlegen bedeutet?"

Er eilte, ohne Hermanns Bekenntniß seiner Unwissenheit abzuwarten, zum Dorfrichter, und forderte ihn zur Verfolgung des Brandstifters auf. Mehrere Bauern setzten sich in dieser Absicht zu Pferde; doch keiner fand den Verbrecher, in dessen Person sich Hermann weder jetzt, noch damals, als er das Hundeporträt bestellte, geirrt hatte. Er war wirklich in Falkenhofs Diensten gewesen und erst einige Monate vor Anlegung des Feuers verabschiedet worden, weil sich der Kammerherr nun in so zerrütteten Umständen befand, daß er keinen Diener mehr unterhalten konnte. Er hatte sich durch die tollste Verschwendung völlig zu Grunde gerichtet, und sich durch ein ehrloses Leben in einen so übeln Ruf gebracht, daß sogar keine andre Herrschaft den vieljährigen Vertrauten und Gehülfen seiner Ausschweifungen in Dienste nehmen wollte, weil Sittlichkeit und Ordnung nicht von ihm zu erwarten waren. Er verließ als Bettler die Hauptstadt, erfuhr in der Gegend, wo er sich herumtrieb, Hermanns Aufenthalt, und faßte den Vorsatz, ihn zu bestehlen. Die Pistolen an der Wand schreckten ihn davon ab; doch auf der Stelle fiel ihm nun ein, wegen der einst empfangenen Schläge durch Feueranlegung Rache zu nehmen, und er that es, nachdem er sich bis zum Einbruch der Nacht in einem Wäldchen vor dem Dorfe verborgen hatte. Alles das gestand er in der Folge selbst.

Das halbe Dorf jagte ihm noch in den Morgenstunden nach, als Hermann und Agathe die dampfenden Ruinen ihres Wohnhauses besuchten. Die junge Frau brach bei diesem grausen Anblick in Thränen und Klagen aus. „Weine nicht, Beste!“ sprach er, und hob den Knaben aus ihren Armen empor: „Siehe, wir haben unser Liebstes gerettet; Alles andre läßt sich ersetzen, und ich hoffe, wir werden noch viel glückliche Jahre mit einander verleben.“

Plötzlich sprengte ein Postreiter daher. „Sie sind, wie ich höre, Herr Brok,“ sprach er. „Ich habe einen Brief an Sie abzugeben.“ Er that es, wandte sein Pferd und galoppirte zurück.

Staunend erkannte Hermann die Handschrift seines Pflegevaters und las: „Mein Sohn, reise unverzüglich nach Eibenburg und melde dich den zwölften dieses Monats in den Vormittagsstunden bei dem Besitzer des Schlosses, Herrn von Falkenhof, dem Vater. Grüble nicht über diesen Ruf, folg' ihm mit Vertrauen auf mich, es wird dich nicht reuen.“ —

„Was denkst du von diesem Räthsel?“ fragte Hermann Agathen, als er ihr den Brief vorgelesen hatte.

„Ich bitte dich, reise nicht!“ sagte sie. „Der Kammerherr Falkenhof ist unser Feind und mißbraucht wahrscheinlich seines Vaters Namen, um dich in eine Falle zu locken.“

Hermann widersprach. Er kenne, sagt' er, seines Pflegevaters Handschrift zu genau, und es sey nicht möglich, daß dieser brave Mann an einem boshaften Anschlage gegen ihn Theil nehmen könne.

Kurz, er entschloß und rüstete sich zur Reise. Es war keine Zeit zu verlieren. Er mußte, da sein Geldvorrath und seine Garderobe verbrannt waren, eine Summe vom Pfarrer entlehnen, um sich in der Hauptstadt, durch die

ihn der Weg führte, Kleider zu kaufen. Agathe bat ihn, sich dort auch mit Pistolen und einem Degen zu versehen. Er versprach's und hielt Wort, ungeachtet er nicht besorgte, dieser Waffen zu bedürfen.

Spät am Abend vor dem bestimmten Tage kam er in Eibenburg an. Er trat im Wirthshause ab. Es lag kaum hundert Schritte vom Schlosse. Er war nicht gewohnt, sich mit Gastwirthen in ausforschende Gespräche einzulassen; doch erfuhr er zufällig, daß Herr von Falkenhof des folgenden Tages seinen siebzigsten Geburtstag feiere und daß sein Sohn, der Kammerherr, vor wenigen Stunden aus der Residenz eingetroffen sey.

44.

Die Räuber.

Der Reisende ging zu Bett. Das Lager war hart und sein Geist unruhig; er konnte nicht schlafen. Grabstille herrschte durch's Dorf. Aber zwei Stunden nach Mitternacht hörte er ein nahes Getöse, als würde eine Thür mit behutsamer Gewalt erbrochen. Er sprang auf und sah bei Mondlicht, daß zwei lange, in Mäntel verhüllte Gestalten vor der Schloßpforte herumstrichen. Das sind Räuber, dacht' er, und schnell warf er sich in Kleider, weckte den Wirth und beschwor ihn, sich mit seinen Leuten zu bewaffnen. Das geschah. Er ließ indessen das Schloß nicht aus dem Gesichte. Plötzlich klirrten dort zerschlagene Fenster, und eine Stimme rief: „Zu Hülfe! zu Hülfe!“ Er stürzte fort. Die Männer vor dem Schlosse zogen ihre Säbel, als er gegen sie anrannte. Er feuerte eine blindgeladene Pistole auf sie ab. Sie ergriffen die Flucht.

Er eilte nun ins Schloß und drängte den Wirth, der eine Laterne trug, als Wegweiser vor sich her. Ein Mordgeschrei schallte ihm aus einem Zimmer entgegen. Er sprengte die Thür. Ein Greis und eine bejahrte Dame lagen gebunden auf dem Fußboden; zwei Räuber standen mit bloßen Degen vor ihnen. Es kam ohne Wortwechsel zu einem Gefechte. Hermann empfing eine leichte Wunde; doch sein kräftiger Gegenhieb lähmte den einen Räuber, daß er den Degen fallen ließ; den andern machte der Gastwirth und sein Gefolge wehrlos. Indessen hatte der Pistolenschuß mehrere Nachbarn herbeigerufen. Die Entwaffneten wurden mit denselben Stricken gebunden, die sie dem Edelmann und seiner Gemahlin angelegt hatten. Alles übrige Raubgesindel war entflohen. Man fand, als man das Schloß durchsuchte, einen alten Bedienten und ein Dienstmädchen geknebelt; aber frei und ledig traf man im heimlichen Gemache — den Kammerherrn, der sich beim ersten Lärm dahin geflüchtet und seine hochbetagten Eltern ihrem Schicksal überlassen hatte. „Ist der Weg wieder rein?“ sprach er mit einer lächelnden Miene. Als er aber jetzt Hermannen erblickte, verfinsterte sich sein Gesicht, und er fragte stolz: „Was machen Sie hier?“ — „Ich werde davon Ihrem Herrn Vater Rechenschaft geben;“ antwortete Hermann mit Gelassenheit. Der Kammerherr kehrte ihm den Rücken, ging in sein Zimmer und legte sich wieder zu Bett.

Unter der Zeit hatte Falkenhof, der Vater, die Umstände seiner Rettung von dem Gastwirth erfahren, und befohlen, daß der Fremdling (dessen Namen der Wirth nicht wußte) zu ihm gerufen werde. Hermann kam. Der Greis und seine Gattin waren allein. „Ich höre,“ redete Jener ihn

an, „daß Sie unser Schutzengel gewesen sind. Mit wem habe ich das Vergnügen zu sprechen?“

„Ich bin Hermann Brok, der sich heute bei Ihnen einfinden sollte.“

„Gott!“ rief der Alte, und Freudenschauer durchbebten ihn: „Gott! ist's möglich? — Du bist mein Sohn! — Mutter, es ist unser Sohn!“ Sie stürzte herzu. Beide umarmten ihn schluchzend. Es war eine heilige Minute, die jeder Versuch, sie zu beschreiben, entweihen würde.

Hermann, dem dieß alles wie ein schöner Traum vorkam, erfuhr nun aus des Vaters Munde das Geheimniß seiner Geburt. Wie erstaunte er, da ihm sein abgesagtester Feind als sein Zwillingsbruder bekannt wurde! — „Lieber Sohn,“ sagte der Vater, „vergib mir, daß ich mich bis jetzt vor dir verbarg! Ich habe durch die vielen Jammerstunden, die mir Florentin machte, für diesen Sonderlingsstreich hart gebüßt und büße noch.“ —

Hermann mußte nun die Begegnisse seines Lebens ausführlich erzählen, ungeachtet Doktor Wigmund von Zeit zu Zeit bei dem Pfarrer Brok darüber Nachrichten eingezogen und sie nach Eibenburg befördert hatte. Daher wußten es die Eltern auch schon, daß die Brüder zu verschiedenen Malen mit einander in Streit gerathen waren.

Während dieser vertraulichen Gespräche schlief der Kammerherr noch sechs bis sieben Stunden. Endlich erschien er, um zu frühstücken. „Was will der Mensch hier?“ fragte er mit großen Augen, als er Hermannen in der Mitte seiner Eltern fand. „Umarme ihn!“ sagte der Vater. „Er ist dein Bruder und hat in der vorigen schrecklichen Nacht mein Leben gerettet.“ — Der Kammerherr lachte wie unsinnig. „Mein Bruder? — Du spassest, Väterchen!“ — „Mit nichten, Florentin!“ versetzte der Greis.

„Er ist wirklich dein Zwillingsbruder, den ich wenige Stunden nach Eurer Geburt fremden Händen überlieferte und bald nachher für todt ausgab. Das weiß deine Mutter, das weiß Doktor Wigmund, das bezeugen diese Schriften.“ — Er legte ihm einen Stoß Papiere vor. Bleich und stumm blätterte Florentin einige Minuten darin, warf sie dann dem Vater wieder zu und sagte hitzig: „Das sind Tollheiten! Ich soll mir einen Menschen, der als Domestik gedient hat, zum Bruder aufschwatzen lassen und einst mein Erbe mit ihm theilen?“ — „O sprich nicht vom Erbe!“ seufzte der Vater. „Deine Verschwendung hat Vorernte gehalten; es ist nicht mehr der Mühe werth, meinen Tod zu wünschen. Ich besaß zwei treffliche Güter; ich freute mich, sie unter euch Brüder zu theilen: aber du hast so übel gewirthschaftet, daß ich schon längst das eine verkaufen mußte und von dem andern nur noch den Scheinbesitz so lange habe, als mich meine Gläubiger darin dulden. — Hier steh' ich mit leeren Händen vor dem bessern Sohne und zittre vor seinen Vorwürfen, daß ich sein Erbtheil von dem schlechtern verprassen ließ.“ —

„O, mein Vater!“ rief Hermann, ihm um den Hals fallend. „Ich begehre nichts, ich bedarf nichts, als Ihre Liebe.“ —

Unter dieser Herzensergießung strotzte Florentin mit zornigem Geräusch aus dem Zimmer. „Was er tobt, der Trotzige!“ sagte der Vater. „O wie verkehrt fiel das Loos, das ihm Ueberfluß und dir Mangel zutheilte!“ — Bald darauf hörte man eines Pferdes Galopp im Hofe. Der Greis ging ans Fenster. „Da jagt er mit meinem letzten Pferde fort!“ sprach er. „Er hat mir schon nach und nach ein Dutzend zu Schanden geritten, und scheint nun

auch diesem armen Thiere den Untergang geschworen zu haben."

Jetzt meldete der Gerichtshalter: einer der gefangenen Räuber habe, nach eigener Aussage, noch vor Kurzem in des Kammerherrn Diensten gestanden und daher des Schlosses Gelegenheit gekannt. Hermann muthmaßte sogleich, daß es eben derselbe sey, der bei ihm Feuer angelegt hatte. Das bestätigte sich, als ihm der Gefangene in der Gerichtsstube vorgestellt wurde. Er wollte Anfangs, ungeachtet man viel Schwefel bei ihm gefunden hatte, die Brandstiftung läugnen; doch, in Widersprüche verwickelt, gestand er endlich dieses Verbrechen.

45.

Nemesis.

Nun folgten angenehmere Scenen. Es kamen zwei Wagen mit eingeladenen Gästen an. Einer brachte den Pfarrer Brok und den Doktor Wigmund; der andere den Hauptmann von Bahlingen und seine Gattin. Welcher Jubel! Die Letztern, die es noch nicht wußten, daß Hermann ein geborener Falkenhof war, hörten diese Neuigkeit mit freudigem Erstaunen.

Die Tafel war gedeckt. Florentins Rückkunft ward vergebens erwartet. Man mußte sich ohne ihn zum Mittagsmahle setzen.

„Nun sehen Sie, Doktor!" sagte Herr von Falkenhof: „wir haben meinen siebzigsten Geburtstag erlebt. Aber vor dreißig Jahren glaubt' ich nicht, daß mein Experiment, vor welchem Sie mich prophetisch warnten, auf Florentins Seite so übel ausschlagen würde. Ja, Doktor, es

gibt eine Nemesis! Sie bestrafte meine Thorheit, daß ich, ohne von der Natur dazu geschaffen zu seyn, den Sonderling spielte, und mich besonders in einer so wichtigen Sache als Querkopf benahm. — Würde diese Geschichte in einem Roman erzählt, man erklärte sie ohne Zweifel für eine unnatürliche Erfindung.“ —

„O nein, Herr von Falkenhof!“ antwortete Wigmund, „Sie haben sogar in der Wirklichkeit Ihres Gleichen. Ich will Ihnen nur zwei berühmte Namen nennen, die mir eben beifallen. Rousseau, der durch seinen Emil eine Umschaffung des Erziehungswesens bewirken wollte, schickte seine Kinder ins Findelhaus, und Frau von Genlis, die Verfasserin vieler pädagogischen Schriften, ließ ihre zwei Töchter als vorgebliche Waisen in London erziehen.“

Die Tischgespräche gewannen bei jedem Glase Wein an Heiterkeit. Man stand vergnügt von der Tafel auf. Jetzt sprengte Florentin wie ein Rasender in den Hof. Das keuchende, schaumbedeckte Roß stürzte an der Treppe unter ihm zusammen. Er kam aus einer zwei Meilen entfernten Stadt, wo er einen Rechtsgelehrten um Rath gefragt und sich zugleich halb von Sinnen getrunken hatte. „Vater!“ schrie er, in den Saal stürmend, „schaffen Sie diesen Bastard hinweg, oder es geschieht ein Mord!“ — Der Greis bebte zurück. „Sohn, du bist schrecklich!“ sprach er. „An mir geht in Erfüllung, was die Bibel sagt: Zärtle mit deinem Kinde, so wirst du dich einst vor ihm fürchten müssen!“ —

Bahlingen und die übrigen Männer stellten sich wie eine Schutzmauer vor den zitternden Alten, und Hermann umschloß ihn mit beiden Armen. „Ich beschwöre Sie, Vater,“ rief er aus, „treten Sie meinem Bruder alles ab, was Sie noch besitzen, und beschließen Sie mit meiner

Mutter Ihre Tage bei mir! Mein schuldenfreies Gütchen gewährt uns Nahrung und Frieden.“ —

„Ja, Hermann, wir ziehen mit dir!“ sagte der Greis. „Du, Florentin, bist von diesem Augenblick an hier gebietender Herr! Erlaube nur mir und deiner Mutter, uns noch eine einzige Nacht in diesen Mauern aufzuhalten.“ —

Mit stummer Verstocktheit entfernte sich der Kammerherr, blieb den ganzen übrigen Tag unsichtbar, und ging am folgenden Morgen sehr früh auf die Jagd, um dem Abschiede von seinen Aeltern auszuweichen.

Hermann führte sie im Triumph zu seiner Gattin, die mit ihm noch bis diese Stunde wetteifert, das greise Paar gleichsam auf den Händen zu tragen. Vater Falkenhof kam übrigens nicht mit ganz leerer Hand. Er hatte längst für seinen guten Sohn einige tausend Thaler bei Seite gelegt, und erbaute damit auf der Brandstelle ein bequemes Haus, in welchem nun Liebe und Zufriedenheit wohnen.

Florentin ward bald von den Gläubigern aus seiner Residenz vertrieben. Seitdem abenteuert er unstät in der Welt umher, und nährt sich abwechselnd vom Spiele, von Gaunereien und — Bettelbriefen.

3.

4

5.

6.

7.

8.

V.

9.

10.

V.

11.

12.

1.

2.

ſä

T

1.

2.